Sämtliche Werke
portischen Inhalts.
Band 12

LELARGE GRAVANT UN VOLUME DE FLEURONS

833.7
D1141

Digitized by Google

Buch VII.
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

YMANUL
NOINU.OBSOMIATSIMALOJ
YTISAJEVINU

129373

Digitized by Google

Romane

von

Felix Dahn.

Bis zum Tode getreu — Weltuntergang.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel
1904.

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

Bis zum Tode getreu.

Erzählung aus der Zeit Karls des Großen.

Digitized by Google

Begonnen 1881, vollendet 1887.

Digitized by Google

Carmen Sylva

zu eigen.

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Grenze zwiſchen den Dänen-Gauen und den zum Frankenreich gehörigen Nordſachſen — nördlich der Elbe — bildete zu Anfang des neunten Jahrhunderts ſo ziemlich der von Oſten nach Weſten ziehende Lauf der Eider; wenigſtens war die Mark nördlich der Eider ein beſtrittener Boden; die Dänen behaupteten ſich hier in gar manchen Strichen: erſt allmählich gelang es, ſie über die Schlei zurückzudrängen.

Das Land weitum dort war damals noch meiſt von Urwald bedeckt oder von ſchilfigem Urſumpf. Selten waren die Rodungen; auf brauner Heide ragte dann der einſame Hof; viele Stunden hatte man zu gehen bis zu der nächſten Siedelung.

An dem linken, dem ſüdlichen Ufer der Eider erhob ſich ein ſolches Gehöft da, wo eine Furt das ſächſiſche, das Südufer erreichte.

Nicht ein Stein war zu dem Bau verwendet: ganz aus rohen Stämmen war er gefügt; das mächtige, faſt bis zur Erde herabreichende, teils graue, teils bräunlich-grüne Dach beſtand aus tiefen Schichten von Schilf und von Moos; an der dem Fluß abgekehrten Stirnſeite kreuzten ſich die beiden oberſten Schrägbalken: in zwei kunſtlos

geſchnitzte Pferdeköpfe liefen ſie aus. Das Wohnhaus und der daran gebaute Stall lagen wie verſteckt hinter einer Gruppe von uralten, hochwipfligen Eichen. Umhegt und umfriedet waren das Haus und der etwa fünfzig Schritt im Geviert meſſende Anger von der faſt manneshohen Hofwehre aus ſtarkem Pfahlwerk.

In den hölzernen Trog rechts vor der Hausthüre goß aus gehöhltem Baumſtamm ein Quell faſt lautlos ſein klares Waſſer. Auf allen drei Seiten, nur nicht nach dem Fluſſe zu, war der Hofzaun auf Pfeilſchußweite von dichtem Wald umgeben. Zwiſchen Wald und Hofwehre lagen ein paar ſchmale Felder Ackerlandes: Spelt und Hafer nickten mit wehenden Halmen im ſommerlichen Abendwind. Denn es ſank der Tag.

Da ſchritt aus den Bäumen weſtlich vom Hof auf die Lichtung heraus ein ſtattlicher, hochgewachſener Mann in ſchlichtem braunem Mantel. Er trug keine Kopfbedeckung: das dunkelblonde dichte Haar, der Vollbart prangte in kurzgekräuſeltem Gelock. Auf der Schulter lag ihm die Waldaxt: er kam von der Arbeit.

Wie er in den ſchmalen Pfad einbog, der durch das Haferfeld führte, blieb er ſtehen. Er warf einen langen, ſinnenden Blick auf das Gehöft, das im Abendlichte vor ihm lag. Die Sonne grüßte es noch einmal, bevor ſie hinter die hohen Wipfel des Waldes tauchte: das alte Moosdach leuchtete in warmem Goldbraun; ein feines Wölkchen weißen Rauches ſtieg aus der Luke oberhalb des Herdes: es war eine friedliche, faſt feierliche Schau. — Der Mann fuhr mit der Linken über die Stirn, ſein ruhiges, graues Auge glänzte nun raſch auf: „Nein," ſagte er, „Herr Graf. Mein Haus bleibt mein.

Mit weit ausgreifenden Schritten hatte er das Haferfeld durchmeſſen. Als er die Thüre der Hofwehre öffnete,

erſcholl ſtarkes, aber freudiges Gebell, und mit hohem Satz ſprang an dem Herrn empor ein mächtiger grauer Wolfshund, beide Vorderpranken wider ſeine Bruſt ſtemmend. „Hofwart, du treuer,“ ſprach der Mann, ſich losmachend und das breite Haupt des edlen Tieres ſtreichelnd. „Haſt wacker gewacht? Wo bleibt die Frau?“ Der Hund hatte verſtanden. Schnell wandte er ſich und lief gegen das Haus mit rufendem Bellen. Aber er brauchte ſie nicht zu holen, die Frau.“

Schon ſtand ſie auf der Schwelle der offenen Thüre: voll fiel der Strahlenguß der ſinkenden Sonne auf die feine Geſtalt: ſie hielt die linke Hand, umgewandt, oberhalb der Augen, der Blendung zu wehren; in der Rechten trug ſie, zur Erde geſenkt, die flachsumflochtene Spindel, das hellblonde, lichte Haar, vom Strahl der Abendſonne übergoldet, leuchtete: ſo ſtand ſie da, umrahmt von den tief dunkelbraunen Eichenpfoſten ihrer Hausthür, ein wunderſchönes, ein edles Bild.

Dem ſteten, reifen Manne ſchlug das Herz vor Liebe, vor Stolz. Schon hielt er vor ſeinem Weibe: — die Axt ließ er aber doch nicht in der Haſt zu Boden gleiten: bedachtſam ſchlug er ſie ein in den Brunnentrog. — Nun zog er der ſchönen jungen Frau beide Arme nach rechts und nach links auseinander an ihren Händen, ließ dieſe fallen und drückte die Erglühende innig an die breite Bruſt. Sie ſchwiegen beide und hielten ſich umfangen in langem, langem Kuß. — —

Sie ſchloß die Augen mit den goldbraunen Wimpern. Endlich machte ſie ſich los und ſchlug die Augen wieder auf, die ſanft hellblauen. Der ſcheue, wie erſtaunte Aufſchlag dieſes Auges hatte einen unwiderſtehlichen, weil gar ſo keuſchen Reiz und dann konnte das matte, ſonſt faſt allzu kühle Blau auch wohl lebhaft, ja feurig leuchten.

„Du erſtickſt mich, Mann! Haſt mich denn noch immer ſo lieb? Nach vierzehn Jahren!“

Er erwiderte nicht mit Worten, nur mit einem Blick. „Und die Kinder? Wo . . . —?“

Da waren ſie ſchon. Hofwart hatte ſie geholt. Laut bellend ſprang er voran aus der Hausthür, manchmal ſich wendend, bis aus dem Gang ein Knabe und dicht dahinter ein Mädchen hüpften: „der Vater!“ ſchrie der Kleine laut auf und ſprang ungeſtüm an des Ankömmlings Hals.

„Willkommen daheim, Vater,“ lächelte, freudeſtrahlenden Auges, die Schweſter und umſchloß die mächtige Rechte mit ihren beiden zarten Händen. Sie mochte dreizehn, der Bruder zwölf Jahre zählen. Sie zerrten ihn an die Bank, welche die Stirnſeite des Hauſes umgab: ſie zogen an ihm, bis er ſich darauf niederließ. Gleich ſaßen ſie auf ſeinen Knieen.

Der Knabe trug als ganze Gewandung nur ein eng anliegendes braunes Widdervließ, das die Arme und vom Knie ab die Beine unbedeckt ließ; er ging barfuß; den breiten Gürtel aus ungegerbtem Leder ſchloß eine eherne Spange; das Mädchen, deſſen ſchlichtes Haar von allerhellſtem, faſt weißem Gelb, auf den Wirbel mit einem blauen Wollband von der Mutter zierlich zuſammengeſchnürt war, ſchmückte ein weißes Linnengewand, das vom Hals bis an die Knöchel reichte; den Gürtel aus blauem Tuch hatte die Mutter mit roten Fäden durchwirkt, ebenſo den blauen Halsſaum und die blauen Ärmelöffnungen des Gewandes; die Füßlein ſtaken in Lederſchuhen, die hübſche, ſorglich geſäumte Lederriemen feſtigten oberhalb der feinen Knöchel.

Die Frau ſtand vor den Dreien. Sie erlabte ſich des Anblicks. Die Spindel in der Rechten hatte Ruhe: ihr mildes Auge ſtrahlte, langſam ſtrich ſie das frei flutende,

ſanft wellige Haar mit der linken Hand aus der Schläfe hinter das zierlich gerundete Ohr.

Wie ſie ſo da ſtand, umfloſſen von dem einfachen, langfaltigen, lichtblauen Wollgewand, das um die Hüften der handbreite Gürtel zuſammenhielt, — das weiße, aber nicht glänzende, ſondern mattweiße Antlitz von tiefſtem Stolz auf den Gatten, von freudigem Mutterglück verklärt, — die nicht allzu hohe, aber durchaus ebenmäßige Geſtalt, ſchlank, fein, und doch von jener weichen, echt fraulichen Rundung des jungen Buſens, war ſie vollendet ſchön.

„Vater, ich habe getroffen! Mit deinem Bogen!“ rief der Knabe, „das Wieſel im Lauf!“ — „Solang biſt du fort geweſen, Vater!“ klagte die Kleine, ſich zärtlich anſchmiegend und mit den weichen Händen in ſeinen vollen Kinnbart langend. „Mehr Tage als ich Finger habe! Jetzt bleibſt du aber doch recht lang bei uns?“

„Recht lange, Lindmuth.“

„Iſt die Arbeit im Neubruch zu Ende gethan?“ fragte die Frau; ſie ließ den Blick nicht von ſeinem Antlitz. — „Der Biſang iſt fertig und die Rodung. Nur noch ein paar Eichenknorren ſind auszukeſſeln. Das kann Heimo allein. Mich zog's nach Haus!“ — Er reichte ſeinem Weib die Hand über die Köpfe der Kinder hinüber. Sie drückte ſie und ging dann ins Haus.

„Wann kommt Heimo?“ fragte der Knabe. „Er verſprach, mir was mitzubringen.“ „Seine Fußwunde,“ forſchte eifrig die Kleine — „heilt ſie?“ — „Langſam. Eberzahn —“ „Und Hirſchgeweih quetſchen breite Wunde,“ fiel der Junge ein. „Und für den Vater,“ ſprach Lindmuth, „empfing er die Wunde!“ „Ich war dabei! — Das heißt: ich ſah es — von dem Baum herab!“ — verbeſſerte der Bruder, ehrlich. „Die wütige Bache griff die Männer beim Waldſchwenden an: ich kletterte gar hurtig

auf die Tanne! Des Vaters Speer zerknickte in ihrem Schulterſchild, ſie rannte den Waffenloſen mit dem Gewehre an: da ſprang Heimo dazwiſchen und gab ihr mit dem Sachs den Fang ins Genick. Aber ſein Fuß war ſchwer gehauen.“ „Er hinkt fortan. Wird er immer hinken müſſen?“ fragte Lindmuth. — „Ei, dafür hat ihn der Vater freigelaſſen. Lieber lahm und frei, als heil und Knecht.“ „Recht, Volkbert,“ ſprach der Vater — er ſah ſehr ernſt dabei aus — und ſtrich ihm über das krauſe Gelock.

Die Frau trat mit einem irdenen Krug und einem Holzbecher aus dem Haus, unter dem linken Arm einen Laib Roggenbrot. — Sie hatte des Gatten Blick gut bemerkt. Sie ſchenkte die ſchäumende Milch aus dem hohen Krug in den flachen, ſchalenähnlichen Becher und bot ihm dieſen dar; er trank in tiefen Zügen. „Da iſt auch Brot;“ ſie gab es ihm; er nahm das Meſſer, den Sachs, aus dem Gürtel und ſchnitt ab. Sie wandte das Auge nicht von ihm. „Wart ihr beiden immer allein im Wald?“ fragte ſie ſehr ruhig; denn eine wunderbare, wohlthätige vornehme Ruhe eignete dieſer blonden Frau: und doch verriet manchmal der aufblitzende Blick: — es war nicht Kälte, war Verhaltenheit.

„Immer, Muthgard. — Faſt immer!“ — „Hat der Graf nicht gejagt?“ „Der böſe Graf,“ flüſterte das Mädchen ängſtlich, an den Vater ſich ſchmiegend. „Auf den möcht ich ſchießen, nicht auf Wieſel,“ rief Volkbert und ballte die Fauſt. Der Vater hatte geſchwiegen auf die Frage der Frau. Jetzt gab er dem Knaben einen feſten Schlag auf den Krauskopf. „Volkbert! Du loſer Bube! Der Graf waltet an des Herrn Kaiſers Statt. Darüber denke nach. Aus meinen Augen!“

Schamrot, zögernd, ſchlich der Knabe in das Haus.

Die Kleine ſprang eilfertig von des Vaters Schos und lief ihm nach. „Wohin?“ fragte er. — „Ihn tröſten!“ Sie verſchwand im Hauſe mit einem mitleidvollen und doch heiteren, troſtgewiſſen Lächeln.

Die Gatten waren nun allein.

Zweites Kapitel.

Langſam ließ ſich die Frau — all' ihre Bewegungen hatten etwas Getragenes, faſt Feierliches — neben ihm nieder auf die Holzbank; ſie ſchob Krug und Becher zur Seite und ſagte, das klare Antlitz voll ihm zugewandt: „Graf Hardrad war im Wald. Ich hörte ſeine Hunde. Was hat er von dir gewollt?“ Der Mann furchte die Stirn. „Das alte Begehren. — Und ein neues dazu,“ lachte er bitter. „Er wollte mir die Rodung wehren. Es ſei königlicher Wald und ſein Lehen. Schweigend wies ich mit der Hand auf die Markeiche, in die, nach Beſchluß der Märker, meine Hausmarke geritzt iſt.“

„Und was gabſt du ihm zur Antwort auf das — andere, — das alte Begehren?“ — „Nichts. Ich ſchlug nur grimmig in den Baum vor mir. — Die Späne flogen ihm ins Geſicht. Er fluchte laut und ritt davon.“ Da legte die Frau den vollen weißen Arm um des Mannes Hals und ſah ihm ſcharf in die Augen: „Und das, Volkfried, muß ich dir alles abfragen — Wort für Wort?“ — „Du weißt, ich habe nicht viele Worte.“ „Du beſorgſt,“ ſprach ſie aufſtehend und ſich hoch aufrichtend, „mich zu ängſtigen, ſagſt du mir des böſen Grafen arges Trachten, das nimmer ruht, ſeinen Haß gegen dich. Sei getroſt:

du kannſt mir alles ſagen. Ich fürchte mich nicht. Ich habe dich."

„Und ich habe das Recht. Was kann auch der ſchärfſte Richter gegen das Recht? Nichts. Drum trachtet er ſchon lange, mich ins Unrecht zu ſetzen. Er reizt mich, wo er kann. Aber der fränkiſche Edelherr kennt ſie nicht, die Art der Sachſen: ſtet und ſtill, ſtolz und ſtark. Er kann reizen, ſolang er will. Ich glaube," lachte er grimmig vor ſich hin, „ich kann gar nicht zornig werden." — „Oh, Volkfried! Du biſt wie das Meer. Wenn du losbrichſt . . .! —" „Das haſt du doch nie erlebt. Oder . . . Nur einmal . . .! — Als der freche Händler —" er ſprang plötzlich auf: ſein ſonſt ſo ruhiges Auge ſprühte blaue Blitze, das Haar auf ſeiner Stirne hob ſich — „dir an die Wange rührte." „Rühren wollte," lächelte ſie, ſehr anmutvoll —: und nun war zu ſehen, wie lieblich dieſe ſtolzen, ſtrengen Züge werden konnten, wann ſie zärtlich, wann ſie freudig, wann ſie ein ganz klein wenig ſchelmiſch erweichten. „Er kam nicht weit mit ſeinem ſchlimmen Trachten! Als er, der wenige Mann, die ſchmutzige Hand nur gegen mich emporreckte, da haſt du ihn gewürgt, bis er umfiel — für tot. Zum Glück war er nicht ganz tot: ſonſt ließ Herr Karl dich hängen."

Sie ſuchte laut zu lachen. Aber es gelang ihr ſchlecht. Und in tiefſtem Ernſt, — der Scherz war ihr raſch vergangen — das Antlitz wendend — ſprach ſie zu ſich ſelbſt: „Nie, niemals darf er ahnen . . das andre."

Da ſchlug der Hund an und ſprang in mächtigen Sätzen gegen den Eingang der Hofwehre. Ein Mann ward dort ſichtbar: ſein Speer und ſeine eherne Sturmhaube ragten über die Pfähle. Nun wollte er eintreten durch die ſchmale Gatterthür. Aber der Hund ſtellte ihn: wütend ſcholl das Gebell, dazwiſchen durch der Scheltruf,

bald der Hilfschrei des Mannes. Volkfried war schon zur Stelle: er rief den Hund ab; jedoch er trat nun selbst in die Pforte, den Einschritt wehrend.

„Hund von einem Hund! Hätte mich schier zerfleischt," schrie der Fremde, ein stämmiger Mann, das Gesicht von südlicher Sonne gebräunt. „So empfängt man des Herrn Grafen, des Herrn Kaisers Boten?"

„Der Hund kennt Feind von Freund des Hauses," sprach die Frau. „Gieb Raum! Laß mich ins Haus," rief der Fremde Volkfried zu, der schweigend den Eingang füllte. „In des vollfreien Sachsen Hof tritt der Fronbote nicht. Über die Hofwehre hin, durch das Gegatter, meldet er seinen Auftrag." „Ungastlich Volk, diese Sachsen," schalt der Fronbote. „Kaum versteh ich ihr Gelispel. Oh, wär' ich daheim im warmen Seinethal geblieben." „Wir haben dich nicht gerufen, wir Sachsen," sagte die Frau. „Was bringst du?" fragte Volkfried. „Eine Ladung. Nach sieben Nächten ist ein geboten Ding am Grafenstein — —" „Schon wieder?" rief Volkfried, er blieb ganz ruhig: aber er ward bleich. Die Frau sah das und erschrak. „Erst vor vierzehn Nächten entbot mich der Graf. Ich kann nicht schon wieder fort. Die ganze Ernte wartet! Und die Wasserarbeit unten am Deich! Stopf' ich den Deich nicht, ersäuft mir beim nächsten Hochwasser all mein Vieh auf dem Eideranger. Schon wieder Haus und Hof verlassen! Die Wirtschaft geht zu Grunde! Ich kann nicht!" „So bleib' aus," höhnte der Fronbote, „und zahle den Königsbann. Sechzig Goldgulden. Ist nicht viel für einen vollfreien Sachsen. In Geld habt ihr's wohl nicht. Aber der Hof ist mehr wert. Komm ich aber dann, um die verfallene Strafschuld euch zu pfänden, dann müßt ihr mich wohl einlassen."

Volkfried schwieg; doch er atmete schwer; der Hund

knurrte grimmig gegen den Fremden. „Verkaufe mir dieſe Beſtie; ich drang ſchon oft in euch darum.“ Statt der Antwort ſtrich Volkfried über des ſchönen Tieres Kopf. „Nicht? Dann pfänd' ich den zuerſt. Alſo: richtig geladen biſt du. Bleibſt du aus, nehme ich euch Haus und Habe.“

„Schon wieder ein geboten Ding!“ wiederholte der Sachſe. „Den Königsbann bezahlen? Das kann ich nicht! Und wieder zum Ding, — das kann ich auch nicht. Wer hilft mir?“

„Kaiſer Karl. Er hat dir ſchon geholfen,“ ſprach da eine feine Stimme, die hinter dem Fronboten aus der Erde zu kommen ſchien. Betroffen wandte ſich der, die Gatten traten einen Schritt vor: „Bruder Fidus, Ihr ſeid's?“ riefen beide. Es war ein gar kleines, leibarmes Männlein; das ziegenhärene Gewand feſtigte ein Strick um die magern Hüften, einen Kreuzſtab hielt die dürre Hand, recht traurig war das faltenreiche, müde Geſicht: aber die kleinen Augen blickten klug.

„Welch übler Wicht ſchickt Euch hierher?“ zürnte der Fronbote. „Mich ſchicken allerwege Herr Chriſtus und Herr Karl. Ich trage wieder das Kreuz unter die Heiden. Ich muß durch die Furt. Stehe ſchon lange hinter Euch, hörte jedes Wort, Golo. Und ſtaune. Wie? Warum ängſtigt Ihr dieſen guten Volkfried da mit leerer Drohung?“ — „Leere Drohung? Er wird's ſchon ſpüren, pfänd' ich ihn.“ — „Wofür? Weil er ein geboten Ding nicht beſucht? Ja, biſt du denn Schöffe geworden, Volkfried?“

Golo biß die Lippe.

„Doch ſicher nicht,“ fuhr das Männlein fort. „So viele Hufen haſt du nicht zu eigen. Und weiß der Fronbote, weiß Graf Hardrad nicht Herrn Karls Recht, das neue Recht, das gute, rettende?“

„Was meint Ihr?“ rief die Frau; erleichtert atmete sie auf bei des Mönches Worten.

„Ei, schon Jahr und Tag gilt Herrn Karls Recht, daß nur die allerreichsten Grundeigner — als Schöffen — die Dinge suchen müssen, welche die Herren Grafen außer der Ordnung gebieten: die kleineren Freien aber nur dreimal im Jahr die alten hergebrachten Dinge: zur Winter-Sonnwend, das Maifeld und den Herbsttag.“ „Seit Jahr und Tag schon, sagst du?“ grollte Volkfried. „Schon bald zwei Jahre sind's, seit zu Aachen dieses Gesetz erging.“ — „Und Graf Hardrad hat mich im letzten Jahr leicht zwanzigmal zum Ding entboten! Meine Wirtschaft verdarb schier darüber. Verkaufen mußt' ich sieben Rosse. — Und all das wider Recht . . .?“ — Der Zorn erstickte seine Stimme. Er ballte die starke Faust.

Golo trat zur Seite. „Ich weiß davon nichts. Ich habe meinem Grafen zu gehorchen.“ Er machte sich auf den Weg, doch warf er noch einen bösen Blick auf den Hof. „Hei, da ragen noch die zwei Pferdeköpfe auf dem First: die heidnischen Abzeichen, dem üblen Wichte Woden geweiht. Weißt du nicht, daß es geboten ist, sie abzusägen?“ Volkfried schüttelte den Kopf.

„Das meld' ich dem Herrn Abtvikar. Da giebt es Kirchenbuße! Ist darin vielleicht auch neues Recht ergangen, du kluger Mönch?“ — Er war schon in dem Haferfeld verschwunden.

Drittes Kapitel.

„Kommt in das Haus, guter Vater," ſprach die Frau und beugte das ſchöne Haupt freundlich zu dem Männlein nieder, ihn ſanft an der Schulter hereinziehend in die Zaunpforte. „Wie dank' ich Euch für Euer rettend Wort!" „Ihr ſeid doch Eurer Rede gewiß?" forſchte Volkfried. „Es iſt ſo große Hilfe dem verſinkenden Volk! Und wie vom Himmel herab verkündet." „Das mag auch wohl ſein," meinte der Mönch ernſthaft. „Der Engel Gottes ſchwebt gar oft im Sternenſchein herab zu Herrn Karl und flüſtert dem Träumenden Rat."

Die Gatten hatten den Gaſt nun bis an die Thüre des Hauſes geführt und hießen ihn eintreten.

„Nein," wehrte er ab. „Ach nein!"

„Du bleibſt bei uns," mahnte Volkfried. „Siehe, ſchon iſt die Sonne geſunken hinter dem Walde. Bald naht die Nacht." „Eben deshalb, Frau," ſeufzte der Kleine. „Du erreichſt jenſeit der Eider kein Gehöft vor acht Wegraſten. Du kannſt doch nicht im Freien übernachten. Die Wölfe rennen im Eiderwald."

„Und die Dänen ſtreifen darin!" warnte die Frau.

„Ja und gar viele Waldgänger;" nickte der Mönch mit einem raſchen Blick auf Volkfried, „verbannte Sachſen, die fliehen müſſen vor dem Herrn Kaiſer, weil ſie ihren Treueid ihm gebrochen und dem Herrn Chriſtus und in das Heidentum zurückgefallen ſind. Ich weiß: die haſſen das Mönchsgewand noch viel heißer als die Dänen, die niemals getauft wurden, wie dieſe Geächteten." „Durch Zwang ſind die getauft," fiel die Frau ein, „die Armen!" „Gleichviel," ſchloß Volkfried ſtreng und herb. „Sie haben ſich zwingen laſſen. Wären ſie doch geſtorben, lieber als ſich zwingen

laſſen! Das ſtand jedem frei. Nun haben ſie's geſchworen. Nun müſſen ſie's halten." „Es iſt gut, daß du ſo denkſt," ſprach der Gaſt bedeutſam, „ſehr gut. Denn gar nah liegt dein Gehöft dem Eiderwald: — leicht könnte einer der Ächter dein Mitleid anrufen. Und du weißt: wer einen der Gebannten hauſet und herberget, den trifft. . . . —"

„Sei unbeſorgt," ſprach Volkfried, „ich hab's geſchworen."

Die Frau ſchlug raſch die Augen nieder: — die feinen Nüſtern zuckten: — aber niemand achtete darauf und der Mönch ſagte nochmal: „das iſt ſehr gut, daß du ſo denkſt, — gut für euch alle." „Aber die Dänen feiern dort im Wald nach wenigen Nächten das Ernteopfer," mahnte die Frau.

„Eben deshalb," wiederholte der Mönch; er ließ ſich auf der Hausbank nieder. „Hier — draußen — ſolang es noch nicht Nacht, darf ich wohl ein wenig bei euch ruhen. — Ich ruhe gern bei euch. Es iſt gut bei euch ſein. Das heilige Sakrament der Ehe, — bei euch hat es ſeinen ganzen Segen entfaltet. Das ſeh ich ſo gern an — — an den andern." Seine Stimme bebte. „Und eure Kinder — die holde Lindmuth, der kecke Volkbert, — wo ſind ſie?"

„Da kommen ſie ſchon geſprungen," ſagte die Mutter. „Sie haben dich lieb." Um die Ecke des Hauſes hüpfte der Knabe: — der erſte raſche Blick galt fragend dem Vater. Der ſah nicht mehr zürnend aus: nun war Volkbert ſchon an des Mönches Seite. „Vater Fidus," rief er, „erzähle gleich weiter! Weißt du noch? Von Karl dem Hammer war's zuletzt und von der Saracenenſchlacht." Lindmuth aber kniete vor dem Mönch, hob beide Hände zu ihm auf und ſprach: „Ich glaube an ‚Einen Gott, den Vater, der da iſt in dem Himmelreich, den Schöpfer Himmels

und der Erden'. Nun ſegne mich, Vater. Du haſt es verſprochen, falls ich den Spruch nicht vergäße."

Und der Alte legte die Hände auf das blonde Haupt und ſprach: „Du biſt ſchon geſegnet, Lindmuth, denn Gott hat dir ein ſanftes Herz gegeben." Er hob das Kind auf. „Ei, Frau Muthgard, wie ähnlich ſie Euch wird! Mehr von Jahr zu Jahr. Jeder Zug des Geſichts! Ganz ſo, aber wirklich ganz ſo ſaht Ihr aus — als ich Euch zuerſt ſah. Da wart Ihr etwa ſo alt wie jetzo Lindmuth."

Die Frau nickte, während ſie für den Gaſt von dem Brote ſchnitt. „Ja, alle ſagen's. Ganz ähnlich. Das iſt nun lange her. — Nehmt vorlieb mit Brot und Salz und Fiſch. Es iſt kein Fleiſch im Hauſe. Der Mann war lange fort: — da giebt es kein Wildpret." „Oho," rief Volkbert, „traf ich nicht — beinahe! — einen Haſen?" „Warum dürft Ihr nicht übernachten unter unſerem Dach?" fragte Volkfried. — „Der Herr Abtvikar hat es mir verboten, unter Dach . . . — Übrigens: euer Dach! Der Fronbote hat recht: die Pferdehäupter ſind verboten." Volkfried furchte die Stirn: „Von wem? Vom Herrn Kaiſer?" — „Nein. Vom Abtvikar."

„Ich bin nicht ſein Mönch! — Mein Vater hat ſie ſelbſt geſchnitzt, als die alten verwittert waren. Meine Hand ſägt nicht ab, was meines Vaters Hand geſchnitzt."

„Bei Leibe!" rief der Knabe. „Mahnen ſie doch die Waltenden, wann ſie vorüberſchweben, der vielen Pferdeopfer, die ihnen der Hof gebracht hat, und zeigen, daß dies Haus unter deſſen Schutze ſteht, der das Grauroß reitet durch die Wolken und aller Sachſen Urahnherr iſt." Der Mönch bekreuzte ſich: „Wer gab dir dieſe Deutung, Knabe?" — „Ei, Heimo." „Mein Freigelaſſener," erklärte der Hofherr. „Der kann die alten Zeiten nicht vergeſſen und die alten Götter."

„Er muß," ſprach der Mönch. „Und gerade wegen dieſer Deutung — müſſen die Pferdeköpfe fallen auf euren Dächern." — „Die da oben bleiben. Mein Vater, ſag' ich dir, hat ſie dort angebracht. Ich will ſie nicht erneuen, fallen ſie von ſelbſt vermorſcht herab. Aber ich zerſäge ſie nicht." Der Mönch wollte erwidern: aber die Frau winkte ihm mit den Augen.

Volkfried ſtand auf und ging mit großen Schritten auf und nieder vor dem Hauſe. Der Knabe hing ſich in ſeinen Arm und ging eifrig mit: aber er mußte hüpfen, dem Vater, dem langausſchreitenden, zu folgen.

„Wann er die Stirne ſo furcht," ſprach die Frau, „ſind alle Worte machtlos. Gebt es auf." — „Ja, ja, ſo ſind gar viele. Deshalb hat der Herr Kaiſer einen Ausweg . . ." Volkfried kam grade wieder vorüber. Sie beugte ſich zu dem Männlein nieder; er flüſterte in ihr Ohr.

„Gut," lächelte ſie lieblich. „Dieſe Argliſt will ich verantworten."

Volkfried ſetzte ſich wieder neben den Mönch. „Müßt Ihr wirklich fort noch vor Nacht, nehmt noch einen Trunk firnen Metes. — Wo iſt der Krug?" „Gleich," ſagte die Frau. „Komm, Tochter, hilf. Doch laß: — da iſt die Magd. Wlaſta! — Wlaſta! — hörſt du nicht?"

Um die Ecke des Hauſes bog eine ſchmächtige Geſtalt, ein Mädchen; es ſchleppte auf den Schultern an einer Tragſtange zwei Waſſereimer; ſie waren wohl ſchwer; ſie ging gebückt. Da erſah ſie, aufſchauend mit trotzigem Blick bei dem Anruf der Frau, den heimgekehrten Hofherrn auf der Bank. Mit einem leiſen Schrei ſchnellte ſie die Stange von der Schulter, daß der Eimer halb verſchüttete; blitzraſch war ſie herangeflogen, aus dem roten Kopftuch flatterten lange, ſchwarze Strähne, ſie lag vor Volkfried

auf beiden Knieen, beugte den Kopf tief zur Erde und küßte die Riemen an seinem Schuhwerk.

Volkfried achtete dessen nicht. „Und warum müßt Ihr fort?“ fragte er den Mönch. Er schob die Magd mit dem Fuß zur Seite; er hatte sie gar nicht gesehen. Fidus aber blickte auf das glühende, braune Gesicht des schönen Mädchens, das sich nun erhob und die wirrkrausen Haare mit beiden kleinen Händen hinter die Ohren strich; die braunschwarzen Augen waren auf Volkfried geheftet; die nackten Arme kreuzten sich über dem üppigen, heftig wogenden Busen.

„Das ist nicht Sitte unseres Volkes,“ sprach der Mönch verweisend. „Aber des meinen,“ erwiderte das Mädchen. „So ehrt man nur Gott,“ fuhr der Alte fort. „Und den Herrn.“ Fidus wollte heftig entgegnen. Doch Volkfried sagte, den Hund streichelnd, der den breiten Kopf auf seine Kniee legte: „Laß sie doch! Hofwart freut sich ja auch, wenn der Herr kommt, und kost ihm den Fuß.“

Ein Blick flog aus den schwarzen Augen, — der hätte jeden erschreckt, der ihn gesehen. Aber niemand sah ihn. „Hole den Metkrug aus dem Keller,“ gebot die Frau ruhig. „Und fülle die Eimer nochmal; das Wasser ist all' ausgeflossen.“ Wlasta verschwand im Hause.

„Wo ist die Wendin her?“ „Aus dem letzten Wilzenkrieg. Die Schilfhütten der zersprengten Horde loderten rot durch die Nacht. Ich schritt an der letzten vorbei, die gerade in Lohe zusammenstürzen wollte; über der Schwelle lag auf dem Gesicht ein Weib; ich stieß daran mit dem Speer, da zuckte das. Sie lebte noch, ich riß sie empor. Jetzt brach die Hüttendecke krachend, flammend, auf die Schwelle. Ich besann mich: die Frau wollte längst eine Magd kaufen. So nahm ich die Gefangene mit und,“ lachte er, „sparte den Kaufpreis.“ „Ich werde sie vertauschen,“ meinte die Frau. „Sie ist faul. Oder vielmehr

launiſch: heute honigſüß, morgen natternböſe.“ — „Wir brauchen ein paar Pfluggäule. Für die Wendin krieg' ich leicht vier.“

Wlaſta kam zurück aus dem Hauſe: den ſchweren Metkrug auf dem Kopfe tragend, mit der Linken den Henkel faſſend, hielt ſie in der Rechten ein paar irdene Becher. Sie ſtellte alles neben den Herrn auf die Bank, leiſe, zierlich, in kleinen Bewegungen der feinen Glieder, und verſchwand geräuſchlos, wie ſie gekommen, die leergelaufenen Eimer mit der Stange auf die Schultern hebend; ſie hatte den Blick jetzt nicht von der Erde erhoben. Fidus ſah ihr ſinnend nach.

„Aber warum willſt du — mußt du noch vor Nacht fort, Vater Fidus?“ fragte Lindmuth. „Das — das ſollte ich faſt nicht erzählen. Denn es gereicht mir nicht zum Lobe!“ ſprach der Mönch errötend. „Aber“ — und er hob das Haupt — „gerade deshalb! Sich ſelbſt herabſetzen: das iſt Chriſtenpflicht. Allzu hohe Meinung habt ihr guten Leute von dem ſchwachen Fidus. Es iſt wohlgethan, ſie herabzudrücken. Nein, laß die Kinder nur zuhören, Frau. Sie hören nur, was ſie beſſern, nichts, was ihnen ſchaden mag. — Ich bin ein ſchlechter, ungetreuer, pflichtvergeſſener Mönch.“ — Und das Haupt mit den ſpärlichen, grauen Haaren ſank müde herab und die beiden Hände deckten die dunkeln traurigen Augen.

Viertes Kapitel.

„Wie kam es, daß Ihr Mönch geworden?“ fragte die Frau. „Ihr ſeid doch lange Zeit weltlich geweſen, Kaufmann mein' ich . . . Tuchmacher —?“

„Gewiß. In Utrecht, bei des heiligen Willibrords Kirche, ſteht heute noch meines Vaters kleine Werkſtatt. Freigelaſſene und Grundholden des Heiligen waren die Vorfahren; und die Kunſt, die frieſiſchen Mäntel zu weben, zu färben, zu ſchneiden, vererbte ſich bei uns von Geſchlecht zu Geſchlecht. Ich lernte beim Vater; und in der freien Zeit lernte ich wohl auch ein wenig Latein: — viel iſt's nicht geweſen, aber es langt jetzt doch für die Gebete! — bei den guten Mönchen drüben im Kloſter. Da — ich mach' es kurz! — Nach des Vaters Tod übernahm ich die Werkſtatt und des Nachbars, des Kloſtergärtners, Tochter ward mein Weib.“ Er hielt inne; die Stimme verſagte.

„Nehmt einen Schluck Met,“ mahnte die Frau. „Ihr werdet ſchwach.“

„Nein, ich — darf nie mehr ſchwach werden! Wir hatten uns lieb, von Herzen, ach ſo ſehr!“ — Er ſchlug ein Kreuz. — „Wir durften ja damals. Wir waren ſehr glücklich miteinander. Sie war ſo gut, ſo klug, ſo ſchön! — O Gott, ich werd' es nie vergeſſen.“ Er ſchlug die Hände wieder vor die Augen. „Iſt ſie denn tot?“ fragte Lindmuth und ſtrich ſanft an den magern Fingern, durch welche Thränen drangen. „Nein, liebes Kind! Nur tot — für mich! Jahrelang beteten wir, der Himmel möge uns ein Kind gönnen: — es war das einzige, was unſrem Glücke fehlte. Und der Himmel erhörte unſer Gebet: — hatte ich doch dem Heiligen ſechs neue Altardecken geſchenkt

aus beſtem rot- und blaugeſtreiften Wollzeug. Und da die Stunde gekommen war, da ſprach der Kloſterarzt zu mir und zu meinem zuckenden Weib: ‚Mutter und Kind müſſen ſterben‘. Müſſen ſterben? Notwendig? ſchrie ich. ‚Ja, notwendig. — Es ſei denn,‘ fügte er fromm hinzu, ‚die Heiligen thun ein Wunder.‘ — O wie weh! O wie weh! Da warf ich mich auf die Kniee vor ihrem Lager und faßte ihre Hand. Sie war ſchon ganz kalt. Da ſchrie ich in meiner Herzensqual: ‚Hilf, Sankt Willibrord, hilf! Rette mein liebes Weib! Du thuſt ja ſo viele Wunder, — thu' auch mal eins für mich. Und bleibt ſie am Leben, ſo will ich dir fortab *mein* Leben weihen. Ich werde Mönch — ich werde Prieſter — ich will unter die Heiden fahren — nur rette ſie.‘ Und kaum war das Gelübde gethan, da klang an mein Ohr der Schrei eines kleinen Kindes. Und mein Weib war gerettet. Und es blieben am Leben Mutter und Mägdlein. Und wie freute ſich Hercha, da ſie mir das Kind zeigen konnte! Aber ich ſchrie laut auf vor Weh und küßte ſie. Und der Arzt, der Mönch, der mein Gelübde gehört, riß mich fort von dem Lager meines Weibes und ſchob mich in den Kloſterhof und erzählte dem Abt die nach menſchlicher Kunſt unmeidbare Todesgefahr: — ja, er meinte, Hercha ſei ſchon tot geweſen — und mein Gelübde und die plötzliche Rettung, ja Auferweckung. Und alle Mönche liefen zuſammen und ſangen Pſalmen und machten einen Aufzug durch die Stadt und meldeten das neue Wunder des Heiligen dem Biſchof zu Utrecht, dem Erzbiſchof zu Mainz, dem Herrn König — damals hieß er noch nicht Kaiſer! — in Aachen. Und für den Heiligen war das ſehr gut: denn der Glaube an ihn ward noch viel ſtärker. Aber für mich . . . —“ „Nicht weinen!“ bat Lindmuth. „Du ſagſt ja: ſie lebt heute noch.“ — „Kind, du ſprichſt wahr wie ein Engel. Aber

für mich — das heißt: für den ſündigen Menſchen in mir — war es doch hart. Denn ich — ich habe mein Weib nicht wiedergeſehen — ach! ſo viele Jahre lang."

Volkfried warf einen Blick auf ſeine Frau. „Iſt hart," ſagte er. „Aber Wort muß man wahren, Heiligen wie Menſchen."

„Ja, ja, gewiß. Ich hielt es ja auch! Ich . . . .! — Gegenüber dem Kloſterhof lag unſer Hausgärtlein. Wann ich nun das Schreiben lernte, bald die Heiligenleben abſchrieb, hörte ich meines Weibes ſüße, holde, liebe Stimme, wie die Mutter das Kind in Schlaf ſang: — wie heiß das Herz mir entbrannte, — ich ſah nicht hinüber in meinen eigenen Garten! Noch hatte ich geheime Hoffnung, loszukommen von dem Gelübde. Sie hatte — armes, junges Ding! — die Zuſtimmung nicht geben wollen, daß ich Mönch würde. Sie durfte nach dem Recht, auch nach der Kirche Recht, widerſprechen. Dann war ich frei. Aber die Mönche! Nun, ſie hatten ja recht! — Weiß der Herr: ich will nicht murren! — Die ſtellten ihr Tag und Nacht vor, welch ſcheußliche Sünde ſie thue durch ihre Weigerung, wie undankbar ſie ſei. Das Kind müſſe ſterben, das der Heilige ihr gegeben nur unter der Vorausſetzung meines Gelübdes: werde das nicht gehalten, werde der Heilige nehmen, — und ſie hatten ja recht! — was man ihm abgeliſtet. Und ob ſie ſich nicht ſchäme, ſo ſündhaft ihren Mann in den eigenen Armen behalten, der Kirche ihn weigern zu wollen? Das ſei des Fleiſches, der Eva Erbſünde in ihr: der Dämon Venus ſtecke in ihrem Leibe! Mein ſüßes, junges Weib — von zwanzig Jahren — und ein Dämon in ihrem holden Leib! — Aber ſie hatten ja doch recht, die Mönche, und auch Hercha ſah es ein. Sie ließ mich nur noch fragen, ob ich denn wirklich das grauſame Gelübde gethan? Ich ſchrieb auf ein Blatt: ja. Da

ſchickte ſie mir am anderen Tage das abgeſchnittene nußbraune Haar! Sie war Religioſe geworden. Denn am ſelben Tag, — da ſie ſich noch immer trotzig geweigert hatte, war unſer Mädchen plötzlich geſtorben. Sie hatte nun nichts mehr zu thun in der Welt; die Mönche aber ſagten mir, — und ſie hatten ja recht! — der Tod des Kindes ſei des Heiligen Strafe für mein und meines Weibes Verſuch, mein Gelübde nicht zu halten. Da ward ich Mönch — am gleichen Tage noch. Und neben den üblichen Gelübden nahmen ſie mir noch das beſondere ab — weil ſie meiner Schwäche — ach, mit Grund! mißtrauten — niemals im Leben — bei ſchwerſter Strafe im Himmel und auf Erden — wieder die „Religioſe“ aufzuſuchen oder, träfe ich ſie zufällig, ſie anzuſchauen oder anzuſprechen. Ich gelobte alles, was ſie mir vorſagten. Denn ich dachte in meinem Sinn: ‚das Herz thut mir ſo weh — es kann ja nicht ſein, daß ich am Leben bleibe. Bald bin ich tot vor Gram‘ Allein man ſtirbt, ſo ſcheint es, nicht vor Gram, wenn man fünfundzwanzig Jahre alt iſt und geſund wie ein Lachs im Rhein. Gelacht hab ich nicht mehr ſeit jenem Tag und gefreut hat mich nichts mehr auf Erden: aber geſtorben bin ich nicht. So ſind zehn Jahre vergangen und zwanzig und dreißig. Ich bin gealtert vor der Zeit: bin doch noch nicht ſechzig und bin doch ſchon ſo müde! Und ſo bergesalt fühl’ ich mich! — Von Hercha hörte ich nie mehr, ob ſie lebe oder tot ſei. Mich ſchickten die wechſelnden Äbte — ſchon viele habe ich begraben helfen! — mit allerlei Aufträgen weit umher; bis über die Alpen bin ich gekommen, und durch ganz Francien; gar oft nach Aachen zu dem Herrn Kaiſer. Der will mir wohl, der gewaltige Karl! Weiß wahrlich nicht, warum. Vielleicht hat er Mitleid mit mir. Auch unter die Heiden hier in Sachſenland bin ich oft gefahren, mit

dem Abt von Fulda, Herrn Sturm aus Bayerland: das war ein wackrer Herr! Aber der iſt nun auch lange tot! — Der hatte doch — bei aller Frömmigkeit — ein menſchlich Herz im Leibe behalten. Jedoch mein jetziger Herr!" — Er ſeufzte tief. „Vergieb mir, Gott im Himmel! Ich darf ihn nicht ſchelten! — Er hat ja recht."

„Du meinſt den finſtern Langobarden, den Petrus?" fragte Volkfried. — „Er iſt nur ſtreng, nicht ungerecht gegen mich!" — „Man ſagt, er hat einſt ſeinen eigenen, den Langobardenkönig, in Paviaſtadt verraten?" — „Ich weiß das nicht! Nur iſt es wohl eine Art Verbannung, daß man ihn aus Utrecht fortgeſchickt hat — hierher: an die allerletzte Kapelle, an des Reiches äußerſte Nordmark." „Wo hat er ſeinen Sitz?" fragte Volkbert. „In der neuen Burg, die der Herr Kaiſer erſt vor kurzem an dem Fluſſe Stör erbaut hat."

„Jawohl! zu Eſesfeld," beſtätigte Volkfried. „Die Feſte ſoll das trotzige Werk des Dänenkönigs Göttrik noch übertrotzen, das der Heide angelegt hat, um ſein Reich vom Oſtarſalt zu ſperren bis an das Nordmeer, an Eider und Treene hin: das ‚Dänenwerk', wie ſie es hochmütig heißen."

„Wohl! Eben dorthin ſind ein paar Mönche unſeres Kloſters geſandt worden, unter Petrus als Vikar des Abts, der Beſatzung dort die Sakramente zu ſpenden und wohl auch den heidniſchen Dänen und Wenden in der Nähe das Kreuz zu predigen."

„Das iſt wohl eine Art Strafort?" fragte die Frau geſpannt, „auch für die Laien dort?" — „Mag wohl ſein." „Wie kommſt aber du dann dorthin, lieber Mönch?" fragte Lindmuth. „Du biſt doch —" — „Nicht zur Strafe geſchickt. Ich bat um die Entſendung." „Warum?" forſchte die Frau. — „Weil — weil: — es iſt recht ſündhaft von mir — nach dreißig Jahren!" „Schweig davon, thut es dir

ſo weh," mahnte Lindmuth. — „Nein! Es ſetzt mich herab — drum will ich's ſagen. — In Utrecht daheim, im Kloſter, in der Zelle, von der ich auf unſer altes Häuslein ſchaue — da — ach, da kann ich die Erinnerung gar nicht los werden! Und die Sehnſucht, die ſündhafte." „Sündhafte! Treue iſt's!" meinte die Frau. — „Ach nein: Sünde! — Und um dem Bilde Herchas zu entrinnen — ſtets ſeh' ich ſie dort zwiſchen den Blumen, den Lilien des ſchmalen Gärtleins wandeln! — floh ich bis hierher, bis an die Dänenwildnis. Und hier, ach, ach! — Nun, hört es nur zu Ende! Es muß ſein! — Vorig Jahr hat der Herr Kaiſer wieder, wie ihr wißt, viele Tauſende von Sachſen ausgewurzelt aus der Heimat, ganze Geſchlechter, mit Weibern und Kindern, ſie fortführend nach Francien und überall hin verſtreuend über ſein weites Reich, die Weiber und Kinder gar oft in Klöſter gebracht. Bei der weiten Fahrt geſchah nun oft allerlei Ungebühr der fränkiſchen Krieger gegen die Weiber, die ſie zu geleiten hatten."

„Und um dem zu ſteuern," fiel die Frau ein, „hat der Herr Kaiſer — ſehr hat mir das von ihm gefallen! — Nonnen eingeſchifft in Friesland und hat ſie die Elbe zu Berg fahren laſſen, die Sachſenweiber abzuholen und in fraulichem Geleit zu Schiffe fortzuführen."

Der Mönch nickte. „Ja; und ich hatte mit ein paar anderen Mönchen die Frauen begleitet bis an das nahe Bardenfleth, den Flecken an der Elbe, wo die Schiffe der Nonnen auf unſeren Zug warteten. Und oh! Wie ich die letzte der meinem Schutz befohlenen Sachſenfrauen auf ſchwankem Brett auf das hochbordige Frieſenſchiff geleite — wohl vierzigmal hatt' ich den Weg mit den früheren zurückgelegt — da ſchallt vom Schiffe her ein Schrei: und auf das Brett, mir entgegen, wankt eine Frau in grauem Schleier über dem ſchwarzen Gewand. ‚Waltger!' ruft

ſie, ‚mein Waltger!‘ So hieß ich nämlich bevor — ſo lang ich glücklich war, das heißt — Gott verzeih mir dies Wort! — glücklich nur in weltlicher Freude. Und nun wieder dieſen Namen — ſo viele, viele Jahre hatte ich ihn nicht mehr gehört! Und auch die Stimme! Sie weckte alles wieder auf, was nur begraben, aber nicht erſtorben war in mir. Ich erkannte ſie, meine Hercha! Ich werd' es nicht leugnen. Und“ — er ſchlug ein Kreuz — „obgleich ich ſie gut erkannt hatte — merkt! ich beſchönige nicht meine Sünde! — und obwohl ich recht wohl hätte umkehren können und ihr enteilen: — ach, ich that es nicht! Ich ſah nicht weg, ich verhüllte nicht das Haupt, ich enteilte nicht! Sondern feſt ſah ich ihr in das liebe, ſchöne, ach ſo früh vom Gram gealterte Geſicht und auf das weißgraue Haar, das unter dem Schleier hervorquoll, — meine beiden Arme breitete ich aus und entgegen ſprang ich ihr! „O mein Weib, mein geliebtes Weib!“ rief ich und ſchloß ſie feſt in die Arme und drückte ſie ans Herz und küßte ſie auf den Mund; und heiße, bittre Thränen liefen uns beiden über die alten Wangen.“

Die Frau drückte leiſe des Gatten Hand, die auf der Bank ſich zur Fauſt ballte; er wollte die Rührung in ſich erdrücken. Und aus des Mönches Augen rannen langſam zwei große, große Thränen: er ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken und ſchwieg. Der Hund legte den breiten Kopf auf ſeine beiden Kniee und ſah zu ihm auf. Die Kinder waren traurig, ſie wußten nicht recht, warum. —

„Der arme, gute Fidus, was ſollte er thun?“ flüſterte Lindmuth ſchüchtern dem Bruder zu. „Ich hätte ſie bei der Hand genommen und wäre flugs mit ihr auf und davon geſprungen.“ — „Aber Bruder! Und ſein Treuwort?“

„Wie kann doch nur eine Sünde,“ fuhr der Mönch

nun nach einem Seufzer fort, „so selig machen im Herzen! Noch jetzt, wenn ich daran denke, wird's mir selig weh und selig wohl da tief drinnen in der Brust.“ „Sünde!“ rief Volkfried. „Die acht' ich gering.“ — „Da thust du sehr unrecht. Große Sünde war es! — Nun, die Strafe blieb nicht aus. Kaum hatt' ich die Frau umfangen — noch hatt' ich sie nicht fragen können, wo sie und wie sie gelebt all' diese Jahre? — da riß mich an der Schulter eine harte Faust zurück. ‚Elender, Eidbrüchiger!‘ scholl es. Ich kannte die Stimme, brauchte gar nicht in das zornige Antlitz zu sehen. Ich sank ins Knie: nicht vor Schreck, nicht aus Furcht vor dem Abtvikar: aus Reue vor Gott dem Herrn, aus Scham. Einen lange gezogenen, aber leisen Weheruf, — wie ein ersticktes Wimmern — hört' ich noch. ‚Leb wohl, leb wohl, mein Waltger!‘ klang es von dem Schiffe her. Da hatte mich der Vikar schon aufgerissen von den Knieen und herabgezerrt von dem Brett. Er übergab mich zwei Brüdern zur Bewachung, die sollten mich binden. Aber sie weinten — sie hatten alles mit angesehen — und sie wußten, ich würde nicht entlaufen. In Esesfeld legte mir der Abtvikar die Buße auf. Sie ist nicht gar schwer. Ich habe Schlimmeres verdient.“ „Was mußt du leiden? Oder thun?“ fragte die Frau mitleidig. — „Er hat mir Stillschweigen auferlegt. — Die Nacht sinkt rasch! Lebt wohl, ihr Guten! Du hilfst mir wohl ein wenig, Volkfried: nur bis in die Mitte der Furt —: dann find' ich schon.“

„Das Wasser steht zu hoch. Ich trage dich hinüber. — Aber du gehst — im Eiderwald — in den Tod.“ — „Mag wohl sein! Jeder Schritt unsers Lebens geht in den Tod. Und das ist das Beste an meiner Buße, daß sie rascher . . —“ Die Frau stand auf. „Sage . . der Abtvikar, — weshalb will er deinen Tod?“ — „Ich könnte

ſagen: ich weiß es nicht. Aber das wäre gelogen.“ — „Was haſt du ihm zuleide gethan? Was kannſt du ihm ſchaden?“ — „Ihm und ſeinen Freunden, dem Grafen Hardrad und dem Vicegrafen Fortunat, bin ich im Wege, weil ich in allen Dingen des Herrn Kaiſers Willen und Gebot vollführet wiſſen will. Und weil ich viel kenne von den Geſetzen und Kapitularien in geiſtlichen und weltlichen Dingen, die der Herr Kaiſer hat ausgehen laſſen zur Schonung und Erleichterung der kleinen Leute im Volke, da ich gar oft zu Aachen weilte, zur Zeit der Reichstage und der Synoden, und der Herr Kaiſer häufig Auskunft von mir verlangt über die Dinge in Friesland und in Sachſenland und die Bedrückungen durch Graf und Abt. Und ich verſchweige und vertuſche kein Unrecht vor dem Herrn Kaiſer. So mögen ſie denn wohl wünſchen, daß dieſer Mund bald verſtumme.“

„Wie mag doch der Himmelsherr ſolchen Frevel dulden? Schläft er?“ rief da ſehr laut der junge Volkbert. Er war ſchon lange zornig und ſein Geſicht war rot.

„Daran magſt du lernen, du Wildfang,“ ſprach der Mönch ſanft und ſtrich dem Knaben über das krauſe, braungelbe Gelock, „daß der Himmelsherr, der niemals ſchläft“ — hier gab er ihm einen ganz leichten Backenſtreich — „das merke dir! — den Seinigen alles zum beſten kehrt. Denn ſchau: die drei Mächtigen zu Eſesfeld, die mich ja wohl in den Tod mögen ſchicken wollen, die wähnen mir dadurch ein Übel anzuthun. Und ſiehe: ſie bereiten mir Gutes. Denn von allen Dingen auf Erden erſehne ich nichts ſo heiß als den Tod.“ Und er drückte der Frau die Hand und ſchritt raſch dem Fluſſe zu. Volkfried folgte ihm. Die Frau zog leiſe die beiden Kinder an ſich.

„Weißt du, Mutter,“ ſagte der Knabe, „der Alte kann nicht laſſen von ſeiner Frau, die Nonne ward. Er hat

ſie noch immer lieb.“ „Iſt das nun Sünde?“ fragte Lindmuth. „Vielleicht,“ antwortete die Frau. „Ich kann es nicht entſcheiden. Denn es iſt doch — Treue.“ „Aber es iſt doch recht traurig für ihn,“ meinte Volkbert. „Es wär' ihm beſſer, könnt' er von ihr laſſen.“ „Nein,“ ſprach die Frau, „denn dann hätte er ſie nicht geliebt.“ „Mutter,“ forſchte Lindmuth, „des Vaters Bruder iſt doch auch ein Waldgänger?“ Die Frau furchte die Brauen: „Wer hat dir das geſagt?“ — „Heimo. — Der Oheim hat doch auch den Treueid gebrochen dem Herrn Kaiſer?“ „Ja,“ antwortete die Frau traurig, „leider.“ — „Aber ich darf doch, wann ich das Nachtgebet ſpreche, auch für ihn beten? Es muß ſo hart leben ſein im Wildwald — unter den Wölfen.“ — „Ja, bete nur für ihn wie für . . . nun, du weißt für wen!“ „Für Herrn Richwalt,“ ſprach die Kleine ernſthaft.

„Und für deine Mutter, daß Gott ihr . . uns allen . . alle Schuld vergebe!“ Sie ſeufzte ſchwer, ſtand auf und ging mit beiden Kindern in das Haus.

In triefenden Gewändern kam Volkfried zurück; er zog ſie aus und ſchlüpfte in das Fell eines gewaltigen Wiſent; die Frau ſpreitete die Kleider aus in der Nähe des Herdfeuers, das auch die Nacht über fortglimmte.

Die Kinder ſchliefen ſchon in dem Holzverſchlage hinter der Halle; in demſelben Raum, nur durch ein Segeltuch geſchieden, ſtand der breite, ſtarke, nur wenig vom Boden erhöhte Eichenſchragen, auf welchem die Gatten ruhten. Zahlreiche gegerbte Felle machten das Lager weich und warm. Bald war Volkfried entſchlummert: er hatte den Tag über ſtreng gearbeitet. Die Frau fand keinen Schlaf; bange Sorgen hielten ihr Herz wach.

Da bellte der Hund draußen an der Hofwehre laut, anhaltend. Volkfried sprach im Traum: „Laß ihn nicht ein, Hofwart! O Bruder, Bruder, wie hab ich dich geliebt! — Von Kind auf! — Den Vater hab' ich dir ersetzt. Aber dich aufnehmen? — Nein! Herr Karl hat's verboten. Was brachst du den Eid? Niemals . .! Fort von meinem Zaun! Ach, armer Bruder!"

Die Frau hatte sich nun ganz aufgerichtet. Sie sah auf ihres Mannes edles Gesicht. Das Herdfeuer — es war nur in halber Manneshöhe durch den Verschlag ausgeschlossen — warf einen matten, ungewissen Schein herüber; seine Lippen zuckten vor Weh.

„Wie er ihn lieb hat! Fast wie die eigenen Kinder! Und doch! — Wenn er es wüßte! Gott, vergieb mir!"

Fünftes Kapitel.

Am andern Tage ward es früh schon drückend heiß: weiße Donnerwolken, dicht geballt, stiegen auf; es mußte ein schweres Gewitter kommen. Und es kam.

Volkfried war weit vom Hof gegangen, nach seiner Roßweide zu sehen, die nahe dem Flusse lag; den Knaben hatte er nicht mitgenommen des drohenden Unwetters wegen; er war allein.

Manchmal, wie er über die Wiesen schritt und durch das Weidengebüsch, war ihm gewesen, er höre hinter sich einen leichten Schritt, höre durch die Zweige schlüpfen. Er sah einmal um: aber es nickten nur die Büsche, durch welche er selbst geschritten war. —

Er prüfte auf der Roßweide die Tiere, die ihn nur

ſcheu betrachteten: es waren erbeutete, die er vor kurzem den Slaven abgenommen.

Da brach das Gewitter los mit ſtrömendem Regen; in der Umhegung ſtand eine offene Heuhütte; darin ſuchte Volkfried Schutz; er legte ſich auf das duftende Waldgras, das hier hoch, bis faſt unter das Dach, gehäuft lag; es war friſch geſchnitten; ſehr ſtark duftete es, faſt betäubend, aber ſüß, berauſchend. Er ſchlief nicht, aber er träumte. —

Da — es war keine Täuſchung! — da regte ſich's leiſe unter dem dichten Heu an ſeiner Seite: — die Haufen ſchienen lebendig zu werden: — ſie hoben ſich, wölbten ſich.

„Ein Waldtier," dachte er, „dem ich die Zuflucht verſtört."

Aber größer und länger ward die Erhebung; aus dem Heu tauchte eine Menſchengeſtalt hervor, ein paar volle Arme, ein üppiger Nacken, eine Flut von ſchwarzem Gelock, aus dem überall Heuhalme ragten: — aber das ſtand gar gut, weil phantaſtiſch, zu dem glühenden, braunen Geſicht: und vor ihm lag auf beiden Knieen, die Arme über dem wogenden Buſen gekreuzt, die Wendin; das Kopftuch hatte ſie verloren, die ſchwarzen Haare flatterten wild nieder auf die nackten Schultern, das Hemd aus weißem Schaffell war herabgeglitten von der rechten Achſel: denn die Spange war gebrochen; verwirrt, in Scham erglühend hielt das ſchöne Mädchen das rauhe, zottige Fell vor die junge Bruſt mit der linken Hand.

Er richtete ſich langſam auf, ſo daß er ſaß, und ſtemmte beide Fäuſte verwundert in die Hüften: „Wlaſta! Du hier? Was ſuchſt du hier?"

„Dich." — Ganz leiſe kam es aus den üppigen halb geöffneten kirſchroten Lippen.

Er verſtand ſie offenbar nicht: weit öffnete er die lichtgrauen Augen.

Ein bittres Lächeln zog nun faſt ſpöttiſch um den ausdrucksvollen ſtets bewegten Mund: die kleinen weißen, ganz gleich gereihten Zähnlein wurden ſichtbar. Aber gleich entfloh dies Lächeln wieder. „Ich ſchlich dir nach — all' den weiten Weg —! Ich wußte wohl, das Unwetter mußte dich hier herein treiben. — Ich kroch voraus."

Er ſah ſie immer noch höchſt erſtaunt an. Da trug ſie es nicht mehr. Sie bäumte ſich hintenüber, immer noch knieend, und ſchlug die rechte Hand vor die Stirn. „Ach, was haſt du mich nicht verbrennen laſſen in der Hütte der Mutter! Vom Rauch erſtickt, war ich in meinem Verſteck zuſammengeſunken. Ich glaubte zu ſterben. Und ich wähnte, im Himmelreich, in den ewigen Blumenwieſen der Todesgöttin zu erwachen, vom goldhaarigen Lichtgott geweckt, als mich eine Lichtgeſtalt, ein himmliſch ſchöner, großer, hoher Held in ſeinen ſtarken Armen aufhebt! — und der Lichtgott führt mich ſeinem blonden, herben Weibe zu wie eine erbeutete Kuh! — Ich will's nicht tragen! Ich will nicht. Ich verbrenne an langſamen Flammen! Küſſe mich! Oder wirf mich dort in den Strom."

Sie hatte drohend, zuletzt ſchreiend geſprochen: ihre ſchwarzen Augen funkelten zornig. Aber gleich verflog blitzſchnell dies Wilde: und mit weichſtem, mit flehendem Schmeichellaute hauchte ſie nun, die beiden ineinandergerungenen Hände bittend gegen ihn ausſtreckend: „Bitte! Bitte! Nur einmal — aus Erbarmen —: küſſe mich! Wir ſind hier ganz allein! Niemand ſoll's wiſſen! Ich will dann ſelbſt ſpringen — gleich! — in den Strom." Und nun ſtürzte ſie, vornübergebeugt, auf das Antlitz, die kleinen, zierlichen Hände weit vor ſich hinſtreckend: ſie vergrub ſie tief in das Heu.

Er ſprach kein Wort. Er ſtieß nach ihr mit dem Fuß — er traf die eine Hand, — und ſprang auf. Aber ſchon, gleichzeitig, war auch ſie emporgeſchnellt, wie eine ſich aufbäumende Schlange. „Das? — Das? — Für all' meines Lebens innerſte Glut? — Das dank ich ihr! Ihr willſt du Treue halten? So hör's: du biſt ihr keine Treue ſchuldig! Sie hat dich verraten. Sie traf — ſobald du fort warſt — jede Nacht, beinahe jede Nacht — an deinem Hofzaun einen fremden Mann! — Sie merkten mich nicht, wie ich im Graſe herankroch . . . —"

Volkfried erbleichte. „Die Unſelige!" ſtöhnte er.

„Siehſt du?" frohlockte ſie. „Nichts bindet dich mehr an ſie. O, wie ich dieſe Stunde erſehnte! Nun ich dir ihren Buhlen . . . —"

Da traf er ſie mit der Fauſt auf die Stirn. Sie ſtürzte ſchreiend vor ſeine Füße.

„Elende! Mein Bruder war's, der Gebannte. Das aber wiſſe: — zum Abſchied! — denn morgen verkauf' ich dich in das nächſte Nonnenkloſter als Magd: — hätt' ich Frau Muthgard nie geſehen und ihres Angeſichtes keuſche Herrlichkeit: — die Wendin hätt' ich nie berührt. Mich reut's, daß ich dich aus den Flammen riß."

Blitzſchnell ſprang ſie auf mit einem gellenden Schrei. „Haß für Liebe? Für ſolche Liebe Verachtung? Warte, das ſollt ihr büßen! — Wohlan denn: der lichte Gott ſtieß mich mit Füßen fort: — ich weiß den dunklen Dämon, der mich aufnimmt. Wehe dir — und wehe ihr!"

Schon war ſie im Freien. Volkfried trat aus der Hütte. Da ſah er ſie auf dem Rücken eines der kleinen zottigen Wendengäule hangen: ſie hielt ſich mit der Linken an der Mähne feſt, mit der Rechten, der kleinen zierlichen Rechten, ſchlug ſie aus Leibeskräften auf des Tieres Hinterbug: ſie ſchnalzte mit der Zunge, ſie gellte ihm, ſich vor-

hebend an ſeinen Hals, ſlaviſche Ziſchlaute ins Ohr: hurtig ſetzte nun der Rappe über die hohe Umzäunung des Weidegeheges und ſchoß ſauſend davon in die Heide: durcheinander gemiſcht flogen dahin ſeine ſchwarze Mähne und ihr ſchwarzes Haar.

Sechſtes Kapitel.

Die Burg Eſesfeld war erſt im Jahre vorher angelegt worden; an dem rechten Ufer der Stör erhob ſie ſich auf einem ragenden Hügel, den Übergang über die Furt beherrſchend und die wenigen Hütten des früher offenen Ortes überſchauend, die ſich verſtreut an dem Fluſſe hinzogen.

Die Feſte war vor allem im Außenbau vollendet worden, ſie gegen einen Handſtreich der Dänen zu ſchützen; die Gräben waren hinreichend ausgetieft und durch das hineingeleitete Waſſer des Fluſſes gefüllt, der Wall der ausgegrabenen Erde hoch aufgeſchüttet, geſtampft und oben durch Pfahlwerk gefeſtigt und gekrönt. Im Innern dagegen war noch gar manches unfertig, als die kleine Beſatzung, ſchleunig aus den nächſten frieſiſchen und ſächſiſchen Gauen aufgeboten, den ſchmalen vierkantigen Turm und die paar Wohnräume bezog; dieſelben Mannſchaften hatten, in den Hütten der Fiſcher und Bauern eingelagert, die Bauleute während ihrer Arbeit beſchützt, auch ſelbſt, je zur Hälfte ſich ablöſend, mit Hand angelegt.

In dem mittleren der drei Stockwerke des Wachtturmes lag die Halle, der Wohnraum des Befehlshabers; das Erdgeſchoß des Turmes und ſeine Anbauten enthielten Stallungen für die Roſſe. Die Halle zeigte an der Oſtſeite in dem von rauhen Feldſteinen zuſammengeſetzten Boden

eine mannsbreite viereckige Öffnung, in welcher die vielsprossige Leiter lehnte, welche die Treppe ersetzte: durch einen breiten Quader war das Loch zu schließen. Der Turm zeigte ungefähr in Mannshöhe vom Boden vier schmale Ritzen, mehr Schießscharten als Fenster, aber genügend, den Ausblick über die ganze flache Landschaft zu gewähren; in das dritte, höchste Stockwerk unter dem Balkendach gelangte man aus dem zweiten ebenfalls nur durch eine Leiter und eine Öffnung in dem Holzboden jenes Dachraumes.

Die Sonne neigte nach regenreichem Tag zum Untergang, aus grauem Gewölke selten hervorblickend; sie warf nur noch wenig Licht in die Turmhalle durch die schmale Mauerritze im Westen; das Gewitter hatte starke Abkühlung gebracht: ein glimmend Feuer brannte auf der Westseite, abgetrennt von dem Boden durch einen kleinen Kranz von erhöhten Steinen.

An dem runden Eichentisch saßen zwei Männer auf einer halbkreisförmigen Bank, ein dritter lag neben der Bank auf den Binsen, die den Steinestrich hochgeschichtet bedeckten. Unwirsch stieß der eine der Sitzenden auf die Tischplatte einen zinnernen Becher, den er zu Munde geführt hatte, — so heftig, daß rote Tropfen herausſprangen. „Satan saufe das saure Gesöff!“ rief er, den roten Bart mit der umgekehrten Hand von der Lippe streichend.

„Der wird sich hüten, Hardrad,“ lachte sein Bankgenoß. „In seiner Hölle ist's heiß: da gedeiht wohl ein besseres Gewächs.“ Er zerschlug mit der Faust auf dem Tisch ein Stück Brot. „Das ist so hart, wie ein Sachsenschädel. Sticht schon in die Hand, wie sticht's erst in den Gaumen! Pfui!“ Er schüttelte das krause, dunkelbraune Gelock. „Und der verfluchte Rauch! Wie das in die Augen beißt!“ schalt der dritte, der auf der Streu lag; er nahm den

Ärmel ſeines ſchwarzen, faltigen Prieſtergewandes und wiſchte ſich über die Lider mit den kohlſchwarzen Wimpern. „Warum willſt du auch Feuer haben mitten im Erntemond!“ meinte der zweite. „Weil ich immer friere in eurem Barbarenland,“ grollte der Geiſtliche und zog die Brauen zuſammen. „Läßt man das Feuer ausgehen, wird man zu Eis und läßt man's brennen, wird man geräuchert. Und von den naſſen Wänden rinnt es nieder in klatſchenden Tropfen! Nicht einmal einen Teppich für Tiſch, Eſtrich oder Mauer! Ein Hund lebt menſchlicher in Italia als hier ein Biſchof.“ „Ei, warum ſeid Ihr nicht in Italia geblieben, Herr Petrus?“ ſpottete der Krauskopf. „Das will ich dir ſagen, Fortunat,“ lachte Graf Hardrad. „Weil's ihm dort ebenſo zu heiß ward . . . —“ „Wie jetzt hier zu kalt!“ ſchloß der andre.

Der Prieſter biß die ſchmale Lippe.

„Nun,“ fuhr Fortunat fort, mit Wohlgefallen ſein zierlich mit Silber geſticktes hellblaues Gewand betrachtend, „der Hochwürdige iſt wohl ebenſowenig ganz freiwillig hier in dieſem Sumpfloch wie — wie meines Bruders Bruder. Allein du, großmächtiger Hardrad! Von deinen argen Streichen hat der Herr Kaiſer, ſo allwiſſend er ſich wähnt, doch noch nichts erfahren. Weshalb du hier aushältſt . .“ — „Schlage mich der rote Donner, bleib' ich länger als ich's nötig habe. Dann werf ich dieſem Schulmeiſter unter der Kaiſerkrone ſein Grafenamt vor die Füße und lebe, wo's mich und wie's mich freut.“ „Das könntet Ihr doch jetzt ſchon,“ meinte der Abtvikar. „Ja, wenn ich leben wollte, leben könnte wie ſo ein Welſcher! Wie Ihr, der den Tag über an einer Kuchenrinde kaut und mehr Tinte verbraucht als Wein! Ich aber! Ich brauche Wälder und Felder, darin zu jagen, viele hundert Roſſe, täglich ein anderes müde zu hetzen, Dörfer voll knirſchender

Bauern, ſie zu treten, edle Hunde, den Bär zu ſtellen, koſtbare Falken, den Reiher zu beizen, ja, ich brauche Scharen von Gewaffneten, die nur meinem Winke folgen, mein Recht durchzuſetzen . . . —" „Oder auch dein Unrecht," lachte Fortunat. „Ich brauche einen ganzen Gau als mein Erbeigen, einen faſt gleichmächtigen Nachbarn, Fehde mit ihm zu führen! —" — „Das hat aber der Herr Kaiſer verboten!" — „Bah, der iſt fern und ſein Reich iſt groß und er kann nicht überall zugleich ſein." — „Das iſt das einzige, was es möglich macht, in ſeinem Reich zu leben. Sonſt wär's halb Schulſtube —" — „Halb Kloſter, —" — „Halb Kriegslager, —" „Halb Kerker," grollte der Prieſter.

„Das ſind viele Hälften," lachte Fortunat. „Und weshalb, Hardrad, brauchſt du das alles?" — „Weshalb? Dumme Frage! Weil's meine Ahnen gebraucht haben von jeher. Waren Herzöge in Thüringland, lange bevor die Ahnen Herrn Karls Hausmeier hießen. Und die Ahnen haben's auf mich vererbt." „Das heißt," ſpottete Fortunat, „den Hang dazu, nicht die Mittel." „Auch die Mittel hatte ich," zürnte Hardrad und ſchlug auf den Tiſch, daß die Becher klirrten. „Bis dieſer . . . —" — „Thu dir keinen Zwang an! Ich habe ihn ſchon ſoviel geſcholten vor deinen Ohren, daß ich dich nicht verſchwätzen werde. Und dieſer ſchwarzhaarige, gelbgallige Welſche da, — der ſchimpft zwar nicht laut wie wir, aber er haßt ihn ſchweigend und — giftig." Der Prieſter drückte die dunklen Augen zuſammen. „Ich hatte Macht und Mittel genug," fuhr Hardrad fort, „wie ein Fürſt zu leben, wie ein Herzog, bis dieſer . ." — „Ja! Er nahm dir alle Benefizien und von dem Erbgut die Hälfte . . —" „Warum?" fragte der Abtvikar. „Weil ich, nach gutem altem Recht der Thüringe, dem Nachbar Fehde angeſagt."

— „Ja, ja. Du haſt ihm dabei das Haus verbrannt, den Sohn und zwölf Knechte erſchlagen und alles Gold und Silber geraubt. Herr Karl hatte aber längſt den Fehdegang verboten.“

„Und noch als Gnade mußte ich's hinnehmen, daß er mir die Hälfte des Allods beließ und mir dieſe Grafſchaft übertrug, die ſchlechteſte, ärmſte, gottverhaßteſte in ſeinem ganzen Reich. Nun warte! Wehe dieſen Sachſen, denen er mich zum Grafen beſtellt hat! Es wäre ihnen beſſer, der Höllenwirt wäre ihr Graf.“ — „Sie ſind, glaub' ich, alle dieſer deiner Meinung!“ — „Und ſobald ich ſo viel Land und Gold aus ihnen herausgepreßt habe, daß ich wieder leben kann wie's meiner Sippe ziemt — fort aus dieſem großen Gefängnis, darin Herr Karl mit Schlüſſeln und Ketten raſſelt.“ — „Aber wohin?“ — „Oh, gleichviel! — Zu den Dänen!“ „Sind Heiden,“ meinte der Vikar. „Sie fragen nicht nach dem Glauben, nur nach der Kraft. Das Land, das ich hier zuſammengebracht, mache ich all' zu Gold, zu Waffen, zu Reiſigen. Mit offenen Armen nimmt mich König Göttrik auf jenſeit des Danevirks. Aber nicht mit leeren Händen, nicht ein Flüchtling, nicht bittend: — ſpendend will ich kommen. Geh mit, Fortunat!“ — „Vielleicht! Vielleicht auch nicht. Weißbuſige Weiber — das iſt wohl war! — leben in Nordmannia. Aber vielleicht läßt mich doch Herr Karl zurück in meine Heimat Aquitania, in das ſchöne Land zwiſchen Loire und Garonne. Dort ſcheint die Sonne gütevoller. Und feuriger fließt das Blut der Frauen . . . —“ — „Daß du nichts anderes im Sinne haſt als Weiber!“ — „Ja, ſie ſind all mein Glück! — Und all mein Unglück! — Sind ſie doch auch ſchuld, daß ich hier eure angenehme Geſellſchaft genieße.“ „Wie das?“ fragte der Langobarde. — „Nun ja! — Gewöhnlich

brauche ich keine andere Überredung bei ihnen, als mir der reiche Gott in meinem glatten Geſicht, meinem glatten Wuchs und meiner glatten Zunge gegeben hat.“ „Heuchler und Schmeichler, — du betrügſt ſie alle!“ ſchalt der Graf. „Nein! Da thuſt du mir unrecht. Schreiend unrecht! Mir gefällt immer eine am beſten. Und das ſag' ich ihr. Und da ſie mir wirklich am beſten gefällt, ſag' ich ihr's ſehr lebhaft und überzeugend, erfolgreich. Heilige Genoveva —!“ „Laß die Heiligen aus dem Spiel,“ grollte der Vikar. — „Nun denn: Frau Venus!“ — „Was weißt du von der?“ — „O bitte! In der Kloſterſchule zu Tours laſen wir, auf Herrn Karls und auf Alkuins Befehl, Ovidius! — Lateiniſche Verſe ſollten wir dabei lernen: — aber Liebſchaften lernten wir. Bei Sankt Venus alſo! Jede hält ſich doch im Herzen für die Schönſte. Sagt es ihr nun obendrein ein Mann, — der's ſelber glaubt in dieſer Stunde, — wie ſoll ſie's nicht erſt recht glauben? Kam bis vor kurzem ganz glücklich vorwärts bei allen! Da will es das Unglück, daß zwei Schweſtern gleich ſchön ſind. Das wäre nun bloß ein doppelt Glück geweſen. Aber ſie waren auch beide — und das eben war das Unglück! — gleich tugendhaft. Beiden mußte ich daher den verfluchten Goldring an einen ihrer weißen Finger ſtecken. Was thut man aber nicht den lieben Narren zuliebe! So heiratete ich die eine zu Tours, die andere — zwei Monate ſpäter — zu Toulouſe. Keine wußte von der andern; Fauſtus hieß ich zu Tours und Fortunatus zu Toulouſe. Die eine gab mir der Bruder, die andere der Oheim, der Biſchof zu Tours. Sie hätten es noch lange nicht herausgebracht. Denn meine Villen, wo ich jedes der Weiblein hatte, lagen weit auseinander, eine an den Pyrenäen, die andere an der Loire. Aber zu meinem Verderben hatten ſie ein Bäslein, ein reizendes

Ding, ſag' ich euch! Das kam zu Beſuch auf die Villa an der Loire. Und da das dumme Ding nicht nachgab, mußte ich mit Gewalt nachhelfen: — nur ein klein wenig! Da ſpringt ſie in den Strom! Und meine Frau — das heißt die eine, die an der Loire — erfährt es und ruft den Bruder herbei zur Rache. Und der kommt und erkennt mich als ſeinen andern Schwager, von den Pyrenäen her! Nun der Lärm! Der Biſchof! Der Doppeloheim! Und der Doppelſchwager! Was half's, daß ich den erſchlug — in ehrlichem Zweikampf! — Der Biſchof focht nicht: — er klagte bei Herrn Karl. Und das Hofgericht verurteilte mich zum Tode wegen ſo vieler Verbrechen! Ein ganzes Rudel! Zwei Seiten füllten die lateiniſchen Namen der Vergehen! Der Herr Kaiſer aber begnadigte mich zur Einbannung nördlich der Elbe!"

„Warum?" meinte Petrus, vor Froſt die Hände reibend. „Ihr hattet Euch den Tod doch redlich verdient!" „Gewiß," ſagte Hardrad. „Aber Fortunat führt eine raſche Klinge. Er hat Herrn Karls Sohn, König Pippin, herausgehauen aus einem ganzen Weſpenſchwarm von Avaren. Deſſen hat der Vater gedacht."

„Ja, ja," lachte der Aquitanier. „Aus mir hätte was werden können, gäb' es keine Weiber. — Nun, vielleicht wird hier was aus mir. Denn hier giebt es gar keine. Oder die, welche es giebt, ſind ſo kühl wie die Eider im Winter. Neulich gar," — ſprach er ganz zornig, — „hab' ich mir an einem Sommerabend einen Stoß vor die Bruſt und noch was geholt. — Ich will nie mehr küſſen, zahl' ich's nicht heim!" „Wo? Bei unſerm letzten Ritt?" fragte der Graf. „Die ſchwarze Wendin — dort an der Furt?"

„Eine Sklavin!" grollte Fortunat. „Ein ſchöner, ſchwarzbrauner Teufel! Ich packe ſie plötzlich: — ich hatte

ihr Schilf ſchneiden zugeſehen: — ihre geſchmeidigen Glieder reizten mich. ‚Komm mit, ſchönes Weib,‘ rief ich ihr vom Roß herab — ‚du brauchſt einen ſchönen Mann.‘ ‚Es giebt nur Einen Mann,‘ ziſchelt ſie aus ihren weißen Zähnen, und mit einem Stoß vor meine Bruſt iſt ſie mir aus den Armen geglitten wie ein Aal.“ — „Und du gabſt das Spiel auf?“ — „O nein! Ich ritt ihr nach! Sie huſcht in den Pfahlzaun des nahen Gehöfts, ich ſpringe vom Gaul, will nach durch das ſchmale Pförtlein: in der Pforte aber ſteht eine — nun, kurz geſagt: eine Göttin. Um eines Hauptes Höhe länger als ich — prachtvolle, ſtolze Bruſt — zwei Arme, ſchneeweiß, und rund und weich! Und eine Flut von hellblond leuchtendem Haar und —“ Wir ſchenken dir das andere!“ ſagte der Graf. „Wär's mein eigen geworden, ich ſchenkte es keinem Gott! — Ich ſtehe vor ihr wie geblendet: — ich glaube wirklich, mein Knie ſenkte ſich ein wenig in Scheu vor ſo viel reiner Frauenherrlichkeit. Aber gleich darauf ſtieg mir all' das heiße Blut, das die Traube der Garonne in ſich kochen hat, in das Herz: mir ſchwindelte vor Verlangen und mit beiden Händen griff ich — ſprachlos — nach ihren wonnevollen Schultern: — da war das nächſte“ — er ſtockte. — „Nun?“ „Ha!“ lachte er grimmig. „Daß ich zur Erde flog. — Aber nicht allein!“ — „Mit dem Weibe?“ — „O nein! Mit der ſtärkſten Ohrfeige, von der ich je geleſen oder gehört, oder, ſeit mein Vater ſtarb, geſpürt. Ich ſprang auf wie der Blitz. Da ſtand in der Thüre, wo die nordiſche Göttin geſtanden, geblitzt und gedonnert hatte, ein Hund — nun, ſo wie ein mäßiger Bär! — und knurrte. Die Göttin war verſchwunden. Aber,“ ſchloß er grimmig, „wir Chriſten haben die Pflicht, Göttinnen zu zerſtören. Ich kann nicht mehr ſchlafen, ſeit ich dies weiße Weib geſehen! Und ich ſchwör's: — die Hölle ſoll mich

braten, erfüll' ich's nicht: — ich sterbe oder ich zerbreche diesen keuschen Trotz in meinen Armen. So wahr mir Gott helfe und Sankt Martin von Tours! Amen."

„Eine hübsche Art von Christentum!" lachte der Priester. „Hat der fromme Kaiser viele solcher Vicegrafen in seinem Reich?" „Das war an dem Hof bei der Eiderfurt?" forschte Hardrad. „Ja? Das ist das Weib des Sachsenhunds, der mir den Hof nicht verkaufen und nicht mein Schutzhöriger werden will. Jahrelang dring' ich in ihn, jahrelang bann' ich ihn zu Ding und Heerfahrt und Wachtdienst, bis er mürbe werde oder ausbleibe, daß ich den Königsbann von ihm einheischen oder ihn vom Hofe treiben kann. Umsonst! Jedesmal ist er gekommen: — ich faſſ' es nicht, daß nicht längst seine ganze Wirtschaft verdorben ist." „Das macht die Frau," fiel der Abtvikar ein, „die soll, fehlt der Mann, so trefflich wirtschaften. Fidus hat mir viel von dem Paar erzählt, — steckte oft dort, rühmte diese Ehe als eine Musterehe. Die Frau, meinte er, ist so wacker und klug als sie schön ist. Ist eine gar herzbrechende Geschichte, bis die beiden sich heiraten konnten. Jahrelang mußte der Mann harren: ich hab' es nicht recht verstanden. Ihr Vater wollte sie einem ganz andern geben, einem gar vornehmen Nachbar. Ich weiß nicht mehr, wie sie dann doch der viel ärmere Freier gewann."

„Wie war das, Hardrad?" fragte Fortunat neugierig. „Weiß nichts davon," fuhr der Graf fort. „Aber das weiß ich: jetzt, seit der verfluchte Mönch ihm das Gesetz Herrn Karls gesteckt hat — der Fronbote hat's gemeldet! — jetzt ist ihm vollends nicht mehr beizukommen. Die Hölle verschlinge Fidus." „Der Heidenwald wird ihn wohl verschlingen," lachte der Abtvikar. „Kommt er zurück von dem Auftrag, den ich ihm gab, so müssen die Heiligen

mehr Wunder thun, als ich ihnen zutraue, für einen armen Mönch, der ihnen keine Kirche bauen kann. Der Tropf ist ein Aufpasser, ein verlängertes Ohr des Tyrannen Karl. — Übrigens, den Sachsen kann ich doch wohl fassen: wegen der dummen Pferdeköpfe, hat der Fronbote recht berichtet. Aber was liegt dir soviel an seinem Hof? Ist er so wertreich? So groß?" — „Das gerade nicht. Aber sein Land allein trennt noch die Hufen, die ich sämtlich dort mir zusammengezwungen. Und die Hauptsache: die Furt! Dort zieht der Hauptweg ins Dänenland. Sobald ich jene Uferstrecke habe, laß ich mir vom Kaiser Zollrecht, Furtrecht, Fährenrecht einräumen mit hohen Gebühren. Das kann sehr, sehr wertvoll werden! Dann verkaufe ich die ganze Landstrecke an einen Käufer, der ... der nicht knickert." „Ich ahne!" rief Fortunat. „Der Däne gewinnt dann Eigengut in Herrn Karls Reich und offenen Eingang." — „Aber ich fürchte, das hat nun gute Wege. Der Sachse hält sich streng ans Recht." „Das kann man brechen!" rief Fortunat. „Ein rascher Ritt: — in einer Nacht ist's gethan! — der Lümmel erschlagen: — dir der Hof — mir die herrliche blonde Herrin und — als Zugabe — die zierliche schwarze Magd!" Graf Hardrads Auge blitzte, wie gewährend; er griff ans Schwert. „Nichts da!" warnte der Priester. „Wohl ist das leicht, rasch geschehen. Aber dann kommen die Kaiserboten!"

Der Graf fuhr zusammen. „Das ist der verfluchteste Strick," grollte er, an dem roten Bart zerrend, „den dieser Karl um freier Männer Nacken geworfen hat!" „Ja, ja, die Kaiserboten!" fuhr der Priester fort. „Je ein Bischof und ein Graf, aus himmelferner Provinz, unbekannt, unbestechbar, parteilos bei den Streitsachen der Grafschaft. Und sie rufen alle Geistlichen und alle freien Männer des Gaues zusammen und fragen sie aus über alles Unrecht,

das etwa im Laufe des Jahres, Graf oder Vicegraf, oder Abt oder irgend ein Amtmann verübt! — Vereidigte Rügeschöffen fragen sie besonders. Die trifft der Tod, schweigen sie. Aber sie schweigen nicht! Gar gern decken sie auf jede Gewaltthat der Beamten. Und wenn nur einer von den Hunderten redet, die da erfahren müssen, daß dort, an der Eiderfurt, ein Hof ausgemordet ward: — dann wehe dir, Graf Hardrad." „Es ist wahr," zürnte der. „Der Sachse muß ins Unrecht. Anders geht es nicht. — Horch, was ist das? — Das Wallthor wird geöffnet — ein Weib — auf einem Gaul. — Es springt ab: — es wird hierher geführt. — Du erhältst Besuch, Fortunat!"

„Da wollen wir doch lieber gehen," meinte der Priester und erhob sich. „Ja, gehen wir," lachte Hardrad.

„Nein! Bleibt, Herr Graf," rief da eine weibliche Stimme, und schon ward oberhalb der Öffnung ein schwarzer Lockenkopf sichtbar — schon sprang jetzt die schlanke Gestalt von der letzten Leitersprosse nach oben — schon lag sie zu den Füßen Fortunats.

„Nimm mich, Herr," rief sie außer sich. „Ich bin dein." Und sie umschlang seine Kniee mit den Händen. Ihr Atem flog, ihr Busen wogte: sie zitterte am ganzen Leib. Er hob sie nicht auf: „Und der einzige Mann, der lebt?" höhnte er, sich herabbeugend.

„Zertritt ihn, wie er mich getreten hat. Du kannst es: du mußt es. Er, Volkfried der Sachse, ist ein Verräter! Er und sie — die Verhaßte! Sie pflegen in ihrem Hof einen Waldgänger, einen Verbannten!"

Siebentes Kapitel.

Am Abend darauf saßen in der Halle des Hofes „bei den Volkingen“: — so hieß das Gehöft an der Eiderfurt: seit grauer Vorzeit hatten darin die Söhne des Volko gewohnt, die zuerst den Wald hier gerodet und aus den gefällten Eichen das Haus aufgezimmert hatten — auf der Bank an dem Herdfeuer die beiden Kinder, links und rechts geschmiegt an einen Mann von etwa sechzig Jahren, der in rauhe Felle gekleidet war: das graue, aber noch dichte Haar reichte nur bis an das halbe Ohr.

Der Alte saß vornüber gebeugt und schnitzelte mit leicht gekrümmtem Messer an einem schmalen Schaft, den er gegen seine Brust und gegen den gestampften Lehmboden der Halle angestemmt hielt; rasch glitten die Späne hernieder.

Die Frau saß, ihnen gegenüber, auf einem erhöhten Stuhl, oberhalb dessen sich eine im Halbkreis geschnittene Lehne erhob; sie ließ gar emsig die flachsumwobene Spindel schnurrend auf dem Estrich tanzen; aber oft flog doch ihr Blick hinüber zu den Kindern.

„Weil du nur wieder da bist, Heimo,“ sagte das Mädchen und streichelte dem Alten die wetterbraune Wange. „Ich sorgte um dich! So ganz allein — auch die Nächte! — im Eichicht. Die Waldfrau soll dort wohnen.“ „Die Waldfrau wohnt dort, das ist gewiß,“ sprach Heimo ernsthaft, den Schaft vor sich hinhaltend und mit dem Auge prüfend. „Aber die thut mir nichts zuleide. Im Gegenteil. Die schützt meinen Schlaf.“ Die Frau horchte auf: — sie wollte unterbrechen; aber sie sah, wie begierig beider Kinder Augen an des Alten Munde hingen: — und sie schwieg.

„Warum? Woher weißt du das?“ fragte Volkbert eifrig. — „Weil ich nie verſäume, von meinem Nachtmahl ein wenig Milch und Brotkrumen vor der Holzhütte zu ſprengen und zu verſtreuen. Davon naſchen gar gern die Waldwichtlein in der Königin Gefolge.“

„So iſt ſie eine Königin, die Waldfrau?“ forſchte das Mädchen. „Geht ſie auch unter Krone?“ — „Sie braucht keine. Ihre Krone iſt ihr goldig Haar —: das trägt ſie ſiebenmal um das Haupt gezöpft. Aber ein golden Halsgeſchmeide trägt ſie.“

„Haſt du ſie denn geſehen?“ meinte der Knabe.

„Muß man alles geſehen haben, was da iſt? Hat der Mönch Fidus ſchon den Schutzengel geſehen, von dem er ſo viel zu ſagen weiß?“ Da ſprach aber die Frau: „Das iſt doch nicht gleich! — Du ſollſt den Kindern nicht ſo viel erzählen von den Waldwichten. — Iſt das Kreuz fertig, das ich dich — zur Strafe — habe ſchnitzen laſſen?“ — „Jawohl! Steht auch ſchon an — ſeinem Ort. — So, jetzt iſt der Schaft überall gleich gerundet, mein' ich. Das iſt die Gabe, die ich dir mitzubringen verſprach aus dem Eichenwald, — ward nur nicht ganz fertig damit. Da, Volkbert, wäg' ihn einmal. Iſt er ſo handgefüg?“ „Herrlich!“ rief der Knabe, den Speer ſchwingend. „Und doch auch ſchwerer als der letzte war. Das wiegt doch!“ — „Alle neun Monde etwas ſchwerer. Denn alle neun Monde mehrt ſich die Kraft dem Mann, — bis ſie wieder abnimmt! — Ich werde alt und ſchwach!“

„Mußt dich nicht mehr ſo ſchwer mühen, Heimo,“ mahnte die Frau. „Wir wollen einen Knecht kaufen ſtatt der entlaufenen Wendin.“ „Hi!“ lachte der Alte. „Weißt du, Frau, was das Beſte iſt an der? — Garnichts? O doch! Eben daß ſie entlaufen iſt. Die war nicht geheuer! War von den Dunkelelben, mein' ich.“ „Wo der Herr

nur bleibt?“ rief die Frau und warf einen Blick durch die halboffene Thür. „Er kann noch nicht zurück ſein,“ tröſtete der Alte. „Wollte er doch bis an den oberen Deich. Das iſt weit.“ „Erzähle was, Heimo,“ rief Volkbert. „Ja, erzähle, guter Heimo,“ bat das Mädchen. „Aber nicht von den alten“ . . . die Frau hielt inne: „Göttern“ hatte ſie ſagen wollen — „nicht von den alten Gewalten.“ „Das hör' ich aber doch am liebſten,“ ſchmollte der Knabe. „Nun, ſo erzähle von Herrn Karl.“ „Ja, und von ſeiner guten, ſchönen Königin, Frau Hildigard,“ mahnte die Kleine. „Nein! Von der Schlacht, darin du ihn ſelbſt geſehen. Und vom Vater — und von Herzog Widukind!“ — „Habt's ja ſchon oft gehört.“ — „Du haſt immer wieder was Neues zu ſagen, man muß dich nur recht ausfragen! Alſo: wie war's? Gieb acht, ob ich den Anfang noch weiß! Alſo: ‚weil die Sachſen wußten, der Herr Karl weile fern jenſeit der großen Berge, war Herr Widukind aus den Dänenmarken, wohin er geflüchtet, zurückgekehrt und alle Sachſen nördlich der Elbe und die ſüdlich in Wigmodia folgten ihm wieder zum Kampf. Und ſie ſchlugen die fränkiſchen Grafen in zwei Treffen und trieben ſie vor ſich hin an die Weſer. Und auch in dem dritten Gefecht an der Weſer wankten bereits die Feinde und . . .“ Begeiſtert fuhr der Alte fort: „Auf grauweißem Roß ſprengte Herzog Widukind voran wie Siegvater Woden . . . —“ Da fiel das Mädchen ein und ſchlug ein Kreuz: „Ab ſag' ich Woden und Donar und Saſſenot und allen den Unholden, die ihre Genoſſen ſind.“

„Recht, Lindmuth,“ lobte die Mutter, „du biſt ein frommes Kind . . .“

„Und wir folgten, zu Fuß in dichten Haufen, Speer an Speer,“ erzählte der Knabe. „Du warſt aber doch noch nicht geboren!“ lachte die Mutter. Er ward feuerrot:

„Das ist gleich. Heimo erzählt so. Und auch Heimo war dabei. Denn auch die Knechte hatte man in solcher Volksnot gewaffnet. Aber plötzlich sprengte aus dem Wesertann eine starke Schar von Gewaffneten, vorauf ein Gewaltiger, ganz in Eisen gehüllt, ganz eisengrau. ‚Herr Karl!‘ riefen da die Franken. ‚Herr Karl ist zurückgekehrt! Unser ist der Sieg!‘“

„Und viele Sachsen erschraken,“ fur Heimo fort, „denn sie erkannten ihn. Aber nicht erschrak Herzog Widukind.“ — „Und nicht der Vater . . . —“ — „Der Herzog zu Roß . . . —“ — „Der Vater zu Fuß, an seines Rosses Mähne sich haltend, und neben ihm vorspringend . . . —“ — „So drangen sie vor gegen Herrn Karl.“ — „Wohl deckten ihn treulich seine Grafen und Paladine . . . —“ — „Aber der Herzog schlug einen und zwei und drei . . . —“ — „Und der Vater traf zwei zu Tode . . . —“

„Und so hatten sie Herrn Karl erreicht. Der aber zagte nicht vor den zwei so starken Männern. Die Speere warfen sie, des Herzogs Wurf ging fehl, zum Staunen der Seinigen: aber Herr Karl fehlte nicht: er warf den Lindenschild Widukinds durch und durch, blutend stürzte der Held vom Roß, seine Gefolgen trugen ihn aus dem Getümmel: die Sachsen flohen . . . —“ — „Aber nicht der Vater! Der sprang an Herrn Karls schildlose Seite und bevor der König das lange Schwert ziehen konnte, hatte der Vater den Sachs gezückt und holte aus zum tödlichen Stoß wider sein Antlitz“ . . . . . .

Da hielt der Knabe plötzlich inne.

„Was stockst du?“ schalt die Frau. — „Es verdrießt mich jedesmal.“ Auch Heimo schwieg; er schaute unwirsch ins Herdfeuer. „Es soll dich nicht verdrießen,“ rief da Lindmuth. „Es ist keine Schande für den Vater, daß der Himmelsherr nur durch ein Wunder den großen Karl

erretten konnte vor seinem Arm. Und daß er unsern Vater gewürdigt hat, ihn durch ein Wunder zu bekehren. Denn wie war's? Als der Vater zielte auf des Königs Antlitz, — da mußte er ihm scharf ins Auge sehen: und der Herr König, furchtlos, obwohl jeder Waffe bar, erwiderte den Blick: — und — . . ."

„Und so gewaltiger Glanz," fuhr die Frau fort, „leuchtete aus diesen Augen nieder, so verklärt war das erhabene Antlitz, daß Held Volkfried, der noch nie gezagt, niederstürzte, wo er stand, neben des Königs Roß, die Waffe fortwarf und ausrief: ‚Herr Karl, mit dir ist der stärkste Gott!'"

„Ja," fuhr Lindmuth fort, „und nun waren die Paladine alle heran: Herr Wilhelm von Toulouse und Herr Erich von Friaul und alle, und ein kampfgrimmer Alamanne . . . —" „Herr Gerold selber war's, des Königs Schwäher," fiel der Knabe ein, „der schwang die Streitaxt über des Vaters Haupt . . . —"

„Da spreitete," fuhr Lindmuth fort, „Herr Karl vom Roß herab seinen blauen Mantel über den Vater und wehrte den vielen Waffen der Paladine und rief: ‚Der Mann bleibt leben! Er ward mein: — durch Christus den Herrn.'"

„Und als ich sah," hob nun Heimo wieder an, „wie mein Herr Herrn Karl sich ergab, da warf auch ich den Streitkolben weg und trat an seine Seite. Und war das die letzte Schlacht, die Herzog Widukind schlug wider den Herrn Karl."

„Denn er sprach zu seinen Gefolgen," ergänzte das Mädchen: „‚wahrlich, nun erkenne ich, daß sein Gott stärker ist denn die unsern. Nie hab' ich meines Feindes gefehlt auf halbe Speerwurfslänge! Sein aber fehlte ich! denn als ich auf ihn zielte, ganz scharf, haarscharf, da brach

plötzlich die Sinkesonne aus dem Gewölk und schien mir grell in die Augen und mir war, goldene Strahlenpfeile hoch vom Himmel her schossen mir durch die Wimpern. Und ich blinzte und warf und — fehlte. Er aber traf!' Und alsbald schickte der wunde Herzog Boten an Herrn Karl, wenn der ihm sicheres Geleit verspreche, wolle er zu ihm kommen in seine Pfalz und die Taufe nehmen und Herrn Karl Treue schwören. Und gern gewährte das der König. Und so geschah's gar feierlich."

„Und mit ihm nahm auch euer Vater die Taufe," sprach die Frau, „und that den Eid. Und unverbrüchlich haben beide seither die Treue gehalten, Herrn Christus und Herrn Karl. Das sollten sich Geringere merken." Heimo verzog das Gesicht. „Ja, ja, schon recht. Zumal was Herrn Karl angeht. Dem hab ich ja geschworen, als ich freigelassen ward. Was aber den Herrn Christus angeht . . ." „Du hast den Taufbund mit ihm geschlossen," mahnte die Frau. — „Aber recht ungefragt! Ganz gröblich haben sie mich dabei angefaßt. Ja, wie sie den Herzog tauften und unsern Herrn zu Attigny — ich stand ja dabei — der unsichtbare Gesang von oben her und die vielen hundert Kerzen und der süßliche Rauchqualm aus goldenen, durchbrochenen Gefäßen, die kleine Knaben schwangen, — ganz betäubt ward einem dabei; und beinah' übel! Und war alles sehr geheimnisvoll und großfeierlich. Aber mit mir machten sie's weiland anders. Gleich nach jener Schlacht an der Weser wurden wir geringen Gefangenen zusammengetrieben an dem Ufer, wohl ein paar hundert auf einmal, von Frankenreitern und mit den Speerschäften zurecht geschoben, so recht wie eine Herde Schafe. Und dann kam ein Bischof und weihte das Uferwasser der Weser, und nun hieß es: ‚vorwärts allzuhauf! Da hinein! Und untergetaucht! Als Heiden hinein, als Christen heraus.

Wer ſich ſperrt, wird erſtochen.‘ Und das Waſſer, in das ſie mich hineinſchoben, war ſchon ganz blutig. Denn manche hatten's gar nicht verſtanden, was die Franken da auf fränkiſch, der Prieſter auf römiſch von ihnen verlangten, andere hatten gut verſtanden aber nicht gewollt. Sie alle wurden flugs erſtochen. — Und ſo ſtieg ich wieder heraus — halb mit Blut getauft und — mehr als halb —! wider Willen."

„Du mußt's doch halten," ſagte der Knabe ernſthaft. „Hätteſt dich ja auch erſtechen laſſen können." — „Ja, ja, ſo ſagt der Herr; und von dem haſt du's gelernt." „Oder geerbt," ſprach ſtolz die Frau. „Es wird ſchon ſo ſein müſſen. Nur verlangt nicht, daß es mich freuen ſoll auch noch!"

„Aber!" verwies Lindmuth. „Du kommſt doch nun in den Himmel." „Wer weiß?" meinte der Alte. „Und wenn auch, — ich glaube kaum, daß es mir da ſo recht gefallen wird." „Läſtre nicht," ſchalt die Frau. „Warum ſoll es dir dort nicht gefallen?" — „Warum? Weil es gerade wieder ſein wird wie zu Aachen, wo es mir auch nicht — aber gar nicht! — gefallen hat. Gold, Weihrauchduft und Singen! Singen in fremden, leiſen Sprachen, die ich nicht verſtehe. Auf dem Throne der Himmelskönig mit dem langen weißen Bart, — ganz wie Herr Karl zu Aachen! — um ihn her die Erzengel und die Großheiligen, die Himmelspaladine! Und wir geringes Volk? — Ganz hinten, draußen, in den naſſen Wolken. Und immer nur beten! In Walhall gab es Kampfſpiel und Met und" . . . —

„Horch," rief die Frau und ſprang auf. „Das iſt Hofwarts Gebell." — „Ja, er grüßt den Hof, ſobald er ihn ſieht vom Waldrand aus!" „Der Vater! Dem Vater entgegen." Fort waren beide Kinder. Auch die Frau

legte die Spindel nieder und ſchritt zur Thüre hinaus in den Hofraum.

Die Sonne ſank; ſie hatte das Regengewölk durchbrochen; in hellem Schein lagen Anger und Wald; in die Pforte ſeiner Hofwehre ſchritt die hohe Geſtalt Volkfrieds, ganz aufgerichtet: er trug ſchwer, der Starke, an dem Rehbock, deſſen Läufe um den Jagdſpeer über der Schulter zuſammengeſchnürt waren; die Kinder hielten ihn links und rechts an den Armen; die Frau reckte ihm beide Hände entgegen.

Auch Heimo war herangehinkt: er ſtand nun in der Hallenthür und ſah auf die Gatten. „Die mögen ſich immer noch, wie am erſten Tag. Faſt allzu jung für ſo reife Leute! Nun, haben Kampf und Leid genug auszuſtehen gehabt, bis ſie ſich gewannen.“ Und leiſer fuhr er fort: „Frau Frigg und du, guter Donar, ſchützt ihnen Herd und Haus! — Wenn's recht von Herzen geht, muß ich euch anrufen, nicht die Heiligen. Der Hofherr und die Frau opfern den Heiligen in der Steinkapelle, ich opfere den alten Göttern unter der alten Eſche. Wißt ihr was, Götter und Heilige? Schützt ſie reihum.“

Achtes Kapitel.

Volkfried war ſehr müde von dem weiten Weg im feuchten Waldgrund und von der Jagd. Bald nach dem Abendeſſen wies er Heimo fort, er wolle ſich ſchlafen legen.

„Ich hörte viel Hundegebell,“ ſagte dieſer aufſtehend, „im Eiderwald. Auch Hörnerblaſen.“ — „Die Frankengrafen von Badenfleth jagten.“ — „Auf Wölfe?“ — „Nein, auf

Waldgänger.“ — Heimo ſah ſcharf in ſeines Herrn Antlitz, aber der verzog keine Miene; der Alte ſeufzte und ging; er ſchlief in der Hütte an der Furt.

Bald ſchlummerte Volkfried; aber die Frau an ſeiner Seite fand keine Ruhe. — —

Nach ein paar Stunden ſchlug der Hund an, heftig, zornig, dauernd. Sie warf einen Blick auf Volkfried; der ſchlief ruhig. Da ſchlug ein verhaltener Ruf an ihr Ohr: „Muthgard, hilf!“ —

Sie war ſchon aus dem Lager; ſie warf das mächtige Wiſentfell ihres Mannes um die Schultern, ſchob geräuſchlos den Holzriegel der Halle zurück und eilte durch den Hofraum. Es war ganz finſtre Nacht; nicht Mond noch Stern ſtand am Himmel. „Volkhelm — du biſt's?“ — „Ich bin's.“ — „Schon wieder da! Ich hab' dir's doch verboten. Du haſt verſprochen, damals, es ſolle das letzte Mal ſein.“ — „Heut' iſt's, — glaub' ich, — das letzte Mal! Ich bin wund! — Da — im Rücken — der Pfeil! Sie haben mich gehetzt — den ganzen Tag — mit Hunden.“ — „Unſeliger!“ — „Laß mich hinein! Nur noch einmal am Herdfeuer liegen! Mich fröſtelt. Rufe den Hund ab.“ — „Du weißt: ich darf nicht. Ich that ſchon mehr für dich, als mein Gewiſſen ertragen kann. Aber ich weiß, wie er dich liebt.“ — „Er! — Der Bruder, der mich umkommen läßt! Laß mich ins Haus!“ — „Niemals!“

„Gieb mir zu trinken! gieb mir Brot! Schneide mir den Pfeil heraus! Du kannſt's ſo gut! Ich verende ſonſt im Wald, wie ein weidwunder Hirſch.“

Die Frau überlegte. „Wundenpflege? Das ſteht nicht unter den Verboten. Aber ſpeiſen und tränken!“ — „Du haſt es vorige Woche gethan!“ — „Das ſteht unter den Verboten! Ich thu's nicht mehr. Ich kann Volkfried

nicht mehr in die Augen ſehn. Warte hier! Nicht über die Schwelle! Ich hole . . . —"

Sie wandte ſich und ſchrie auf — Volkfried ſtand hinter ihr. „Mein Weib erſchrickt vor mir," ſprach er ſehr traurig, aber ohne Vorwurf im Ton. „Das iſt hart." — „O Volkfried! Ich that's nur um deinetwillen."

„Ich weiß. Aber auch um meinetwillen durfteſt du Herrn Karls Recht nicht brechen —! Schweig! Den Pfeil magſt du ihm ausſchneiden." Sie ging. Volkhelm drängte herein: „Laß mich — ins Haus." — „Nein." Er ſchob ihn mit dem Arme von der Schwelle.

„Bruder! Bruder! Haſt du vergeſſen, wie mich der Vater ſterbend dir empfahl?" — „Ich that das Meinige an dir." — „Es iſt wahr — wie ein Vater. Aber kannſt du mich jetzt von deiner Schwelle weiſen?" — „Ich muß. — Warum brachſt du deinen Eid?"

Der Wunde lehnte ſich ächzend an den Zaun. „Gezwungenen Eid! Sie hatten mich gefangen mit vielen andern. ‚Tod oder Taufe,' hieß es. ‚Tod oder Treueſchwur.' Die Speerſpitzen ſtanden auf unſern nackten Leibern. Ich ſchwor." — „Drum mußt du's halten. Mancher — unſer Oheim Volkhard — ſtieß ſich ſelber den Frankenſpeer, der auf ſeiner Bruſt ſtand, ins Herz. Du aber? — Du ſchwörſt Herrn Karl Treue und ſobald ein paar Nachbargaue wieder losſchlagen, verläßt du den Hof, den ich dir bauen half, und eilſt zu den andern Eidbrechern. Gar raſch wurdet ihr zerſprengt! Ich ſage dir — und ein viel Weiſerer und Kühnerer als ich — Herzog Widukind ſelbſt! — hat dir's geſagt: es iſt umſonſt. Herr Chriſtus iſt ſtärker als Woden und Herr Karl iſt ſtärker als wir. Sei treu oder ſtirb!"

Da ſchlug der Hund, der ſchon vorher leiſe geknurrt hatte, an: zornig bellend ſprang er zur Pforte hinaus und

um die Ecke nach dem Fluſſe hin: aber ſofort verſtummte er dort.

Jetzt kam Muthgard aus dem Hauſe zurück. Sie trug einen brennenden Kienſpan in eiſerner Stange mit je einem Öhre an jedem Ende; ſie ſteckte das leere Öhr in einen ſpitzen Pfahl des Zaunes und trat zu dem wunden Mann. Die Fackel warf ihr flackernd Licht auf ihn: er ſah wohl Volkfried ähnlich, aber er war etwa fünfzehn Jahre jünger, der Wuchs ſchlanker, ſchmächtiger; ſein Haar war viel dunkler, faſt braun; und nun war das ſchöngebildete Geſicht ſehr hager: wilde Leidenſchaften, Rachgier, Haß und Zorn und zuletzt der Mangel, das Elend hatten es vor der Zeit mit tiefen Falten durchfurcht; die Wangen lagen eingefallen, ein irres, unſtetes Feuer loderte aus den dunkelgrauen Augen; Haar und Bart waren arg verwildert, Moos und Grashalme ſtaken darin; barhäuptig, barfüßig ſtand er da auf den Pfahlzaun gelehnt, ein zerfetztes Wolfsfell, um die Hüften mit einem Schiffstau geknotet, ſein einzig Gewand, einen Speerſtumpf — die Spitze war abgehackt, — hielt er in der Fauſt; er zitterte vor Schmerz, er fröſtelte vor Fieber.

„Da," ſtöhnte er, „da rechts in den Rippen." Sie prüfte die Stelle mit zart taſtender Hand: er zuckte doch zuſammen. „Das thut ſehr weh," ſagte ſie. „Bah!" Er biß die Zähne übereinander. — „Aber es iſt nicht zum ſterben. Der Pfeil wird leicht herausgehen. Er hat nur einen, nicht zwei Haken."

„Bruder," begann Volkhelm aufs neue, „kennteſt du das elende Leben im Wald! Von Hunden gehetzt! Auf Bäumen ſchlafen, feſtgebunden mit dem Gürtel, um nicht im Schlaf herabzuſtürzen! Von den Waldbeeren leben und von rohen Fiſchen und rohem Wild, ſolang ich's glücklich erjagte: Feuer zu machen darf ich nicht wagen. Und jetzt

erleg' ich nicht mehr Wild und Fisch: alle meine Pfeile sind seit dem letzten Gefecht verschossen; meinen Speer — siehe den Stumpf! — zerschlug mir der fränkische Reiter. Gieb mir einen frischen Speer!" — „Um keinen Preis! Du hebst ihn wider Herrn Karls Heerleute."

„O, so laß mich nur bis meine Wunde geheilt . . . — Hui, das that weh!" „Hier ist der Pfeil! Er ist heraus," flüsterte Muthgard. „Nun linde Salbe in die Wunde! — Das thut dir gut, nicht wahr?" — „Dank, Schwägerin!"

„Bruder, ich kann's nicht glauben von dir! Du —! Die Eider krachte im Eisgang — ich war eingebrochen — du sprangst hinein in den eisigen Tod und brachtest mich heraus. Ich lag unter dem Gaul, den der Wisent durchbohrt hatte: das Untier senkte den Kopf, mich zu spießen — du packtest den Stier am Horn und rissest ihn gegen dich und erstachst ihn. Dein Leben hast du — mehr als einmal! — eingesetzt, mich zu retten — und nun stößt du mich von der Schwelle? Ich habe nirgend ein Obdach! In meinem Hof — er ist eingezogen vom Kaiser! — hausen die Franken. Ich bitte dich — laß mich nur — nicht in deinem Haus, aber in dem Erdgang darunter, dem geheimen, liegen, bis die Wunde geheilt . . ."

Volkfried seufzte tief auf. „Auch dort ist mein Grund und Boden! — Mein Leben für dich lassen? Ich thät's auch heute noch. — Aber nicht die Treue." — „Nichts, gar nichts thust du für mich?" — „Was ich kann. Der Hof hier ist alles, was ich habe: — er ist mir lieb, sehr lieb. — Ich will morgen aufbrechen, zum Kaiser, nach Aachen: ich bitte ihn, dir Gnade zu schenken. Dafür biet' ich dem Kaiser meinen Hof." „Volkfried!" rief die Frau erschrocken. „Und wohin gehst du dann?" — „Ins Elend. Mit Weib und Kind. Das kann ich thun für dich, Bruder. Das andere nicht."

Volkhelm fuhr auf. „Sorge nicht, Schwägerin! Das nehm' ich nicht an. Lieber verend' ich im Busch. Oder" — schrie er plötzlich wild — „ich thue was anderes! — Was dich und deine Franken wenig freuen soll! Du aber, — mögest du's nie bereuen, Hartherziger, daß dir der Kaiser, der fremde Zwingherr, der vom Blut der Sachsen trieft, teurer war als der nächste Gesippe, als der eigene Bruder." Er sprang von dem Zaun weg gegen den Wald zu, verzweifelnd.

„He, he, eile nicht so," flüsterte es da aus dem Dunkel. Der Flüchtling hob drohend den Speerstumpf. „Ich bin's, Heimo. — Ruhig, Hofwart, nicht knurren! — Hab' alles gehört. Fast hätte der Hund mich verraten. Hätte dich fast nicht mehr eingeholt, — kann nicht so laufen mit dem lahmenden Fuß. — Sage: du kennst die Heidenesche im Südwald?" — „Den Wodensbaum? Gewiß!" — „Nun gut. Ich — ich opfere dort in den hohlen Stamm, den alten Göttern: Speck, auch Brot; fortab will ich auch gebraten Pferdefleisch da opfern. Ob's Wodens Raben holen oder — sonst wer — mir ist's gleich. Ich opferte alle sieben Nächte: fortab — alle drei." — „Dank, treuer Heimo, Dank!" Er war verschwunden im Dunkel der Nacht und des Waldes.

Neuntes Kapitel.

Die Gatten gingen schweigend in das Haus zurück. Die Frau leuchtete mit dem Kienspan in sein Gesicht: er wandte sich ab. „O Gott!" rief sie: „Schilt mich, schlage mich! Aber nicht dieses stumme Weh —! Es stößt mir

das Herz ab.“ „Laß gut ſein,“ ſagte er traurig. „Ich muß es nur erſt lernen, daß du Heimlichkeit haſt vor mir.“ — „Ich that's ja nur . . . —“ — „Aus Liebe zu mir. — Aber es war doch ſchweres Unrecht. — Es wird uns alle verderben.“

„Warum? Kein Menſch weiß darum.“ — „Die Wendin.“ — „Woher weiß die . . . —?“

„Sie hat dich bei mir verklagt. Sie hat dich mit ihm flüſtern gehört. So hat ſie wohl auch geſehen, daß du ihn ſpeiſteſt und tränkteſt!“ — „Du haſt ſie aus dem Feuer geriſſen! Wie könnte ſie gegen dich . . .?“ Er zuckte die Achſeln. „Und wenn's auch niemand ſonſt wüßte . . . ich weiß es nun!“

Da ſchrie ſie grell auf, ließ die Kienfackel fallen, daß ſie erloſch, und griff mit beiden Händen nach ſeinen beiden Wangen. „Volkfried — magſt du mich nicht mehr? Verwirfſt du mich?“ — „Wie könnt' ich dich nicht mehr lieb haben — ſo lange ich dies Herz in der Bruſt trage?“ Er ſprach ganz ſanft, aber ſehr traurig. „Allein es geht mir nicht aus dem Sinne, daß . . .“ Er ſtockte. — „Was, Volkfried, oh was?“ — „Es peinigt mich, ſeit mir's die Elende geſagt hat! Ich konnte mich deiner, — der Kinder nicht mehr freuen ſeitdem! Ich meine, ich . . . . Nein! ich will nichts übereilen! Ich muß es — langſam! — ganz durchdenken. Ich will — gewiß! — nichts darin raſch thun! — Aber — ich fürchte — es — muß — ſein.“ — „Was? Was? Ich vergehe vor Angſt bei deinen ſtockenden Worten! Was ſinneſt du?“ „Der Kaiſer — muß es wiſſen!“ ſtieß er nun raſch heraus. — „Du — du ſelbſt — willſt mich . . anzeigen?“ — „Ich ſorge: die Treue verlangt's.“ — „Volkfried —!“ — „Ich weiß, daß es ausdrücklich unter den Verboten ſteht — ‚ſpeiſen und tränken!‘ — Es ward ſo verleſen auf dem Grafending.

— Und ich hab' es dir auch geſagt? Oder" — und ganz freudig fragte er nun: „hab' ich dir dies Eine gerade vielleicht nicht geſagt? — Nur das vom ‚hauſen und hofen und herbergen und waffnen' — aber dies Eine nicht? O ſag: nein!" Sie ſenkte den Kopf. Sie weinte leiſe. „Du haſt mir's geſagt!"

„Das iſt hart. — Aber ich weiß nicht mehr, welche Strafe dafür gedroht iſt. Ich achtete nicht darauf! Wie konnt' ich denken, daß mein Weib . . ." — „O Volkfried!" — „Auch ſaß ja damals, wie das verkündet ward, der Bruder noch ganz ruhig in ſeinem Hofe; hab' ich dir — damals — auch die Strafe geſagt?" — „Nein! Nur die für das Hauſen und Hofen . . ." „Darauf ſteht der Tod!" Er erbebte: ſein ſtarker Leib zitterte heftig. — „Vielleicht iſt doch das Speiſen und Tränken gelinder bedroht." „Ich fürchte mich nicht, zu ſterben," ſprach ſie feſt. „Nur dich verlaſſen — ſo früh! — und die Kinder! — Und das Ärgſte daran iſt —:" — „Die Schande!" — „Die Schande!" Beide Gatten ſprachen das Wort zugleich.

„Wenn dir die Treue gebeut," fuhr ſie fort, „es anzuſagen, ſo thu's gleich — morgen. Sonſt zehrt es dir an der Ehre. Du *mußt* es dann thun." „Ja," ſagte er ganz ruhig, „dann muß es ſein. Jedoch — ich — ſeh's noch nicht klar. Die Liebe ſagt: nein, die Treue ſagt: ja. — Aber es iſt noch was in mir — ich weiß nicht, was es iſt — das ſpricht auch und ſagt: „Nein! Das Anſagen wäre nur eine Wildheit des Stolzes." — „Wäre nur Fidus da, der gute Mönch! Der wüßte Rat!" — „Freilich, du mußt es beichten. Aber der Mönch, — der kann mir das nicht entſcheiden! Die Kirchenbuße, ja: die wird er dir auflegen —! Aber dann — ich mein', ich hör' ihn ſchon! — dann ſagt er: ‚damit iſt's abgethan'. Aber für *mich* iſt's damit *nicht* abgethan. Herrn Chriſtus

ward damit sein Recht, nicht Herrn Karl. ‚Das ist eitel Stolz, — sündhafter Mannesstolz' — wird der Mönch sagen. Aber das eben ist's: ein Mönch ist kein Mann! In der Heidenzeit hielt man so trotzig auf die Ehre der Treue! Soll das nun nicht mehr gelten? — Ich glaube doch: ich muß!"

Sie richtete sich hoch auf: „Dir jeden Zweifel zu sparen" — sie sprach es ganz gelassen — „thu' ich's selbst. Morgen . . . —" — „Ich verbiete dir's! Du hast gar nicht zu sprechen. Ich, dein Muntwalt, spreche vor Gericht für dich, und — muß es sein — gegen dich! Aber erst muß ich's ruhig, — gar langsam — durch und zu Ende denken. In der Hast folgen wir beide nur dem Drange der hochgemuten Herzen — auch in das Unnötige, Unsinnige hinein." —

Demütig schwieg sie und lehnte das schöne Haupt an seine Schulter.

„Und — wenn es sein muß — wem — wem willst du's ansagen?"

„O Schmach und Elend! Dem Grafen . . .! Ihm müßte ich's ansagen. Den hat uns der Herr Kaiser gesetzt, ihn selbst zu vertreten. Aber dieser Graf! Mein Todfeind! Der jahrelang mich gequält — gegen Herrn Karls Recht! Wer bürgt mir, daß er mir nicht wieder falsches Recht, — Unrecht — spricht? Deine Strafe — aus Bosheit — erhöht wider das Recht? Ich kann ihm nicht mehr trauen! Das kann Herr Karl nicht verlangen! — Aber halt: da ist der andere, der Vicegraf! Der hat freundlichere Weise, — der hat mich noch nicht belogen. — Wenn ich Herrn Fortunatus dich, deine Sache überwiese . . .?" „Nein," fuhr sie auf. „Lieber springe ich in die Eider. Jetzt gleich —!" Sie riß sich los von ihm.

„Oho! — Halt!" — Er griff sie am Arm: „du zitterst

ja am ganzen Leibe! Iſt's vor Furcht?" — „Nein!" — „Was kann's dann ſein —? Ah, —! Ich hörte ſagen: er iſt arg verbuhlt. Hat er gewagt . .? — Ja, ja, es kann nichts andres ſein! Der Bube! — Er ſoll nicht mehr leben!" Er ſchrie, daß der Hund bellte, wie ſeinem Herrn im Zorn zu helfen. „Was, . . . was hat er gewagt?" — „Er griff nach mir . . . —."

Volkfried ſtöhnte: „Und auch das haſt du mir nicht geſagt!" — „Wozu? Ich half mir ſelbſt. Ich ſchlug ihn ins Geſicht, daß er umfiel: dort — in der Thüre — lag er. Ich hätt's nie geſagt. Wozu dich ergrimmen? Aber mich — meine Strafe — dem anheimgeben —!" — „Ich ſchlag' ihn tot, ſobald ich ihn ſehe." — „Volkfried! Dann mußt du ſterben, wie — vielleicht — ich." Er hielt hart atmend inne. Plötzlich rief er laut: „Es hilft nur Eins! Es kann nur Einer helfen." — „Wer?" — „Herr Karl! Sein Recht haſt du gebrochen, nicht dieſer elenden Grafen. Wir müſſen zu Herrn Karl." — „Das iſt ein weiter, ein harter Weg!" — „Wir müſſen. Er iſt der höchſte, der rechte Richter. Herrn Karls Recht ſoll über uns ergehen."

3.15

Zehntes Kapitel.

Der folgende Tag war trüb, ſtürmiſch, regnicht; dichte graue Wolken lagen über Wald und Strom; der Rauch des Herdfeuers ward vom Winde niedergedrückt, vermochte nicht, aus den Dachluken abzuziehen.

Die Gatten ſaßen um Sonnenuntergang in der Halle beiſammen, ſchweigſam. Beide, zumal Volkfried, machten niemals viel Worte; auch was ſie am tiefſten bewegte, ward

nicht voll ausgesprochen. So hatten sie auch die Vorgänge der verwichenen Nacht und die schwere Sorge ihrer Herzen nicht weiter beredet. Aber jeder der beiden traf, ohne Verabredung, für sich allein handelnd, Vorbereitungen zu der bevorstehenden weiten Reise. Die Frau räumte in dem Haus umher. Der Mann holte aus dem Stall einen mächtigen Rucksack, füllte ihn mit Brot, mit etwas Salz, mit geräucherten Fischen, mit getrocknetem Fleisch. Dann stellte und legte er auf dem Estrich in der Halle des Hofes Speere, Schwerter, Streitäxte, Schilde zusammen, vor dem Aufbruch die besten daraus zu wählen.

Der Knabe mahnte, es sei wohl bald Zeit, das Nachtmahl einzunehmen. „Ich warte nur auf Heimo," sagte die Frau. „Er brennt Kohlen im Südwald." „Da kommt er," rief Lindmuth, aus der Thüre blickend. „Was hat er nur? Ganz eilfertig kommt er gehumpelt." Atemlos schleppte sich der Alte über die Schwelle: „Flieht!" rief er. „Sie kommen!"

Ruhig stand Volkfried auf: „Wer kommt?"

„Der Graf! Und der Vicegraf! Und eine ganze Schar! Ich sah sie reiten im Walde. — Sie bogen von der Heerstraße ab — hierher!"

„Muthgard erbleichte: sie heftete die Augen auf ihren Mann. — Der schritt gegen die Thüre. „Nicht doch, Herr! Lieber Herr!" rief Heimo, sich ihm entgegenwerfend. „Flieht! — Durch den Erdgang! Ihr und die Frau! Ich bleibe hier im Hof mit den Kindern bis . . . —" Volkfried schob ihn schweigend beiseite.

„Herr! Glaubt! Es sind zu viele! Wir können nicht Widerstand leisten." Da griff Volkfried rasch unter die gehäuften Waffen: eine mächtige, eine langgeschaftete Streitaxt schwang er auf die Schulter und schritt ohne Hast, ganz langsam, hoch aufgerichtet, über die Schwelle

ſeines Hauſes. Heimo raffte ein Schwert auf und folgte ihm eilig; aber ſchon vor ihm war der Knabe, ſeinen neuen Wurfſpeer ſchwingend, hinausgehüpft. Muthgard folgte, die Kleine an der Hand führend.

Als Volkfried die Pforte des Pfahlzauns erreicht hatte, ſprengten die Reiter aus dem Wald auf die Blöße. Neben dem Haferfeld führte ein breiter Fahrweg, den die zwei Reiſigen an der Spitze einſchlugen. Aber der nun folgende Reiter — Volkfried erkannte den Grafen — ſpornte ſein Pferd rechts ab: mitten in das Haferfeld hinein ſetzte der Rappe, alle die übrigen Gäule folgten ihm nach und trabten ſcharf auf den Hof zu, die Ernte zerſtampfend.

„Auch das ſoll Herr Karl erfahren," knirſchte der Sachſe; er öffnete die Zaunpforte und trat in dieſelbe, den ſchmalen Gang ganz ausfüllend. Der Hund ſtand knurrend hinter ſeinem Herrn.

Die Reiter ſtutzten, wie ſie den Hofherrn erkannten; ſie hielten die Roſſe an. Der Graf ſprach mit zweien ſeiner Begleiter; auf einen Wink ſprangen ſie ab; nur ein Weib, das in der Schar ritt, blieb im Sattel; zwei der Reiſigen hielten bei dem Weib und bei den ledigen Gäulen; die andern, etwa ein Dutzend Gewaffnete und ein Waffenloſer, im ſchwarzen Prieſterkleid, gingen auf die Zaunpforte zu. Der Geiſtliche trat vor. „Gleich der erſte Blick auf dies Haus zeigt eine Sünde," rief er laut. „Die heidniſchen Pferdeköpfe am Firſt! Ich klage, Herr Graf! Die Synode hat ſie verboten." „Und ich hab' es dem Sachſen ausdrücklich geſagt," ſprach der Fronbote und ſchwang drohend einen Eibenbogen. „Gut," ſprach der Graf, „das giebt einen weiteren Bußefall." „Nein, Herr," rief da Heimo, auf den Zaun kletternd und nach dem Dache weiſend. „Mitnichten! In der Mitte — zwiſchen den beiden heiligen Roßhäuptern! — ſteckt ein Kreuz. Seht nur recht ſcharf

hin! Gar groß iſt es freilich nicht!“ lachte er pfiffig, „aber das ſchützt uns vor Strafe. Fidus hat es uns gelehrt.“

Volkfried wandte ſich raſch und ſah hinauf; er entdeckte ſelbſt jetzt erſt das Kreuz, ſo klein hatte es Heimo geſchnitzt.

„Iſt das ſo?“ fragte der Graf, und als der Abtvikar ſchweigend die ſchwarzen Brauen furchte, fuhr er fort: „Gleichviel! Wo Leben, Eigen und Ehre verwirkt ſind, kommt's auf das Geringe nicht an. — Sachſe, gieb den Waldgänger heraus, den du hauſeſt und hofeſt.“ Volkfried ſchwieg. „Hörſt du nicht?“ rief der Graf, näher tretend. „In des Herrn Kaiſers Namen! Du biſt verklagt . . . .“ — „Von wem?“ — „Dort! — von . . .“ — „Von meiner entſprungenen Unfreien, einer Wendin. Ihr Wort iſt kein Wort.“ — „Gieb ihn heraus, den du verborgen. Dein Bruder iſt's.“ — „Mein Bruder iſt nicht in dem Hof.“ — „So war er drin.“ — „Niemals, ſeit er geächtet iſt.“

„Dein Weib,“ rief da der Vicegraf vortretend, „hat nachts mit ihm geflüſtert, hier, am Zaun. Du haſt es ſelbſt geſagt. Da hinter dir ſteht ſie ja, die Vielſchöne! Sie ſoll's leugnen! Dann lügt ſie, die ſtolze Frau!“

Wie Volkfried Fortunat erkannte, ward er ganz blaß; unmerklich den andern zuckte die Fauſt an der Streitaxt, er gab ihm keine Antwort.

„Und wenn!“ rief Heimo vom Zaune herab. „Es iſt nicht verboten mit Verbannten zu ſprechen.“

Volkfried pochte das Herz: nun mußte die Vorhaltung des Speiſens und Tränkens folgen, falls die Wendin auch dies geſehen: aber jene Nächte waren ganz finſter geweſen —: vielleicht hatte ſie das nicht wahrgenommen? — — — Es war eine lange, bange Weile.

„Ach was," rief endlich der Graf ungeduldig. „Sie lügen alle. Was verlieren wir hier die Zeit? Ich gehe hinein und hole mir den Flüchtling." Er trat näher; die Männer hinter ihm machten Miene, ihm zu folgen. Volkfried atmete auf: — sie wußten von nichts! „Halt," rief er nun überlaut; sie fuhren zusammen. „Das dürft ihr nicht. Ich bin ein freier Sachse, unbescholten an meiner Ehre. Ihr dürft nur bei handhafter That über meine Hofwehre dringen." — „Was schert mich euer Sachsenrecht!" — „Herr Karl hat es uns eidlich bestätigt. Hier leg' ich mein Schwert auf meines Hofes Schwelle —" er zog den Sachs aus dem Gürtel und warf ihn vor seine Füße nieder — „ich rufe Herrn Karls Gericht an." Hardrad lachte: „Herr Karl ist weit! Es heißt: im Land Hispania. Du bist längst verfault, bevor der von dir hört. Laß mich ein oder —": er griff ans Schwert. Laut bellend sprang der Hund aus der Pforte und fuhr gegen ihn: — erschrocken wich der Graf.

„Zurück, Hofwart!" befahl Volkfried, „hierher!" Augenblicklich gehorchte das Tier und lief hinter den Zaun zurück.

„Was? Den verfluchten Hund auf des Herrn Kaisers Grafen hetzen?" schrie der Fronbote. „Warte, Bestie!" Er griff an den Köcher, den er auf dem Rücken trug, öffnete die Deckelklappe und zog einen schwarzgeflügelten Pfeil heraus. „Ihr habt's alle gesehen! Das war Friedbruch." „Nein, Golo," sprach da vortretend einer der Krieger, ein breitschultriger Mann, dessen schlichtes, flachsblondes Haar, nur an den Schläfen etwas grau, aus der Sturmhaube quoll, mit langer, gerader, schön gebildeter Nase und goldbraunen Augen. „Vielmehr hat der Mann den Hund gleich abgerufen." „Wer bist du, selbst Hund?" schrie der Graf und wandte sich zornig gegen den Sprecher.

— „Hülſung bin ich, Hülſos Sohn, ein freier Sachſe. Für das Schimpfwort klag' ich dich, Graf, beim nächſten Königsboten." „Ha ha," lachte Hardrad, „es war noch nie einer in dieſem Gau." „Und kommt auch keiner in dieſe Mark," meinte Fortunat.

Aber der Sachſe fuhr fort: „Und recht hat der Mann, in allem, was er ſprach. Ihr dürft nicht Gewalt brauchen. Zumal auch ſchon die Sonne zu Rüſte gegangen dort hinter den Eſchen im Wald. Ihr brecht den Hausfrieden, bringt ihr, ohne handhafte That und ſonder Sonnenſchein auf euren Helmen, in einen Sachſenhof!"

Der Graf wollte heftig erwidern; aber der Prieſter winkte ihm, den Finger leiſe hebend. „Du biſt wohl Volkfrieds Geſippe, Hülſung?" fragte er ſchlau. „Nein! Ich wußte und weiß nichts von ihm. Ich bin kein Nordelbinger, ich bin ein Weſtfale: auf roter Erde, am Habichtsbeck bei Mimisgerneford, liegt der Hülshof, unſer altes Erbe." „Nun," lächelte der Prieſter, „dann redeſt du eben nur von Weſtfalenrecht." — „Nein, Herr, darin iſt das Recht gleich aller Sachſen. Und Hülſung, der Hülſunge Sohn, hilft nicht mit dabei, Sachſenrecht zu brechen. Geſchieht dem Hofherrn dort Gewalt, klag' ich's Herrn Karl."

Der Graf riß mit einem Fluch das Schwert aus der Scheide und ſchwang es gegen den Kühnen. Petrus rührte leiſe an ſeinen Arm. „Geh, Hülſung," ſprach er dann, „der Graf entbindet dich für heute des Dienſtes; ſteig auf dein Roß dort und reite zurück nach Eſesfeld. — Sei doch nicht ſo unklug," flüſterte er Hardrad zu. „Wir ſchicken ihn morgen ab mit dem Auftrag, nach Fidus zu ſuchen." —

Der Sachſe warf den Speer auf die Schulter und ging, zögernd, zurück zu den Pferden; aber er ſtieg nicht auf und ritt nicht davon.

„Allzulang laſſen wir uns hinhalten," rief Hardrad. „Mir nach!" Er trat auf die Pforte zu. „Haltet an!" rief Volkfried, die Streitaxt leiſe lupfend. „Den erſten, der meines Hofes Frieden bricht, ſchlag' ich tot! Ich rufe das Kreuz des Herrn Chriſti da droben zum Zeugnis an: — ich ſtehe hier in echter Not: — ich ſchütze Recht wider Gewalt." „Und ich erſchlage den zweiten," rief Heimo vom Zaune rechts von Volkfried. „Und ich den dritten," rief der Knabe, hinter dem Vater ſich reckend.

„Ha," lachte Fortunat, das Schwert ziehend, „mich wundert nur, daß die ſchöne Frau nicht auch mit ſchreit. Komm, Golo, holen wir die weiße Rebellin heraus. Dann mag er — allein! — drin bleiben, im ſichern Schutze ſeines Hausfriedens. Aber, ich meine, dann kommt er ihr ſchon nach und heraus! Mir das Weib, dem Grafen den Hof . . . —"

„Und mir den Hund," lachte der Fronbote, warf Bogen und Pfeil zur Erde und zog das Schwert.

Beide ſprangen vor und kletterten nebeneinander an dem Pfahlwerk des Zaunes zur Linken von Volkfried hinan. Fortunat war ihm zunächſt: er ſah deſſen begehrende Augen ſeines Weibes Geſtalt verſchlingen. Nun ſchwang der Aquitanier behend, das Schwert in der Rechten, die Klinge gezückt, ſich gegen einen Angriff zu decken, das eine Bein über den Zaun. Da ſprang Volkfried gegen ihn mit der Streitaxt. Wohl hob der Geſchmeidige flink das Schwert: aber ebenſo leicht hätte er einen Blitzſtrahl auffangen mögen, wie dieſen furchtbaren Streich: die Schwertklinge zerſprang wie Glas: das Helmdach barſt: laut aufſchreiend, mit zerſchmettertem Schädel, flog er nach außen; Gehirn und Blut beſpritzte Golo, der ebenfalls herabſtürzte, unverſehrt, vor eitel Entſetzen. Hardrad lief an des Freundes Seite, kniete nieder, richtete den blutenden Rumpf empor.

„Tot?“ rief er. „Erſchlagen! Und um das Weib? — Wart! In Schmach ſoll ſie vergehen!“

„Jetzt flieht, Herr! Rettet Euch,“ mahnte Heimo.

Volkfried, der ſchon wieder in der Zaunpforte ſtand, ſchüttelte ſchweigend das Haupt. „So rettet doch die Frau! Vor Schande! Vor . .“ Das begriff Volkfried. Er winkte ſeinem Weib und ſprang in raſchen Sätzen, die Kinder mit ſich fortreißend, durch den Hofraum in die Hausthür.

Muthgard und Heimo folgten, auch der Hund; die Menſchen kamen glücklich hinein: aber der Hund ſchrie auf, als er eben durch die nur ein wenig geöffnete Thüre folgen wollte: ein ſchwarzbeflügelter Pfeil ſtak in ſeinen Rippen: wimmernd kroch er in den Hausgang. Heimo warf die Thüre hinter ihm zu und ſchob den mächtigen Balkenriegel vor.

„Nehmt von den Waffen, was ihr könnt,“ rief Volkfried, mehrere Speere aufraffend, den Seinen zu. „Und Mundvorrat! — In den großen Sack! — So! — Mir nach! — Heimo, — ich laſſe die Steinplatte offen — du folgſt ſogleich.“ — „Jawohl, eilt nur! — Horch! Schon donnern ſie an die Thür! Da könnt ihr lange klopfen! — Die Thüre iſt feſt: ich hab' ſie ſelbſt gezimmert.“

Volkfried mit den Seinen war verſchwunden. Heimo guckte durch eine Ritze des Wandgebälks hinaus. „Ja, lauft nur herum und ſucht! Der gute Hof hat keinen andern Eingang. Nur noch hinten das Stallthor. Das iſt noch ſtärker als dieſe Thür. Nun mag ich folgen.“ Er lief, wie vor ihm Volkfried, durch die Halle in die Schlafkammer. Aus dieſer Halle führte eine Thüre in den angebauten Stall: derſelbe war zur Sommerzeit nicht von Vieh beſtanden: nur Gras und Heu war darin hoch gehäuft von dem Lehmboden bis unter das Dach. An einer Stelle war das Heu ſoeben zur Seite geſchoben, eine

mächtige Quaderplatte aufgehoben und auf das Heu, zur Seite geworfen: ein ſchwarz gähnendes Loch im Erdboden ward hier ſichtbar, breit genug, einen Erwachſenen — zur Not — durchzulaſſen. Schon hatte Heimo den einen Fuß in die Öffnung geſenkt: nun wälzte er den Quaderſtein heran, um ihn dann von unten, ſo gut es gehen würde, ganz einzufügen —: ſchon wollte er das zweite, das lahme Bein nachziehen und ſich auf die erſte Stufe hinabgleiten laſſen, eine Kellertreppe ſchien ſteil abwärts zu führen —: da ſchlug von der Vorderthüre her an ſein Ohr ein hell krachend Geräuſch, wie von ſplitternden Balken; zugleich zog ſchwelender Rauch und ſcharfer Brandgeruch, vom Südwind in die Fugen des Gebälkes geführt, durch die offene Stallthür herein; raſch ſchwang er ſich wieder aus der Öffnung auf den Boden des Stalles.

„O weh," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Das geht raſch! Allzu raſch. Woher haben ſie ſo ſchnell Feuer gehabt. Was klingt da und klirrt?" Er lugte vorſichtig durch eine Ritze im Gebälk des Stalles: „Golo! Stahl und Stein! Er ſchlägt Feuer!" Auch hier! Sie ſchieben Feuer, brennende Späne zwiſchen die Fugen! Und horch! Da vorn kracht's immer übler. — Hm, Heimo? Was thun? — Flieh' auch ich durch den Erdgang? — Den Quader bring' ich wohl zurecht: — aber Heu und Gras kann ich dann nicht mehr darauf häufen. Stürmen ſie aus der leren Halle in den Stall, ſo entdecken ſie ſofort den Stein, den verdächtigen, entblößt vom Gras. Sie dringen nach! Ach! — es iſt zu früh! Sie holen uns ein, bevor wir . . .! Nicht nur mich: — ſind ſie ihnen durch den Gang auf der unverfehlbaren Spur — auch die andern! Es iſt zu wenig Zwiſchenzeit! Dagegen: wenn ich —? Ja, das rettet ſie!"

Elftes Kapitel.

Und nun wälzte er den Quader über das Loch und bemühte ſich emſig — immer heller krachten vorn die Balken, immer ärger ſchwelten die Rinden des Eichenholzes, das zwar, dank dem letzten Regen, nur ſchwer Feuer fing, aber dafür atemerſtickend qualmte — unbeirrt mühte er ſich, Maſſen von Gras und Heu gerade über dem verräteriſchen Stein zu häufen. Er lockerte dann, daneben knieend, wieder die hohen Schichten klüglich mit den Fingern, leicht zupfend: ſo daß die gefährliche Stelle ganz unverdächtig, ganz unberührt von Menſchenhand und Menſchenfuß ausſah. Nun warf er einen zufriedenen Blick auf ſeine liſtige Arbeit: ſie war ihm vortrefflich gelungen! — Ein Lächeln zog um die harten Lippen: „So! Will ſehen, ob ſie das herausbringen? — Werd's aber wohl nicht ſehen!“ — Er ſeufzte kurz. „Nun, ſei's. Treuer Knecht läßt den Herrn nicht ungefolgt in den Tod ſchreiten, daß ihm nicht Hels Eiſenthor auf die Ferſe ſchlage. Ob ich Volkfried nachfolge in den Tod oder hineinſpringe für ihn, damit er an dem Tode vorbeiſchlüpft — und die Frau an der äußerſten Schmach! — das iſt wohl dasſelbe.“

Während dieſer Worte hatte er den Stall verlaſſen und war in die Halle zurückgeſchritten. Er ſchloß nun die Thüre, die in den Stall führte. „Hier, nicht nahe dem Erdloch, ſollen ſie mich finden. Die Thüre in den Stall würde ſie doch nicht aufhalten. Hier ſollen ſie ſuchen, ſtaunen und nichts finden als — Heimo. — Nun, nun! Hübſch ſanft anklopfen! Heimo findet ihr zu Hauſe! Und ein paar Hiebe!“ Er nahm von dem Waffenvorrat auf dem Boden einen ſtarken Lindenſchild, mit Büffelleder überzogen, und ſtreifte ihn an den linken Arm, ſtülpte

eine eherne Sturmhaube auf den grauen Kopf und griff ſo viele Speere, als er in beiden Händen faſſen konnte: — es waren drei neben dem Schildriem —: ſo trat er dicht unter die Hallthüre.

Dieſe beſtand aus zwei mächtigen, breiten und ſehr dicken Platten von Eichenholz: in Eichenbalken waren ſie oben und unten eingelaſſen. Ihren ſtärkſten Widerhalt hatten ſie in halber Höhe, wo ein Querbalken ſie verband und wo überdies, oberhalb dieſes Balkens, der Querriegel, das heißt ein zweiter Eichenbalken, faſt ſo dick wie ein Mannesſchenkel, an der Angelſeite der Thüre in das Hausgebälk ſelbſt eingelaſſen, an der Schloßſeite derſelben, wo ſie öffnete, in eine gewaltige Eiſenfuge eingeworfen war. Dieſe alten Sachſenhöfe, erbaut zur Zeit, da noch unbeſchränkter Fehdegang waltete, waren kleine Feſten, Holzburgen, auf Verteidigung ſchon des Hofraums, dann auch des Hauſes weislich eingerichtet. So hatte die feſte Thüre geraume Zeit widerſtanden, ebenſo die Stallthüre, an welcher nicht ſo viele Angreifer arbeiteten.

„Verflucht!“ rief vor der Vorderthüre der Graf. „Hätten wir nur mehr Streitäxte mitgebracht! Wer dachte, daß ſie ſich belagern laſſen! Mit Meſſer und Speer iſt nichts zu machen gegen dieſe Sachſeneichen. Sind wie von Stein! Da! Bricht mir die dritte Speerſpitze. Gieb mir mal die Doppelaxt, Golo. So! Hier, wo es ſchon hell brennt! Da bricht's! Jetzt — hinein.“

Die obere Platte, lange ſchon von Brand vermorſcht und durch viele Schläge geſplittert, brach jetzt, krachend, nach innen: wenigſtens der größte Teil ihres Mittelſtückes: nur noch oben und von beiden Seiten blieben einige ſcharfgeſplitterte Zacken ſtehen.

Heimos grauhaarig Haupt ward draußen nun voll ſichtbar. Ein wildes Jauchzen begrüßte ihn: Speere und

Pfeile flogen gegen ihn, aber der gute Schild und die eherne Haube fingen alles auf.

Auch Hülfung ſtand vor der Hütte: es hatte ihn nicht bei den Pferden gelaſſen: er lehnte auf ſeinen Speer und ſchüttelte das Haupt langſam: „Es iſt der Knecht!“ „Er iſt des Todes!“ ſchrie Golo, den Bogen wieder ſpannend. „Noch nicht!“ antwortete Heimo grimmig. „Das ſchickt dir Hofwart.“ Sein erſter Wurfſpeer flog: in die linke Schulter getroffen, ſchrie der Fronbote laut auf vor Schmerz. „Drauf! Alle zugleich!“ befahl Hardrad und ſchlug, hoch ſich reckend, mit der Streitaxt gegen Heimos Haupt: der Schlag ward wohl abgewehrt mit dem Speerſchaft: aber dieſer ſelbſt ward glatt durchhauen: der zweite Speer war verloren. — Und in dem Schilde ſtaken ſchon ſo viele Wurflanzen und Pfeile, daß er ihn nur mit Anſtrengung noch halten konnte; den letzten Speer durfte er nicht zum Wurf verwenden: — er konnte nicht hoffen, zu dem Waffenvorrat in der Halle zurück und wieder an die einſtweilen leer gelaſſene Thüre vorſpringen zu können.

Ein wohlgezielter Speer — Hardrad ſelbſt hatte ihn geworfen — hatte ihm die Helmhaube vom Kopf geriſſen. Doch unverzagt und erfolgreich wehrte er durch ſcharfe, kurze Speerſtöße noch eine Weile die Feinde ab: war er doch bis an die Bruſt durch die untere Thürplatte und die Balken geſchützt, die immer noch ſtandhielten. Nur der Brandqualm der ringsum glimmenden Balken ward ſehr läſtig: denn der Südwind trieb den vollen Rauch herein.

„Aber einſtweilen,“ dachte er, „haben ſie guten Vorſprung; es wird auch ſchon ganz dunkel.“ Dieſen feſten Troſt im Sinne, ſah er ruhig ſein Blut von der Wange her in den langen Graubart rinnen: ein Pfeil hatte leicht ſein Geſicht geſtreift: — er hatte es gar nicht bemerkt.

Draußen trat ein Stillſtand des Anpralls ein.

Hardrad hatte einen leichten Speerſtoß durch den Schildrand in den linken Arm erhalten und ließ ſich von Petrus die Wunde beſehen. „Es iſt nur eine Schramme. — Aber warte, Knecht! Gleich fährſt du zur Hölle!“ drohte Petrus.

Heimo hatte nicht bemerkt, was ihm drohte. Der Prieſter hatte Golo, deſſen rechter Arm unverſehrt war, einen leiſen Wink gegeben: nach oben, nach dem Dache, hatte er gedeutet. Von den beiden Seiten des Hauſes, unwahrnehmbar für Heimo, waren Golo und drei Reiſige auf das Dach geklettert.

„Zur Hölle?“ wiederholte Heimo: denn er hatte es gut verſtanden. — Er überlegte. „Nein! In die Chriſtenhölle mag ich nicht. Aber auch nicht in den Chriſtenhimmel,“ ſagte er ganz bedächtig. „Nein! — Und doch! — Wenn ich jetzt hier ſterbe, — ſo, wie ich ſterbe: — für meinen Herrn! Am Ende — getauft bin ich ja! — am Ende fahr' ich geradenwegs zu den verhaßten Heiligen? — Ich mag nicht!“ rief er laut und zornig. „Ich will zu Donar fahren, der treue Knechte aufnimmt, der Knechte treuer Gott in Thrudwang. — Die Taufe? Die gilt nicht! Ich rief zu Donar, während ſie mich unterduckten. Und ich habe insgeheim ſeither oft und oft geopfert. Hör's, du Prieſter, und hört, ihr Heiligen da oben: ich ſage ab Gott Vater, Gott Sohn und Gott dem Geiſte und allen den Heiligen, die ihre Genoſſen ſind. Ich glaube an Wodan und Saſſenot und an Donar. Und zu dem will ich fahren.“

Es war ſein letztes Wort.

Die auf dem Dache hatten, auf dem Bauche kriechend, die Dachluke gerade über ſeinem Haupte jetzt erreicht. Golo und einer der andern faßten einen mächtigen Dachbalken, den ſie aus dem Gefüge gehoben: ſie zielten ſcharf auf des Ahnungsloſen Haupt: ſie zählten: eins: zwei:

drei! Und nun ſtießen ſie mit aller Kraft den Balken ſenkrecht auf ſeinen Wirbel. Lautlos fiel er, vornüber, auf die glimmende Thür; er war augenblicklich tot.

Wildes Geſchrei begrüßte das Ende des ungleichen Kampfes. Einer der Reiſigen zwängte ſich über die Leiche hinwe gdurch die zertrümmerte Platte in die Halle, riß von innen die Riegel weg und ſtieß die Thür auf.

„Halt!“ ſchrie Hardrad. „Schlagt ihn nicht tot, den Mörder Fortunats. Fangt ihn lebend! Ich will ihn ſo lang foltern, bis ihm die Augen aus den Höhlen ſpringen!“ Er eilte über die Schwelle. Die andern folgten. Groß war ihr Staunen als ſie die Räume leer fanden. Sie durchſuchten alles in Halle, Schlafgemach und Stall, ſie durchwühlten das Heu, ſie durchſtachen die Grashaufen nach allen Richtungen mit ihren Lanzen, ſie riſſen die Stallthür auf, ſie ſuchten nach Spuren, nach Fußtritten außerhalb des Hofes, — obwohl Hardrad es für unmöglich erklärte, daß eine Seele unvermerkt aus dem ſofort nach Fortunats Fall umſtellten Haus hätte entrinnen können. Sie fanden nichts.

„Löſcht! Löſcht eilig!“ befahl Hardrad unmutig, das Schwert in die Scheide ſtoßend. „Der Hof wird mein! Das heißt: er wird eingezogen, aber ich kaufe ihn dem Krongut ab.“ Die Reiſigen verließen die Halle, von außen dem Brande zu wehren. Da huſchte über die Schwelle ein leichter Schritt. „Du, Wlaſta!“ ſprach Hardrad finſter: „Unglücksweib! Deine Botſchaft koſtet Fortunat das Leben! Sahſt du ihn liegen?“ Sie nickte gleichgültig. „Habt Ihr ihn? — Und das Weib?“ Sie ſah ſich ringsum. „Er — der Tote — hatte mir verſprochen, das Weib ſolle — zuletzt! — meine Magd werden. Das müßt Ihr halten. Wo iſt ſie?“ Ihre ſchwarzen Augen funkelten feindſelig. „Verſchwunden! Wie der Mörder. — Es iſt unerklärlich!“

„Nein," ſagte der Prieſter, „nicht unerklärlich. Die Leute waren wohl noch halbe Heiden: ſie haben die Dämonen angerufen, ſie zu entrücken." „Ah bah! Alle vier? Samt dem Hunde?" rief da Golo, die Schulter reibend, — die Wunde ſchmerzte ſehr. „Das glaub' ich nicht! Viel eher mein' ich — in dieſen Sachſenhöfen ſind gar häufig unterirdiſche Keller, Höhlen, lange Gänge, die irgendwo im tiefſten Walde münden. Ich werde danach ſuchen, bis ich ſo was gefunden, dann haben wir die richtige Spur. — Aber jetzt — ſchafft mir Pflege für meine Schulter! — Der elende Knecht!" Er gab dem toten Heimo einen Fußtritt. Dann fiel er um. Die Krieger trugen Golo hin zu den Roſſen.

Hülſung trat zu dem Grafen. „Iſt es dir Ernſt mit deinem Auftrag?" Hardrad nickte finſter. „Gut! Dann gehe ich gleich von hier aus; hier iſt die Furt, die über die Eider in den Dänenwald führt." „Gehe mit Gott, mein Sohn," ſprach der Prieſter, und zu Hardrad flüſterte er: „Nie kommt er zurück."

Nun brach der ganze Zug auf und kehrte, den toten Fortunat und den wunden Golo mit ſich führend, nach Eſesfeld zurück. Als aber die Sterne aufſtiegen, da flammte neben dem Volkingenhof eine rote Lohe zu ihnen empor.

Hülſung hatte den toten Heimo auf ſeinem Schild — den Speer hielt noch die ſtarre Hand umſchloſſen — auf einen von den Kriegern gehäuften Stoß von halbverbrannten Balken gelegt und dieſe noch leiſe glimmenden aufs neue entfacht. Neben dieſem Scheiterhaufen ſaß der Sachſe, den Speer über der Schulter, und hielt dem Stammgenoſſen die Leichenwacht. „Denn," ſagte er zu ſich ſelber, „ob bei Herrn Chriſtus oder bei Herrn Donar —: der Mann iſt jetzt im Reiche der Getreuen."

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Viele Tagereisen weit dehnte sich nördlich von der Eider der Eiderwald oder, wie die Sachsen und Franken sagten: „der Dänenwald“: echter Urwald; der Bär fand da reiche Honigbeute bei den von Menschen nie gestörten Wildbienen in uralten Hohlstämmen; die Wölfe trabten in Rudeln hinter dem breitschaufeligen Elch; Wisent und Ur staken im Sumpf bis an den mächtigen Nacken; auf dem wagrechten Baumast, wagrecht hingestreckt, lag der Luchs und lauerte auf den Hirsch, der zum Moosbronn wechselte; der Wald war hier so weit gedehnt, so dicht bestanden —, das Eichhorn mochte von Wipfel zu Wipfel springen sieben Tage hintereinander, ohne zu Boden gehen zu müssen.

Zwischen Schleswig und Husum lag mitten im dichtesten Wald eine kreisförmige Lichtung: gerade unter den hochgehobenen Knorrwurzeln einer uralten Eiche hervor quoll ein mächtiger Quell, der war ein gemeinsames Weihtum von vier dänischen Gauen, deren Landmarken hier zusammenstießen; die Burg des Königs dieser Gaue hieß Sliesthorp (Schleswig).

Es war gegen Ende des Erntemonds, des August; reichlich war das Getreide gediehen und von allen Dörfern und Gehöften glücklich eingebracht; voll Dankes gegen die

guten, gnädig ſpendenden Götter hatten die Leute der vier Gaue das Ernteopfer, das Dankopfer dargebracht; drei Nächte hatte es gewährt: — die dritte, die letzte Nacht ging nun zu Ende.

In weitem Kreis um die heilige Stätte lagerten Männer, Weiber und Kinder; auf Wagen waren ſie herangefahren, auf Roſſen geritten; Wagen und Roſſe waren zuſammengeſtellt, letztere angepflöckt; auf den Wagen oder unter ihnen hatten die Opfergäſte geſchlafen, auch wohl in Hütten aus Zweigen, welche die Frauen raſch und geſchickt herzuſtellen verſtanden.

Vor der Eiche aber, ſo weit davon entfernt, daß Stamm und Zweige nicht geſchädigt werden mochten, brannte ein mächtig Feuer; um dieſes, das den Mittelpunkt gebildet hatte, lagen, ſaßen und ſtanden die vornehmſten Opfergäſte; ihre breiten Armringe, die Wehrgehänge, die nackten Schwerter, die Speerſpitzen glänzten bald hier, bald dort aus dem Rauch, wie der Schein der flackernden Flamme, hüpfend im regen Winde, in phantaſtiſchem Wechſel ſie ſtreifte.

In grauer Vorzeit, bald nachdem zuerſt Germanen aus dem Quell geſchöpft, war derſelbe gefaßt worden, wo er bei der damals noch jungen Eiche emporſprudelte, in mächtige, graue, unbehauene Steine.

Hoch von dem Geäſt des Baumes ſchauten gebleichte Pferdeſchädel nieder, von alten Opferfeſten herrührend; ſeltſam nahm ſich daneben ein Kreuz aus: es bildete die Spitze eines blauen, reich mit Gold beſtickten viereckigen Banners, das, den Schaft nach oben, die Spitze nach unten, an den Stamm genagelt war. Und neben dieſer Kreuzfahne hing ein altes Kriegszeichen: offenbar ebenfalls dereinſt ein Fahnenſchaft, mit goldenen Nägeln beſchlagen, mitten durchgehackt, oben auslaufend in eine breite Querſtange, auf der ſaß der Reſt eines goldenen Vogels, aber

Kopf und Hals und die eine Schwinge waren hinweggeroſtet — nur ein halb gehobener goldener Flügel und die Griffe der Füße waren noch erhalten.

Gerade oberhalb dieſer Steinfaſſung der Quelle war an dem gewaltigen Stamm der Eiche — er war breiter als drei nebeneinander geſtellte Männer — aus Holz ein reliefartig Schnitzwerk angebracht: — eines Mannes oder eines Gottes Geſtalt, aber in übermenſchlich hohen und breiten Maßen; das Bild war jetzt nicht zu erkennen, ganz zugedeckt von dem Gedränge der Männer vor dem Stamm.

Unter der Eiche ſtand, vom roten Feuerſchein beleuchtet, ein Mann in reichſtem Waffenſchmuck: auf dem Erzhelm ſträubte der graue Geier die ungeheuern ſchwarzen, lichtgrau geränderten Schwungfedern; ein ſchmaler Zackenreif von Gold lief um die Stirndeckung; in langen Locken flutete das rote Haar auf die breiten Schultern, auf das ſchwarzbraune Bärenfell, deſſen Pranken mit vergoldeten Krallen und kaum ſichtbaren Öſen unter der Kehle des Mannes ineinandergriffen; auf der ſchöngewölbten Erzbrünne ſpielte des Feuers Glaſt; die Linke war in die Hüfte geſtemmt, die Rechte hob ein mächtig Wiſenthorn: die hellblauen Augen der kraftſtrotzenden, aber ſchlanken Geſtalt muſterten die Krieger, die ſich um den Hünen drängten: dieſe Augen ſuchten und fingen und hielten gebannt jedes einzelnen Blick und mit dröhnender Stimme begann er: „Hört mich, auf Erden ihr, Dänenhelden, Schildgenoſſen, Schiffgenoſſen, Segelbrüder! Und ihr, hoch da droben in Walhall, meine Thor entſproſſenen Ahnen, die ihr auch da oben unter Krone geht! Und endlich ihr, hilfreiche Aſen ſelbſt, Odhin von Asgardh und Thor und Freir mit dem Schwert! Achtet, ihr alle, des Eides, den ich eide, ich, Göttrik, Gottwins Sohn, ein König der Dänen. Ich eide auf den Eber, vor meinen Füßen, und auf das hallende Horn voll

alten Aeles in meiner haltenden Hand: ich gelobe das gute Gelübde!

Alt ward zu Aachen König Karl, den zum Kaiser krönten Pfaffen und Prieſter: ſchwach ward ſein Schwert: verſchollen ſcheint er in fremden Fernen. Schon drangen meine Drachen dräuend nach Frankland: ſchon ſchatzte mir Friesland. Schon holt' ich dies Heiligtum des gekreuzigten Chriſtus, dies bunte Banner am Baum dort, aus dem gewüſteten Weihtum zu Wanga, und hing es hoch, guten Göttern zur Gabe als beſte Beute, doch das Oberſte unten, neben das alte, das uralte, das vor ungezählten Zeiten unſere Ahnen einſt entriſſen furchtbaren Feinden, den Recken von Rumaburg.

So hol' ich hierher mir — hört's, ihr Helden! — auch ihn, der, — ſo ſingt man und ſagt man, — auf dem Palaſte prangt König Karls dort zu Aachen: den ehernen Adler. In freiem Felde ſchlag ich die Schlacht mit dem Heere des Helden, Karls des Königs, noch heuer im Herbſte, bevor noch der Winter die Wälder weißet oder doch noch im währenden Winter, ſobald ſchifffſicher die See, bevor im Frühling der Falke über die Felder fliegt. Ich ſchlage die Schlacht, ich erſiege den Sieg, oder laſſe mein Leben. Hört es, hier unter Helmen ihr Helden, und hört es ihr Hohen, ihr Herrſcher in Walhall."

Und er rührte mit der linken Hand an den Eber, der vor ihm über dem Opferfeuer auf gequerten Eiſenſtangen hing, und die Rechte mit dem Horn hob er über ſein Haupt, emporblickend zu dem Wipfel der Eiche, der ſich hoch in Rauch und Nachtgewölk verlor. Darauf ſetzte er das Horn an den Mund, von welchem der rote Langbart bis an den Wehrgurt herabfloß, und trank es leer.

Lauter, brauſender, dröhnender Jubel antwortete dem ſtolzen Kampfgelübde. Die Männer riefen: „Heil König

Göttrik!“ und ſchlugen die Waffen an die Schilde und drängten ſich heran, des Fürſten Rechte zu ſchütteln. Lange, lange währte es, bis der wilde Lärm ſich einigermaßen legte; gar mancher ſchwor dem König zu, ſeines Gelübdes Genoſſe, die große Frankenſchlacht Schild an Schild mit ihm zu ſchlagen.

Da drängte ſich durch die Jarle und reichgewaffneten Königsgefolgen ein Bauer, in ein Wolfsfell gehüllt, ohne andere Waffen als den langen Eibenbogen über der Schulter, aus dem alten Lederköcher ragten die Pfeile, beſchwingt mit der grauweißen Feder des Wildſchwans; das weiße Haar hing in langen ſchlichten Strähnen auf ſeine Bruſt. Er ſuchte geraume Zeit vergeblich, ſich bemerklich zu machen, des Königs Auge zu gewinnen; der ſchien ihn nicht zu ſehen; der Bauer wandte ſich an einen der Jarle: der zuckte die Achſeln; an einen der Königsgefolgen, der wollte ihn unwirſch zur Seite ſtoßen: aber der alte Bauer war viel ſtärker als er ausſah — mit einem einzigen Ruck hatte er den Vollgewaffneten weit hinweggeſchleudert: er ſtand jetzt neben dem König, faßte ihn an dem lang herabwallenden Bärenfell und zog daran, nicht heftig, aber deutlich ſpürbar.

Göttrik wandte ſich raſch: „Du dreiſter Bauer! Schon wieder da?“ Zornesröte flammte über ſein ſchönes Antlitz, die Nüſtern der ſcharfgeſchnittenen kühngebogenen Naſe flogen. „Was ſuchſt du?“ — „Mein Recht!“ „Das haſt du ſchon oft geſucht,“ lachte der König. — „Ich werd' es ſuchen, bis ich es finde, — und ich werde es finden: — durch dich — oder gegen dich.“ Der König ſchwieg; geärgert ſah er ſeitab; einer der Königsgefolgen bemerkte es: er wollte den Bauer fortführen, er faßte deſſen Hand; ein Stoß vor die Bruſt, — der Jüngling taumelte zurück.

„Gieb mir das Rotroß heraus, das du mir genommen.

Das Ding hat geſprochen: es iſt mein. Meine Hausmarke trägt es am Vorderbein. Deine Königsgefolgen, die böſen Buben, haben es mir von der Weide geſtohlen.“ Auf fuhr da Göttrik: das blaue Auge blitzte: doch er faßte ſich. „Mir gefällt der Gaul. Ich reit' ihn alle Tage. Ich behalt' ihn.“ — „König, bitte mich: — ſo werd' ich dir ihn ſchenken!“ Göttriks Fauſt fuhr an das ſchwergoldene Heft des Meſſers im edelſteinblitzenden Wehrgurt. „Fort mit dir, Bauer!“ grollte er. „Haſt du's noch nicht verſtanden? Der König will's. Und Königs Wille ſoll fortab Recht ſein in Dänenland.“ Da ſprach der Bauer drohend: „Hüte dich, Göttrik, Gottwins Sohn, vor Königswahn. Volkswille iſt Recht in Dänenland. Und bleibt es. Ich denke noch die alten Tage. Schon drei ſtolze Könige vor dir wollten wie du. Weißt du, wer ſie geholt hat? Der graue Schwan mit dem eiſernen Schnabel! Noch einmal ruf ich um Recht. Aber dann: — dann ruf ich um Rache.“ — Jähzornig riß der König das Meſſer heraus: — doch der Bauer war verſchwunden hinter dem breiten Stamm der Thoreiche.

Zweites Kapitel.

Es blieb nicht Zeit, dem Vorfall nachzudenken; ſofort trat vor den Fürſten ein Krieger und meldete: „An dem Verhack, welcher den Steig zu der Opferſtatt ſperrt, halten wir Wacht, wie du geboten. Wir griffen dort zwei Franken.“ „Späher?“ forſchte der König raſch. „Nein, ſie ſtellten ſich ſelbſt.“ — „Überläufer? Gar viele Sachſen . .!“ — „Nein. Der eine, ein Mönch, hat eine Bot-

ſchaft, der andere iſt ſein Geleitsmann." — „Eine Botſchaft? Von wem? An mich?" — „Er ſagt es nicht: — aber er will hierher — an das Opferfeuer. Sollen wir . .?" — „Bringe ſie!"

Einſtweilen ſtanden fern von der Eiche bei den ineinandergefahrenen Wagen, in dem äußerſten Ringe der wogenden Volksmenge, Fidus und Hülſung, von einem Hüter des Verhackes mit gezogenem Schwerte bewacht. Neugierig gaffend drängten ſich Weiber und Kinder an die beiden, zumal der Mönch ward eifrig beſtaunt: und wenig freundlich.

Ein altes Weib leuchtete mit einem brennenden Span dicht an des Prieſters Gewand: „Ja, ja," grinſte ſie, „der iſt von denen! Die in ſolchen grauen Weibergewändern haben meinen armen Enkel — mit Gewalt — unter die Aller getaucht: — ja, ja, Mönch, ich bin aus Sachſenland hierher geflohen! — weil er ſich der Taufe wehrte: und als ſie ihm den Kopf heraushoben und er das Waſſer von ſich ſpie und ganz matt ſprach: ‚und ich glaube doch an Woden!' da haben ſie ihn wieder untergetaucht — für immer — und ich ſtand dabei und mußte 's mit anſehen. Ah," knirſchte ſie, „wie meinen Enkel ſollte man ihn erſäufen."

„Nicht erſäufen," fiel ein Mann ein. „Wir haben das Feuer näher. Verbrennen! Alle beide! Bei lebendigem Leibe! Den Göttern zum Opfer! Wie ſie mir Weib und Kind lebend verbrannten in meinem Gehöft an der Weſer. Die Hunde!" Und er gab dem Mönch einen Fauſtſchlag in den Nacken, daß er vornüber ſtürzte. Hülſung richtete den Alten auf; der zitterte ſehr. „Du bluteſt an der Schläfe. Thut es weh?" „Ja — ein wenig — ſehr! Ich fiel auf das Radeiſen des Wagens. Aber" — er wankte — die Knie ſchlotterten ihm — „es iſt nicht

das . . .“ — „Was haſt du?“ — „Furcht, Sachſe! Elende Menſchenfurcht, Furcht vor dem Tod! — Vor den Peinigungen. Horch, wie ſie da ſo gräßlich jauchzen, — dort bei jenem großen Feuer. — Schon jetzt ſind dieſe geflüchteten Sachſen, dieſe wilden Dänen ſo grimmig gegen mich —: gegen mein bloßes Mönchsgewand. Wie werden ſie toben, wenn ich meinen Auftrag erfüllt habe! Sie werden mich zerreißen — Glied um Glied. Ach, ich bin alt, ſchwach iſt das Fleiſch! Und auch dich werden ſie morden. — Weh, was biſt du mir nachgedrungen durch alle Schrecken dieſer Wälder! Du mußteſt mich ja nicht gefunden haben! Warum gingſt du mit mir bis hierher?“ — „Warum? Die Treue gebot. Der Frankengraf ſoll nicht ſagen, Hülſung, der für das Recht ſprach wider ihn, weigert dem Grafen das Recht, das ſeine Pflicht zu leiſten: er ſoll nicht ſagen, der Sachſe ſei entſprungen vor der Gefahr. Ich ſchwor Treue Herrn Karl. Die muß ich halten.“

Da ſtürzte der Mönch auf die Knie: „O Gott,“ rief er unter ſtrömenden Thränen, „wie beſchämt mich, deinen Diener, o Herr, dieſer Diener der Welt! Ich habe *dir* Treue geſchworen und geſchworen deinen Vertretern auf Erden — den geiſtlichen Obern: — er nur dem irdiſchen König. Er hält ſie unverzagt. — Ich wankte in der Treue gegen den Himmelsherrn! Aber ich wanke nicht mehr.“

Und hoch aufgerichtet ſchritt er, eilig und eifrig, der Mahnung des vom König zurückkehrenden Dänen folgend, auf das Opferfeuer zu! kaum konnte Hülſung Schritt mit ihm halten. Als ſie, von den Flammen hell beleuchtet, heranſchritten, da ſprang raſch an des Königs Seite ein junger ſchmucker Krieger, in reichem Waffenſchmuck: an ſeiner ehernen Sturmhaube ſtaken ein paar Geierfedern. „Herr,“ flüſterte er in des Königs Ohr, haſtig ſich vor-

beugend und auf die Fremden deutend: „die Götter ſelbſt ſenden dir dieſe beiden. Das fördert deinen Anſchlag. Der eine iſt ein Mönch aus jener Burg, — ich kenn ihn! — der andere gehört zur Beſatzung. Wollen ſie, können ſie alles dir mitteilen, was wir ſo gerne wüßten.“ Sie ſollen wollen,“ ſprach drohend, aber ebenſo leiſe der König. „Du haſt eine Botſchaft, hör' ich, Prieſter?“ fragte er laut. „An wen?“

„An den Gott, dem ihr hier dient. Ich ſuche ſchon lang ſein Bild! Iſt das nicht — da hinter dir . . ich kann es nicht deutlich ſehen — ein ſolches Bild?“ Der König trat zur Seite. Voll ſichtbar ward nun das über Menſchenmaß hohe Holzbild, das in Halbrelief an den Stamm genagelt war: Haar und Bart waren grell rot bemalt, hellblau die Augen: mit der linken erzbehandſchuhten Fauſt drückte er einen rieſenhaften Wurm nieder, der gegen ihn empor bäumte, die Rechte ſchwang den Steinhammer; der Körper war unbekleidet, nur die Hüften deckte der breite Stärkegürtel von erzbeſchlagenem Leder. „Das iſt Aſa-Thor!“ rief Göttrik. „Er lebt in dem Bild, er ſchwebt um dieſer Eiche Wipfel.“

„So höre er denn!“ rief der Mönch. „Es iſt nur Ein Gott, der Vater des Herrn Chriſtus. Dieſer Götze aber iſt kein Gott, ſondern ein Teufel. Nieder mit ihm!“

Und bevor die Dänen ihm wehren mochten, hatte der Alte einen der zahlreichen, an die Bäume gelehnten Speere ergriffen und mit aller Kraft gegen das Bild geſchleudert. Ein hundertſtimmiger Schrei des Entſetzens, des Schreckens über den Frevel erſcholl: aller Augen richteten ſich auf das geliebte Götterbild: aber ſieh: es war unverſehrt. Obwohl der Mönch nur drei Schritte entfernt geſtanden, hatte er weder Bild noch Baum getroffen, zu Füßen des Gottes lag der Speer im Feuer, gierig ergriff ihn die

Flamme; der Mönch aber lag auf dem Boden: er war bei dem Ausholen zum Wurf ausgeglitten auf den glatten Tannennadeln, mit welchen der geſtampfte Lehmboden hier überſchüttet war; mit Mühe hob ihn Hülſung empor. Nun folgte bei den Heiden auf den Schrecken Wut gegen den frevelnden Mönch, aber auch ahnungsvolles Staunen über den Gott, der ſein Bild geſchützt hatte: dieſes fromme Grauen erfüllte und lähmte viele der Dänen. Andere aber drangen tobend, mit geſchwungenen Meſſern, auf den Prieſter ein — wohl warf ſich der Sachſe über ihn, mit dem eigenen Leib ihn zu decken: — doch ſchienen beide unrettbar verloren. Da ſprang Göttrik mit Einem Satz zu den Bedrohten und ſpreitete mit der Linken ſeinen mächtigen Bärenmantel über ſie wie einen Schild. „Haltet ein," rief er mit donnernder, des Befehls in der toſenden Heerſchlacht gewohnter Stimme. „Haltet, ihr Dänen-Helden! Seht ihr denn nicht? Aſathor *will* der Frevler Tod nicht. — Noch nicht! — Hätte er ſie nicht ebenſogut mit Miölnir mögen zermalmen, als — wahrlich ein viel wunderbarer Werk! — den ſo nahe heranfliegenden Speer zurückblaſen mit dem Hauch ſeines Mundes, — mir war, ich vernahm ſeinen Bartruf wehen! — daß der frevelnde Schaft nun verzehrt wird von derſelben Flamme, die da lodert zu Ehren des Gottes? Wie prahlen doch die Chriſten mit Wundern ihrer Heiligen, die ſie nur darin finden, daß *nichts* geſchieht! Fällt einer ihrer Bekehrer einen unſerer heiligen Bäume und bleibt er dabei am Leben, weil unſere hohen Götter dieſes Pfaffen-Gewürms nicht achten, — ſo iſt's ihnen ein gewaltig Mirakel, wie ſie's nennen. Hier aber! — Ich bin kein Prieſter: doch wir Nordleute bedürfen keines gelernten Zauberers, der allein zwiſchen den Himmliſchen und uns vermittelte, wie die Chriſten: bei uns mag jeder den Willen der Götter

deuten, der ihn ahnt! — Hier aber — wir sahen's mit Augen — hier traf der Speer nicht, der treffen mußte! Und niederstürzte der Gott den Werfer aufs Antlitz, und ins Feuer blies er den fliegenden Speer. Hier hat der Gott durch handelnde That sein Bildnis geschirmt. Er will nicht des Christen Tod. Er will, daß die beiden hier ihm zu seiner Rächung, uns zum Siege verhelfen. Sie hat der Gott aus Esesfeld uns zugesandt, auf daß diese Zwingburg falle. „Hier, Volkhelm, mein jüngst eingeschworner Gefolge, nun verdiene dir die Geierfeder an deinem Helm. Dir übergeb ich die beiden: — als Führer sollen sie uns dienen, als Späher, als Geiseln und — will es ihr Trotz so — den Sieggöttern als Opfer."

Drittes Kapitel.

Wie nördlich der Eider, so deckte südlich dieses Flusses alles Land bis an und über die Elbe hin dichter Urwald, nur selten von einzelnen Rodungen gelichtet.

Solche fehlten ganz in der Richtung nach Osten: hier grenzten die nordelbischen Sachsen mit den slavischen Abodriten im heutigen Mecklenburg. Gar feindlich war die Nachbarschaft gewesen seit grauer Vorzeit: — erst in den letzten Jahren hatte der Kaiser Ruhe hergestellt zwischen beiden den Sachsen, seinen nun unterworfenen Unterthanen, und den Abodriten, seinen abhängigen Verbündeten. Aber Siedelungen waren hier gar nicht vorhanden: beide Völker hatten ihre Sicherheit darin gefunden, möglichst viel undurchdringbaren Wald zwischen ihren Grenzen zu belassen; nur eine einzige, nicht leicht zu verfolgende Straße

führte von der Eider her durch den „Wendenwald“. Hierher, in diesen „Wendenwald,“ hatte sich Volkfried mit den Seinigen geflüchtet.

Der Erdgang — es waren solche, wie Golo richtig gesagt, seit uralter Zeit sehr häufig unter den Gehöften aller Germanen, nicht nur der Sachsen — mündete in beträchtlicher Entfernung östlich vom Hofe der Volkingen, mitten in dichtestem Buschgeniſt, in einem alten verlassenen Dachsbau; von Geschlecht zu Geschlecht war das Geheimnis dieses letzten Rettungsweges immer nur vom Vater auf den Sohn vererbt worden, der verpflichtet war, es nach der Hochzeit der Ehefrau und noch zwei Getreuen mitzuteilen, damit es nicht durch plötzlichen Tod des einzigen Wissenden der Sippe verloren gehe.

Betreten hatte die Frau den Gang noch nie: er war höchst beschwerlich, an manchen Stellen so eng, daß nur mit äußerster Anstrengung eine schlanke Gestalt sich durchzwängen konnte, fast überall stockfinster, wo nicht, in sehr weiten Zwischenräumen, kleine Öffnungen, die, von oben her gesehen, Mauselöchern glichen, die höchst spärliche Luft einließen. Ohne den Hund, den sie voran laufen ließen, hätten die Frau und die Kinder, bepackt mit Waffen und Vorratsäcken, den Ausgang schwerlich erreicht; aber des Tieres Trieb warnte vor tiefen Löchern, die manchmal plötzlich aufgähnten, und führte nach todesbanger, endlos scheinender Zeit des Kriechens und geduckten Schleichens endlich ins Freie. Tief auf atmeten Mensch und Tier, als sie, statt des dumpfen Erdmoders, wieder die frische Himmelsluft verspürten.

„Ich dachte: das geht nach Hel,“ flüsterte erschauernd der Knabe, die Erdbrocken aus den Haaren schüttelnd. „Und du, Lindmuth — du?“ fragte der Vater zärtlich. „Ich dachte: ob mich die lichten Engelein wohl auch so

tief unten finden und in den Himmel tragen könnten? Denn ich glaubte, zu sterben." „Und hast nicht geklagt?" lobte die Frau, die zitternden kalten Hände fassend. — „Sollte ich dir das Herz noch schwerer machen?" —

Lange, lange hatten sie in dem dichten Gebüsch gewartet auf Heimo, den Getreuen; Volkfried war sogar, trotz den Bitten der Seinigen, wieder in den Gang hinabgestiegen und eine Strecke weit darin zurückgekrochen; er hatte gerufen — ohne Erfolg. Als er wieder emporstieg und gen Westen schaute, wies er schweigend auf eine ferne Lohe.

„Was brennt da?" fragte Volkbert. — „Dein Erbe! Und darin wohl — Heimos Leiche! — Fort! — Die Flamme nimmt schon ab. — Sie haben uns nicht darin gefunden: — nun werden sie weiter suchen! — Fort! — Wir müssen tiefer in den Wald . . . . . ."

Die ganze Nacht liefen sie, fast ohne Rast, ohne Weg, nur stets nach Osten, von den Gestirnen geleitet, die durch die Wolken drangen, vorauf der Mann mit dem Hund, das Kurzschwert in der Rechten, manchmal die Dornbüsche zerhauend, Lindmuth mit der Linken nach sich ziehend; war der Weg oben von Strauchwerk freier, so setzte er das Kind auf den linken Arm und trug es weite Strecken; die Frau und der Knabe folgten.

Bei Sonnenaufgang machten sie Rast an einem Bach, wuschen sich und tranken gierig; die Frau schnitt dem Hunde, der oft leise gewinselt, den Pfeil aus dem Fleisch: dankbar leckte er der Herrin die weißen Hände.

Sie hatten alle heftigen Hunger: aber Volkfried verbot, an den Brotvorrat in dem Sacke zu rühren: „der ist für die Not, für die letzte," mahnte er. „So lang es so köstliche Moosbeeren giebt," rief Lindmuth fröhlich lächelnd und brachte ihren ganzen Kittel gehäuft voll — „hat's

aber keine Not! Wovon leben die Vöglein im Wald?“ „Aber Hofwart?“ fragte die Frau. „Der braucht Fleisch.“ „Hier ist der Braten für Hofwart,“ rief Volkbert, heranhüpfend. „Sieh, gut traf das Eichhorn mein Pfeil! Nur muß er den Braten fressen — ungebraten!“ „Es ist gut für diesmal,“ warnte der Vater. „Aber fortan darfst du keinen Pfeil mehr wagen an so geringes Ziel. Bedenk, wir werden leben müssen von Bogen und Pfeil.“ „Wie lange?“ fragte der Knabe.

Volkfried schwieg.

„Auf,“ trieb er, „wir dürfen hier nicht länger säumen. Wir sind dem Hofe noch zu nah. Vorwärts, immer mir nach! —“

Den ganzen Tag gingen sie, so rasch der verwachsene Wald es gestattete, weiter, der Sonne entgegen, nach Ost, dann nach Süd.

Früh ward es dunkel unter dem breitschattenden Dach der Riesenbäume; aber noch vor völliger Finsternis machte Volkfried Halt vor einem sanft ansteigenden Hügel, der, an seinem Fuß ganz von dichtestem, über mannshohem Gedörn umhegt, an den Seiten aber von mächtigen Ulmen bestanden war: wie prüfend, abmessend, ging er von einem Waldquell, der hier aus dem Moose sickerte, drei große Schritte nach rechts: dann blieb er stehen und bog das Gestrüpp mit beiden Händen auseinander: „Es ist richtig,“ sagte er nun: „da gähnt der Eingang in die Höhle: hier, vor Jahren, entdeckte ich einmal auf der Bärenjagd dieses Bärenlager: es ist nun der Volkinge Haus und Heim! —“

Unmutig, scheu blickte der Knabe auf die schwarz klaffende Höhlung. Muthgard schwieg: sie drückte die Lippen rasch zusammen. Aber das Mädchen hatte der Mutter verhaltenen Seufzer doch vernommen. „Mutter, sei getrost,“ flüsterte sie leise. „Ich schäme mich schon

lange wegen meines Zweifels an den Engelein, — da unten im Erdgang. Der liebe Gott ist überall: — Fidus hat's gesagt! — auch in diesem finstern Geklüft. Er wird uns nicht vergehen lassen."

Viertes Kapitel.

In den nächsten Tagen und Wochen hatten die Flüchtlinge, Kinder wie Eltern, Arbeit vollauf, die Zufluchtstätte, so gut es gehen mochte, wohnlich zu gestalten.

Die Knochen der Tiere, die der Bär in das Lager geschleppt und hier verzehrt hatte, wurden herausgeschafft, trockenes Waldmoos eingetragen, und der harte Felsboden dicht damit bestreut; ein paar Hiebe mit der Streitaxt in der Höhlung zeigten Volkfried, daß eine der Innenwände nur sehr dünn war: — sie ward schnell durchgeschlagen und so ein zweiter, zwar etwas niedriger Raum, tiefer im Hügel, gewonnen: dieser ward dazu bestimmt, die geringe Habe aufzunehmen, nicht nur das Mitgebrachte an Waffen, Gerät und Lebensmitteln, — auch die neuen Vorräte, die von alt und jung gar emsig, gleich vom nächsten Tag an, gesammelt wurden im Walde.

Denn vorsorglich machte sich Volkfried auf langen, unbestimmbar langen Aufenthalt gefaßt. Noch immer schwebte ihm der Gedanke vor, den Kaiser selbst anzurufen. Allein war die Reise von der Eider nach Aachen stets eine Art Wagestück, reich an Mühen und Beschwernissen, so schien sie jetzt so gut wie unmöglich.

Der Weg — gen Süden — führte notwendig über Brücken, durch Furten, durch Tag und Nacht bewachte

Durchlässe der Grenzwehren, die von des Grafen Kriegern besetzt waren; auf diesen Straßen wartete der beiden Gatten das sichere Verderben. Zu den heidnischen Dänen, den Feinden der Franken, — nach Norden — zu fliehen, diesen Gedanken zu bekämpfen hatten beide gar nicht nötig: er stieg den Vielgetreuen gar nicht auf.

Aber auch nach Osten, zu den Abodriten, konnten sie sich nicht wenden: waren doch diese Slaven alte Feinde der Sachsen an der Wendenmark; manchen Schwertschlag hatte Volkfried mit ihren Raubreitern auf den kleinen zottigen Gäulen getauscht in früheren Jahren: — mancher Abodrite hatte seiner Wunden Blut oder gar erschlagene Gesippen an ihm zu rächen. Nun waren sie zwar des Kaisers halb unterworfene Verbündete: aber das hielt sie einerseits nicht vom alten Haß gegen die Sachsen ab: und andererseits mochten sie gerade deshalb von Graf Hardrad gemahnt sein, ihm den Geächteten auszuliefern, falls sie ihn griffen. Denn daß man wegen der Tötung Fortunats und gewaffneten Widerstands gegen den Grafen diesen Spruch über ihn gefällt haben werde, war Volkfried gewiß. Er mußte das den Kindern klar machen, die es nur schwer begriffen.

„Aber du thust doch gewiß nichts wider Recht, Vater?“ staunte der Knabe. „Gewiß nicht. Ich brach nicht das Recht des Kaisers, ich übte mein Recht: ja, ich schützte auch des Herrn Kaisers Recht und wahren Willen. Denn Herr Karl will unser Sachsenrecht gewahrt wissen: ich schützte in Notwehr den Hoffrieden und — und eure Mutter.“

„Also können sie dich doch nicht strafen,“ meinte Lindmuth.

„Mit Recht nicht, aber mit Unrecht.“ — „So brechen ja sie Herrn Karls Recht!“ — „Gewiß. Und Herr Karl würde mir zu meinem Recht verhelfen und jene strafen, wüßte er darum. Aber er weiß es nicht. Und wir können

nicht zu ihm gelangen, weil die Rechtbrecher die Wege zu ihm ſperren.“

Die Kinder ſchwiegen, offenbar wenig befriedigt.

„Iſt es gewiß,“ fragte am Abend vor dem Einſchlafen das Mädchen die Frau, „daß Herr Karl uns helfen würde, wenn er die Wahrheit wüßte?“ — „Ja, Kind, das iſt gewiß. Er iſt gerecht: er ſelber iſt das Recht.“

„So will ich den Himmelsherrn bitten, daß er ihm die Wahrheit zeige — vielleicht in einem Traumbild! — Ihm zeige, wie wir hier im Wildwald hauſen müſſen — in ſteter Furcht und Sorge. Denn ich merke es wohl, wie — ganz anders als zu Hauſe! — der Vater hier das Schwert ſtets bei der Hand liegen hat und auffährt bei jedem Geräuſch im Wald. Gott ſollte das doch dem Kaiſer ſagen.“ „Ein gerechter Kaiſer,“ ſchalt der Knabe unwillig, ſich ſtreckend auf dem Mooslager an der andern Seite der Höhle, „ſollte auch nur gerechte Grafen haben! Oder er ſollte alles wiſſen, was da geſchieht in ſeinen Landen. Mich hungert! Nein! Beeren kann ich nicht mehr eſſen! Mich brennt der Gaumen ſchon: — er iſt ganz wund von dem ſauren Schmack.“ „Nun, vielleicht,“ beſchwichtigte die Frau und ſchob dem Scheltenden die Brotrinde in die Lippen, welche Volkfried ihr als Abendſchmaus zugeteilt hatte, „vielleicht erfährt Herr Karl von unſerer Not, auch in der Ferne. Wenn ihr ſtill zuhören und allmählich einſchlafen wollt . . . —“ „Wo iſt der Vater?“ fragte das Mädchen. „Es iſt ſchon bald dunkel im Walde.“ — „Der Vater will ein Wild beſchleichen, Hirſch oder Reh, wann ſie zur Abendtränke gehen. — Wenn du, Volkbert, ſtill zuhören willſt, erzähl' ich euch vom Herrn Kaiſer.“ — „Gern, Mutter, gern. Bitte, nimm das halbe Brot zurück, — ich ſehe, du haſt ja gar nichts.“ — „Iß nur!“ — Und er aß.

„Alſo: der Herr Kaiſer hat zu Aachen in der Königsburg an ſeinem Bette — das Bettgeſtell iſt ganz von Silber und auf den vier Eckpfoſten ragen vier heilige Männer, aus edlem Holz kunſtvoll geſchnitzt — auf einem weißen Marmeltiſch ſtehen eine goldene Kugel, die ſchwebt frei auf ſilberner Stange. Auf dieſer Kugel ſind abgebildet alle Landſchaften und Gaue ſeines weiten Reiches: vom Mittagland, wo's niemals Winter wird, bis hier an die Dänenmark, vom Aufgang der Sonne in Avarenland bis wo ſie niederſinkt in einem fernen, fernen Inſelmeer. Und wo irgend in ſeinem weiten Reiche Herrn Karls Recht gebrochen wird, oder wo der Feind von außen einbricht, ... horch, da klingt die Kugel, gerade an der Stelle, wo Unrecht geſchieht oder Feindesgewalt: erſt ganz leiſe, dann immer lauter, bis der Herr Kaiſer es hört ....“ „Wenn er aber ſchläft?“ fragte Volkbert. — „Es klingt zuletzt ſo laut, daß er vom Schlaf erwacht. Und dann ſpringt er auf, vom Lager zur Nacht, oder vom Mahle bei Tag, der Herr Kaiſer, der das Recht mehr liebt als Schlaf und Wein und köſtliche Speiſe, und eilt auf die Kugel zu und merkt, wo man ſeiner bedarf und reitet zu Hilfe mit Richterſtab und Königsſchwert.“ „Wenn er aber gar nicht in Aachen iſt, ſondern wo anders?“ meinte der Knabe.

„Dann wachen Nacht und Tag zwölf Wächter neben der Zauberkugel: und zwölf windſchnelle Roſſe ſtehen unten im Hofe der Pfalz und ſtampfen den Marbeleſtrich: und ſowie die Kugel ertönt, ſpringt ein Wächter aufs Roß und jagt zum Kaiſer, ihm es zu melden.“ „Das iſt ſchön,“ ſprach Lindmuth. „Wie ſtark muß doch die liebe, weiſe Kugel ertönt haben, als die Böſen über unſern Zaun drangen! Nun muß der Herr Kaiſer ſchon bald bei uns ſein.“ „Meinſt du, Mutter,“ fragte Volkbert, „er iſt morgen früh ſchon da?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Es

wäre doch noch beſſer, — dann brauchte er keine Kugel und keine zwölf Roſſe! — wenn der Herr Kaiſer überall zugleich wäre.“ „Dann wäre er aber der liebe Himmelsherr ſelber, Volkbert,“ erwiderte die Schweſter. „Ja, frommes Kind. Aber um ſich allgegenwärtig zu machen — ſoweit ein Menſch das kann, — hat der Herr Kaiſer ſich etwas Wunderweiſes ausgedacht.“ „Hat er ſich Flügel zaubern laſſen?“ forſchte der Knabe eifrig. „Heimo erzählte, ein kluger Schmied Weland . . .“ „Nein! Aber er ſendet alle Jahre von ſeinem Palaſt in jeden Gau zwei ſeiner klügſten und gerechteſten Getreuen, fromme Biſchöfe und tapfere Herzöge —“ „Warum immer zwei?“ fragte Volkbert. „Damit immer einer den andern überwacht . . .“ — „O weh! Das iſt ſchlimm! Er traut alſo doch auch dieſen Treueſten nicht ganz!“ — „Und dieſe beiden, — Sendboten, Kaiſerboten, Königsboten heißen ſie: — verſammeln in jedem Gau, wohin ſie kommen, alle freien Männer auf der alten Dingſtätte und verkünden die neuen Beſchlüſſe, die Herr Karl und ſeine weiſen Räte gefaßt haben für Heil und Wohlergehen der Freien. Und ſie fordern alle Leute auf, unverzagt Beſchwerde zu führen, laut zu ſprechen oder leiſe zu den Königsboten, über alles Unrecht, das im Gau verübt worden, ſeit der letzten Sendboten Beſuch . . . —“ „Auch über böſe Grafen?“ zweifelte der Knabe: ſchon ziemlich ſchläfrig klang der Ton. „Darüber zu allermeiſt! Falls die ſelbſt Gewalt brauchen oder auch nur das Recht nicht ſchützen gegen anderer Gewalt.“ „Da iſt uns ja geholfen, ſobald ſolch ein Königsbote in den Gau kommt,“ meinte Volkbert und lehnte den krauſen Kopf gegen die Wand. „Du mußt mir noch viel mehr erzählen von Herrn Karl und ſeinem Recht, liebe Mutter“ — flüſterte das Mädchen. — „Aber leiſe: der Bruder ſchläft ſchon — das giebt ſoviel Friede, ſo ſtarken Troſt

im Herzen. Und mir war doch heute manchmal bang in der garſtigen Höhle. Aber nun bin ich ganz beſchwichtet. Ich vertraue feſt auf Herrn Karl! Weißt du noch mehr von ihm?“ — „Noch viel! Ich erzähle euch noch vom Horn Herrn Rolands, das der Kaiſer über aller Berge Gipfel hinweg vernahm, wann es um Hilfe rief in höchſter Not. Und von der armen Blindſchleiche, die ..... Aber ſiehe: die Äuglein fallen auch dir zu. Ein andermal davon! Schlafe nur getroſt. Sieh', ich halte hier deine Hand. — Und draußen vor der Höhle ſteht — ich ſehe ſeinen Schatten, ich höre ſeinen Schritt — der Vater, den Speer auf der Schulter: er bewacht uns, treu und kühn.“ „Ja,“ flüſterte das ſchöne Mädchen im Entſchlummern. „Und ihn, den guten Vater, ſchützt und bewacht da oben der treue Himmelsherr!“ — —

Fünftes Kapitel.

Und viele Wochen vergingen ſo. —

Der ſtummen bangen Frage ſeines Weibes — nur ihre Augen, nicht ihre Lippen hatten geforſcht! — gab Volkfried zur Antwort: er hoffe nach Weſten, zu den Frieſen, zu entkommen.

Er wußte, daß dieſe im Spätherbſt mit vielen Segeln nach dem Küſtenort Milindorf zu fahren pflegten, frieſiſche Mäntel und geräucherte Fiſche feil bietend gegen ſächſiſche Rinder, Waldhonig, Bären- und Wolfsfelle: der Ort lag nördlich von Eſesfeld und war zu erreichen auf einem Volkfried wohlbekannten Wege, der durch menſchenleeren Wald zwiſchen Sachſen- und Dänen-Land ſich hinzog. Unter

dieſen frieſiſchen Schiffern hatte er manchen Gaſtfreund; er durfte hoffen, ein ſolcher werde ſein Verlangen, ihn auf ſeinem Schiff nach Friesland mitzunehmen, nicht abſchlagen: von dort war Aachen ſicher und gefahrlos zu erreichen.

Aber freilich: jener Tauſchhandel ward erſt eröffnet, kurz bevor die Schiffahrt zu Ende neigte, der Fiſchfang, die „Meeresernte", abgeſchloſſen war. Es galt, noch gar lange auszuharren bis dahin; und Volkfried vertraute der Frau auch nicht an, daß er noch nicht habe entſcheiden können, was gefährlicher und ſorgenſchwerer ſei, auf jenem Wege durch den wildeſten Urwald Weib und Kinder mitzuführen oder ſie hier — ohne Schutz! — zurückzulaſſen im Verſteck, bis er von Aachen wiederkehre. —

Die erſte Zeit, den Reſt des Sommers und den Frühherbſt, ging es den Waldgäſten nicht gar ſo übel; gegen Wind und Regen bot die Höhle Schutz; an ſonnigen warmen Tagen aber verbrachten Mutter und Tochter viele Stunden in einem gar luftigen, freundlichen und doch ſchattigen Aufenthalt: in dem Geäſt der höchſten Ulme, die den Hügel krönte.

Der Vater hatte den Stamm unten derart behauen, daß man auf den wenigen übriggelaſſenen wagrechten Zweigen bequem hinanſteigen konnte: in dem Wipfelgezweig aber hatte er ein paar ſichere Sitze angebracht, auf allen Seiten mit Latten umhegt, gegen den Sturz zu ſchützen. Da ſaßen dann die Frau und das Mädchen, mit allerlei wirtſchaftlicher Arbeit die niemals müßigen Hände mühend, während Vater, Sohn und Hund den wildreichen Wald durchſtreiften und faſt nie ohne gute Weidbeute heimkehrten. Es galt ja nicht nur für den nächſten Tag Speiſe zu ſchaffen, ſondern Vorräte für ſolche Zeiten, da friſches Fleiſch nicht zu erjagen war. Fern von der Höhle hatte Volkfried eine Räucherſtätte angelegt, wo nach Möglichkeit

ſtets Kohlen glimmend erhalten wurden: denn das Feuerreiben aus harten Hölzern war mühſam und langwierig, und nicht ſtets glückte es, den Funken zu fangen, den Eiſen aus Stein hervorſchlug. Starken Rauch vermied Volkfried und bei der Dunkelheit auch Feuer, um nicht die Feinde auf ſeine Spur zu führen. Sorgfältig ward hier alles Fleiſch, deſſen man nicht für den rinnenden Tag bedurfte, geräuchert, getrocknet und in der Vorratskammer der Höhle aufbewahrt.

Auch Fiſche fingen ſie in dem nahen Bache in länglichen Körben, die Mutter und Schweſter kunſtfertig aus den Binſen der vielen Sümpfe zu flechten verſtanden: ſie wurden, mit Steinen beſchwert, auf den Grund verſenkt, die Öffnung nach dem Zuthalfluß: der Knabe und Hofwart ſprangen dann ein paar hundert Schritte weiter unten in den Bach und liefen und wateten darin, laut ſchreiend, patſchend und bellend, zu Berg: die Fiſchlein floſſen in Schrecken und Eile vor ihnen her und fuhren in die grünen Körbe, in denen der Vater ſie griff. —

Aber auch Beeren jeder Art und Pilze, — die giftigen kannten auch die Kinder gar gut! — Holzäpfel und Waldbeeren, Hagebutten der Wildroſen und Haſelnüſſe mußten die Kinder ſuchen und anſammeln zu dichten Haufen geſchichtet; ja auch Bucheckern und Eicheln gebot der Vater aufzuleſen: wohl zog Volkbert die Lippe kraus und ſah fragend zu ihm auf. „Ja, ja, mein Sohn. Geben die Heiligen, daß wir ſie nicht brauchen! — Aber wir können's brauchen müſſen.“ „Sie ſchmecken nicht gut,“ meinte Volkbert, als der Vater weggegangen war. „Hunger ſchmeckt noch ſchlechter! Gehorche,“ ſchloß die Frau. —

Während der warmen, trockenen Jahreszeit alſo ging alles leidlich: dieſe Menſchen waren an ein höchſt ſchlichtes, ja rauhes, hartes Leben gewöhnt.

Aber nun kam der Herbſt mit unendlichem Regen und kaltem Wind. Der liebgewordene Aufenthalt in der luftigen Wipfellaube war längſt unmöglich: die grünen Blätter, die ſo luſtig im Sommerwinde geſpielt, ſie lagen traurig am Fuße des Stammes, in Regenlachen verfaulend. Faſt den ganzen Tag, wie die langen, langen Stunden der Dunkelheit mußten die vier Menſchen in der niedrigen, engen Höhle zubringen. Feuer wagten ſie hier nur ſelten zu machen: in der Höhle konnten ſie dann nicht weilen: der Rauch war erſtickend. Und draußen wollte es nicht brennen unter den triefenden Zweigen, auf dem pfützenreichen Boden; ſie mußten jetzt auf gekochte, gebratene Speiſe verzichten. —

Einmal fand Volkbert im Mooſe — Hofwart hatte ihn geführt — ein verlaſſenes Neſt ganz voll von Eiern der Wildente. Jubelnd lief er damit zu der Mutter: man mußte ſie wegwerfen, ſie waren alt und faul. — Der Bach war ausgefiſcht, ſoweit gen Südweſten hinauf man ihm zu folgen wagen durfte.

Aber das Schlimmſte war: — oft und oft kehrten jetzt die beiden Jäger und der Hund ohne Jagdbeute heim: die Wildvögel waren weggeſtrichen, Haſen, Rehe, Hirſche, Wildſchweine hatten ſich verzogen: jene ins freie Feld in die Nähe menſchlicher Anbaue, dieſe aber in den tiefſten undurchdringlichſten Wald und Sumpf. Erſchreckend raſch ſchmolzen nun die Vorräte hin von Rauchfleiſch und getrockneten Fiſchen, von Beeren, Pilzen und Nüſſen: auch Bucheckern und Eicheln verſchmähte der junge Volkbert ſchon lange nicht mehr: er verzog den Mund, er ſchalt auch wohl, aber er ſchluckte ſie hinunter. Lindmuth klagte nie; aber ſie ſchwand zuſammen.

Der Vater ſah es wohl; er fragte die Mutter; deren Stimme zitterte leiſe, wie ſie antwortete: „es iſt doch

wohl der Hunger! — Oder, — nein doch! — die immer kalte Nahrung. Wenn wir nur einmal wieder ein Stück Fleiſch braten könnten!“ Am anderen Morgen war Volkfried mit dem Hunde allein auf die Jagd gegangen, bevor Volkbert erwachte. Erſt ſpät in der Nacht kam er zurück — mit leerer Hand.

„Kein Wild weit und breit,“ ſprach er tonlos. „Nicht einmal eines Wolfes Spur.“

Einmal in dieſen ſchlimmen Tagen — es ging ihnen ſchon recht traurig! — war Volkfried am Abend mit haſtigeren Schritten als ſonſt nach Hauſe gekommen: — wieder ohne Beute. „Was iſt dir?“ hatte die Frau gefragt, wie er ſich, kurz aufſeufzend, auf die Moosſtreu warf. „Nichts! — Mich verdrießt, daß ich euch nichts bringen kann.“ Aber in der Nacht hatte Muthgard, die ſchlaflos ſeinem raſchen, ungleichen Atem lauſchte, die Worte gehört, die er im Traume ſprach. „Nein, Bruder! Weiche! Niemals! Ich geh' nicht zu dem Feind Herrn Karls! Auch nicht um Lindmuth! Nicht um Muthgard.“ Die Frau nickte ſchweigend. „O wüßteſt du, Herr Karl, wie er dir Treue hält!“ —

Am andern Morgen noch vor Tagesanbruch ſprach der Mann zu der Frau: „Es muß ein Ende nehmen. Früher als je zuvor brach dieſer Herbſtregen ein. — Noch lange nicht — erſt bei Vollmond — kommen zwar die Frieſen nach Milindorf. Gleichviel! — Die Kinder ſchlafen doch? — Hier müſſen wir elend verderben. Ich breche auf! Und ihr alle drei — ja, du auch, Hofwart, viel getreuer —,“ und er ſtreichelte des klugen Tieres Kopf, „ſollt mit mir

gehn. Hier könnt ihr ohne mich nicht bleiben. Schlechter kann es uns nicht gehen auf dem Wege. Es wird auch ſchon bitter kalt. Und meinen guten Speer, den letzten guten! hab' ich geſtern verworfen! Bogen und Köcher hatte ich Volkbert gegeben. Ich ſah am Saum des ſchwarzen Moors eine hungrige Krähe hüpfen: ich wagte um Lindmuth! — die gute Waffe: ich warf: aber der Vogel flog auf im ſelben Augenblick und meine beſte Waffe — die Streitaxt iſt zu ſchwach! — fuhr in den Sumpf, ſpurlos verſchwindend! Umſonſt watete ich eine Stunde lang in dem kalten Moorwaſſer: der unergründliche Waſſerboden hat den Speer verſchluckt. Jetzt hab' ich nur mehr den alten Schaft, mit der angeſchnürten Steinſpitze! Morgen ſchon brechen wir auf."

Sechſtes Kapitel.

Aber am folgenden Tage, als Lindmuth, von der Mutter geweckt, aufſtehen wollte, fiel das Kind wieder auf das Lager: „ich bin ſo ſchwach," ſagte es ganz leiſe. „Es iſt jetzt doch wohl der Hunger," meinte die Frau und zerdrückte eine Thräne.

Volkfried faßte den Speer und ſprang zur Höhle hinaus. Da ſtaunte er: — alles weiß ringsum! In der Nacht war Schnee gefallen, in ungeheuren Maſſen, Wald und Moor und alles bergend in gleichem unterſcheidungsloſem Weiß. — — Volkfried zog die Brauen zuſammen: „iſt ſchlimm. Nun ſind die mir bekannten Waldwege verſchneit. Aber komm, Hofwart! — Unſer liebes Kind ſoll Bratfleiſch haben, oder wir ſterben darüber — beide.

Komm, Hofwart. Nein, zurück, Volkbert! Du bleibſt bei der Schweſter.“

Der arme, magere Hund ſprang freudig bellend an dem Herrn hinan, als dieſer kräftig ausſchritt und den Speer ſchwang. Der Herr ſah ihm in das ſchöne kluge, goldbraune Auge. „Nein, Hofwart! Du ſollſt nicht ſterben, — wie ich heute Nacht bedachte — damit wir — einmal! — ſatt werden. Verzeih mir den Einfall, alter Freund. Ich ſchäme mich! Ich komme mir vor wie ein Mörder ſeither. Nein! Komm, tapfrer Geſell! Wir holen zuſammen den Braten für Lindmuth . . . . . — Wo war's doch? . . . Der Schnee macht alles gleich! — Dort ragt die alte Weide. Dort iſt Oſten. Im Oſten war's. Und dieſer neue Schnee kann helfen, ja — wahrlich! — Da zieht ſchon eine friſche Spur. Lauf, Hofwart! Vor Abend ſind wir zu Hauſe. Ei, werden wir gut empfangen werden!“

Aber weder am Abend noch in der Nacht noch am folgenden Vormittag kamen Herr oder Hund nach Hauſe.

Noch eine lange, bange Weile harrte die Frau, die ängſtlichen Fragen der Kinder nach dem Vater beſchwichtend, immer neue Gründe für ſein langes Ausbleiben vorbringend, an die ſie ſelbſt immer weniger glaubte. Endlich, als Volkbert wieder von dem hohen, jetzt ganz kahlen Baumwipfel niederſtieg mit der Meldung, weit und breit ſei vom Vater, auch vom Hunde nichts zu ſehen, — da ſprang die ſtarkgemute Frau vom Lager des Mädchens auf.

„Volkbert, wir müſſen den Vater ſuchen. Wenn er irgendwo läge! Ins Eis gebrochen! Von Schnee verſchüttet! — Wenn er einſam ſterben müßte, weil wir .... Lindmuth, mein tapferes Kind, fürchteſt du dich, wenn wir dich allein laſſen?“

„Ich fürchte mich nicht. Ihr laßt mich nicht allein.

Fidus ſagt, der Schirmengel iſt ſtets bei mir. Ich meine oft, ich ſehe ihn im Traum."

„O treuer Himmelsherr," rief die Frau, die weißen Hände gegen beide Schläfe drückend, „hörſt du dies Kind? So thue nach ſeinem Glauben! — Komm, Volkbert! Wir müſſen ihn finden!"

Und ſie fanden ihn . . . . . .

Es war kein Schnee mehr gefallen, ſeit er die Höhle verlaſſen: ſo waren die Spuren des Mannes und des voranſpringenden Hundes in der Neue gar nicht zu verfehlen: ſie führten gerade gegen Oſten, in den tiefſten dichteſten Urwald. Ganz deutlich ſahen die Suchenden, wie der Mann manchmal mit Mühe, — mit dem Langmeſſer hatte er hier und da die ſchneebeladenen Zweige weggehauen — ſich durch das unwegſamſte Geſtrüpp gezwängt hatte. Nun führten die Fußſtapfen auf einen Hügel zu, ähnlich dem, in welchem die Flüchtlinge hauſten. Volkbert erinnerte ſich, der Vater hatte ihn oft gewarnt vor dieſer Richtung: — er ſann nach, welchen Grund er genannt: — aber da wies die Frau, mit gellendem Aufſchrei vorwärts ſpringend, auf einen klaffenden Felsſpalt des Hügels: der Schnee war weithin von Blut gerötet: — und mitten in dem roten Schnee lagen, nebeneinander hingeſtreckt, ein rieſiger, ein furchtbarer Bär, Hofwart und Volkfried, regungslos alle drei.

Der Knabe kreiſchte nun auf vor Entſetzen: die Kniee verſagten ihm: er konnte nicht von der Stelle. Als er aber die Mutter bereits dicht neben dem Untier im Schnee knieen und des Vaters bleiches Haupt ſanft aufrichten ſah, da war auch er mit einem Sprung an des Vaters Seite.

Tot lag der Bär auf dem Rücken; die rechte Vorder-

brante ruhte auf des Hundes zerſchmettertem Haupt, die linke hielt zwiſchen Vorderbug und Bruſt den oberen Teil des zerbrochenen Speeres; ein mächtiger Blutſtrom war ihm aus der Bruſt gefloſſen; zur Linken des Ungetüms lag auf der Seite Volkfried mit geſchloſſenen Augen, das Heft des blutigroten Langmeſſers in der Fauſt.

„Tot! Der Vater tot!“ ſchrie Volkbert. „Nein! Das Herz ſchlägt noch,“ ſprach die Frau und ſchob in die halb geöffneten Lippen ein wenig Schnee. — Komm, reib' ihm die Schläfe, wie ich! Wir müſſen ihn retten.“ Beide rieben ihm nun eifrig Stirn und Schläfe mit Schnee. Bald ſchlug er die Augen auf und atmete tief: „Du — Muthgard? — Liebes Weib! — und Volkbert! — Wo iſt Lindmuth? — Ich wollte . . ihr . . Speiſe . . ſchaffen. Wo iſt ſie?“ — „In Sicherheit. Ich ſehe keine Wunde — außer hier — oh, der Schenkel iſt's. Thut's hier weh?“ „Kaum! Nur — ein wenig,“ ſagte er und vor Schmerzen ſank er in Ohnmacht zurück . . . —

Wohl war die Stelle wenig weiter als eine Stunde von der Höhle entfernt: aber viele, viele Stunden ſchwerſter Arbeit vergingen, bis die Frau und der Knabe den großen Mann, ſie das Haupt, er die Füße tragend, mit unzähligen Unterbrechungen in die Zufluchtſtätte geſchafft hatten. War er bei Bewußtſein, ſo unterſtützte er wohl nach Kräften ihr Bemühen, bat aber auch wohl, vom Schmerz überwältigt, ſie möchten ihn liegen und ruhig ſterben laſſen. —

Da ſchluchzte der Knabe wild auf; aber die Frau winkte ihm mit den Augen, zu ſchweigen: ſie legte dann das Haupt des Wunden in ihren Schos, wartete, bis er wieder betäubt war, und gebot dann dem Sohn, aufs neue ihn aufzuheben und weiterzutragen.

Endlich, endlich — es dunkelte ſchon ſtark — war die

Höhle erreicht und der Wunde auf dem weichſten Mooſe gebettet. Volkbert ſchlug Feuer. Lindmuth ſchlief: die Frau ſah auf ihr Antlitz, ein friedlich Lächeln ſpielte um ihre Lippen.

Volkfried aber ſprach mit ſchwacher Stimme: „Lauf — Volkbert! — Lauf zurück zu dem Bären — Nimm mein Meſſer — du haſt es ſchon! — Schneide von dem Fleiſch ab, ſoviel du tragen kannſt, und ſchaff es her. Du, Frau, machſt dann Feuer an. Ja! Trotz aller Gefahr! — Ich will Lindmuth noch einmal eſſen ſehen — eſſen nach Herzensluſt! Bärenfleiſch iſt gut, ſehr gut. Hofwart iſt dafür in den Tod geſprungen: . . . . das Kind ſoll doch . . davon . . etwas haben . . . . —“

Da vergingen ihm wieder die Sinne.

Siebentes Kapitel.

Und ſo geſchah's.

Und trefflich mundete der ſo teuer erkaufte Braten den lange Darbenden. Die wundenkundige Frau fand alsbald, daß die Pranke des Untiers zwar tiefe, bis auf den Knochen gehende Fleiſchwunden geriſſen, aber den Knochen ſelbſt nicht zerſchlagen hatte. Kaum hatte ſich der wunde Mann ſoweit erkräftigt, daß er ſprechen konnte, als des Knaben wiederholte ungeduldige Fragen nach dem Verlauf des Kampfes nicht mehr zu hemmen waren.

Volkfried ſtützte das bleiche Antlitz auf die Hand, den Ellbogen auf das ſäuberlich abgeſchürfte Fell des Bären, auf dem er neben Lindmuth ruhte, und erzählte: aber freilich, in ſeiner wortkargen Art, lange nicht ausführlich

genug für die mit leiſem, ſüßem Grauen gemiſchte Neugier des Knaben.

„Ich konnt's nicht mehr mit anſehen, das!" Er drückte Lindmuth leicht an ſeine Bruſt. „Und nachdem tagelang kein Wild mehr ſich im Freien zeigte, ich auch einen Dachsbau, — einen Fuchsbau ſogar! — vergeblich aufgegraben, erinnerte ich mich, daß vor Jahren, als wir, Jäger in großer Zahl, den Bären auftrieben, welcher dieſe — jetzt unſere! — Höhle bewohnte, wir einen andern aufſcheuchten, der gen Oſten hin verſchwand in undurchdringbarem Geſtrüpp: — damals, im Sommer, konnte nicht einmal Hofwart ihm durch die dichtbelaubten Büſche folgen. Als wir nun wochenlang hier hauſten, wurde auf einem meiner Jagdgänge jener andere Hügel durch das kahle Buſchwerk hindurch ſichtbar. Ich dachte wohl, das ſei jenes zweiten Bären Lager und warnte dich daher, allein dorthin zu ſtreifen. Dieſer Bär fiel mir nun neulich ein, da ich die Kleine ſo bitter leiden ſah. Ich wollte ſehen, ob er noch lebe." „Und du gingſt" — ſprach die Frau — „den Bären im Lager zu ſuchen!" „Allein! Mit dem Hund! Ohne mich!" klagte der Knabe. „Und mit dem ſchlechten Speer!" ſchloß die Frau. Lindmuth ſprach nicht: ſie zwang mühſam das Weinen zurück. „Ja, der Speer! Der war ſchuld. Sonſt wär's ganz wohl gelungen. Als ich an den Höhlenſpalt gelangt war, ſah ich an der breiten Spur im neuen Schnee: der Bär war kürzlich zu Bau gezogen, ſich einzulagern für den Winter. Die Spur war noch friſch: — er hatte ſich noch nicht eingeſchlagen zu Schlafe. Wie Hofwart in das Loch ſchnupperte und bellte, erdröhnte bald das Brummen des Hausherrn: ich ſtellte mich bereit, ihn zu ſpeeren, wann er heraus fahre. Aber ſo blitzſchnell ſchoß er dem weichenden Hunde nach — ich konnte nicht zielen! Sowie er den Mann ſah, ließ er vom Hunde,

der seitwärts sprang. Der Bär erhob sich." „O Vater!" rief Lindmuth. — „Aufrecht kam er auf mich zu, tapfer wie ein Held —" „Ja, tapfer wie Donar ist sein brauner Hund, der Herr Bär," fiel Volkbert ein: „so lehrte mich Heimo." — „Brummend, die Vorderbranten zornig aneinander schlagend, kam er heran. Ich muß sagen: er war furchtbar bös. Er hatte wohl gerade den Winterschlaf beginnen wollen. Grimmig sahen die kleinen, feindseligen Augen. Lieber drei Wenden als — den! Also rannte ich ihm entgegegen, faßte den Speer mit beiden Händen und zielte scharf aufs Herz. Aber ein Schlag der linken Brante — der Stoß war abgeschlagen, die Spitze des Speers, der angeschnürte Stein, flog zur Seite, ein nutzloser Holzstumpf blieb mir in der Faust. Ich warf ihn weg und der Bär drang an." „Vater, mach ein Ende!" rief Lindmuth. — „Ich sprang zurück, Aug' in Aug' mit dem Feind, nach dem Messer im Gürtel tastend. Ich griff's nicht gleich. Ich war verloren —! Aber da sprang Hofwart, der treue, mit wildem Gebell das Untier an, entging geschickt dem ersten Schlag der Branten und saß ihm an der Gurgel — und hemmte ihn wacker." „Da hättest du doch fliehen können!" rief die Frau. — „Ja! Vielleicht — vielleicht auch nicht: — sie laufen unglaublich rasch. Aber ich dachte gar nicht daran. Sollte ich Hofwart, den treuen, im Stich lassen? Feiger sein als der edle Hund? Ich fand mein Messer, sprang vor und, wie der Bär den festgebissenen Hund mit der Brante sich von der Gurgel schlug, traf ich ihn in das Herz. Aber im Fallen schlug er noch einmal nach mir. Ich flog in den Schnee. Und ich konnte nicht aufstehen. Ich rief, ich schrie — nach euch — lang! Ich dachte: was wird aus ihnen — wenn ich von hier nicht mehr fortkomme? Das war das Ärgste: ärger als der Schmerz. Und wie ich

nicht mehr ſchreien konnte — ich wußte, ihr würdet mich ſuchen! — kam's über mich wie ſüßer Schlaf. Und wie ich erwachte und die Mutter ſah, da dachte ich: wir wären beide im Himmel. — Arme Muthgard, arme Kinder!" Tief aufſeufzend wandte er das Antlitz ab. Er dachte daran, daß jetzt, durch ſeine Wunde, durch ſein Siechtum jede Hoffnung durch Schnee und Eis die Frieſen rechtzeitig zu erreichen vernichtet war. — —

In den nächſten Tagen ging noch alles leidlich.

Lange Zeit hielt das Fleiſch des Bären vor, das von dem Knaben bald allein, bald mit der Frau herbeigeholt ward. Es verdarb nicht: denn es fror in der nun ſtreng einfallenden Kälte: die Schinken und die Tatzen waren Leckerbiſſen.

Die Wunden Volkfrieds ſchienen gut, aber langſam zu heilen. Lindmuth erkräftigte ſich raſch. Aber auch eines recht großen Bären Fleiſch geht allmählich zu Ende, ſoll es — allein — vier Menſchen ernähren. Längſt aufgezehrt war die letzte Rinde Brot. Ein paar trockene Krumen verwandte Lindmuth dazu, ſie einem armen Vöglein dicht vor der Höhle auf ſchneebefreitem Platz zu ſtreuen: es war ein Rotkehlchen, das die eine Schwinge gebrochen hatte und vielleicht deshalb im Spätherbſt verblieben, nicht mit den andern fortgeſtrichen war. Es war ganz zahm und zutraulich geworden, hielt ſich ſtets in der Nähe der Höhle, flog dem Mädchen auf deſſen Zuruf auf die Schulter, auf die Hand, mahnte auch wohl, ihm Futter zu reichen mit ſeinem erregten Ruf: „Pitz-Witz! Pitz-Witz!"

Aber es kam der Tag, da Lindmuth ihm traurig ſagte: „Ja, Pitz-Witz! Wir haben ſelbſt gar, gar nichts mehr! Auch nicht Ein Krümchen Brot! Und keine trockene Beere

mehr. — Es ist jetzt wohl bald alles aus mit uns und — mit dir.“ Aber das Vögelein wollte es nicht glauben. „Pitz-Witz!“ rief es und flog ihr nach bis an die Höhle.

Achtes Kapitel.

Noch einmal half den Darbenden der Zufall.

Volkbert, der Tag für Tag mit Bogen und Pfeil den Wald durchstreifte, ohne auch nur die Spur eines Wildes zu entdecken, fand in dem Hohlstamm einer Buche versteckt einen reichen Vorrat von Bucheckern, auch von Eicheln und Haselnüssen, die sich wohl ein Eichhorn hier zusammengetragen hatte; jubelnd brachte er seinen Schatz der Mutter, die ihn sorgfältig und sparsam in vier Teile gliederte; Lindmuth gab von jedem Nußkern, den sie aß, ein Stücklein dem Rotkehlchen, das es gar dankbar aufpickte.

Aber auch diese vier Häuflein neigten zu Ende.

Und eines Abends, als die Kinder schliefen, brachte die Frau das lang zurückgehaltene Wort über die Lippen. Sie sah, wie der Mann, dessen Wunden wacker heilten — aber gehen konnte er noch nicht! — sich in dumpfer Verzweiflung verzehrte. Das gab ihr die Kraft zu dem harten Entschluß. Sie ließ sich neben ihm nieder. „Volkfried, Lieber,“ sagte sie sanft und schob ihm unvermerkt — es war ja ganz dunkel — von ihrem Viertel ein paar der größten Haselnüsse unter seinen Anteil. „Du kannst nun nicht zu den Friesen gehen. Laß mich gehen an deiner Statt. Ich fürchte mich nicht. Ich nehme die Streitaxt mit; die Kinder laß ich dir hier, dich zu pflegen.“ —

Da ſchlang der ſtarke Mann, ſprachlos vor bitterſtem Weh, den Arm um die ſchöne Frau und lehnte den Kopf an die Schulter und ſtöhnte tief auf; weinen konnte er nicht.

„Sieh,“ fuhr ſie fort, leiſe über ſeine Stirne ſtreichend, „es thut zwar recht weh, dich zu verlaſſen. Ich weiß ja auch nicht, ob ich . . ob ich zurückkomme. Aber das weiß ich: es iſt die einzige Hilfe, die uns von Menſchen werden mag. Wohl ſind die Dänen nah und nicht ſchwer zu erreichen, aber — nein! Niemals! Volkfrieds Weib darf nicht zu Herrn Karls Feinden fliehen. Ich weiß: es iſt bei Todesſtrafe verboten. Schwer laſtet mir ſchon auf der Seele, daß ich gegen des Kaiſers Gebot den Gebannten geſpeiſt: ich belade nicht noch mehr mein Gewiſſen. Ach, wenn ich nächtelang den Himmelsherrn gebeten hatte, ſich unſer zu erbarmen, dir wenigſtens ein Stück Wild vor den Bogen zu ſchicken und wenn er immer und immer nichts für uns that, dann ſagte ich mir wohl, ‚das iſt die Strafe meiner Schuld.‘ O, wie oft bat ich ihn, mich ſterben zu laſſen, — mich allein — aber nicht auch euch Unſchuldige mit mir zu verderben. — Und deshalb, weil ich ſchuldig bin, ich allein, muß ich allein auch mein Leben wagen, ob ich uns alle errette. Ich weiß es wohl, der Weg iſt . . .“

„Nie legſt du ihn zurück! Nicht ich ſelber käme jetzt durch den von Eis und Schnee bedeckten Wald! Es ſind viele, viele Tagereiſen bis nach Milindorf. Ja, auch zu den Abodriten, die ſo viel näher, kommſt du nicht durch die tief verſchneiten Waldſteige! O mein Weib, mein liebes, treues Weib! Es ſtößt mir das Herz ab! Um meinetwillen! Nur um meinetwillen mußt du all’ das leiden, mußt du hier elend verderben!“

„Um deinetwillen?“

„Ja, weil du mich geliebt, weil du mein Weib geworden. Nein — laß mich ausreden. Ich hab' es so lange denken müssen — immer im Kreiſe herum, immer dasſelbe dieſe langen Tage, die ich nun hier ſchon liege: — es iſt eine Wohlthat, es einmal auszuſprechen. Hätteſt du, nach deines Vaters Wunſch, dem reichen Grafenſohn, eurem Nachbar, der ſolang, ſo dringend um dich warb: — er hat dich wirklich geliebt . . .!"

„Ich glaube: ja!"

„Hätteſt du ihm die Hand gereicht! — Herrlich und in Freuden, reich und vornehm, lebteſt du nun irgendwo, vielleicht zu Aachen in des Kaiſers Pfalz: und keine von den ſtolzen Frauen dort, nicht Herrn Karls wunderſchöne Töchter ſelbſt, wären ſchöner, herrlicher als du. Statt deſſen ſagteſt du dem Vater, er könne dich wohl zwingen nach dem Recht, aber nicht in der That: und an dem Tage, da er dich Richwalt gebe, ſprängſt du in die Elbe. Und doch war Richwalt ſchön, — ſehr ſchön! — jung, und dennoch ſchon ein ſieggekrönter Held, edelgeartet und viel, ach! viel klüger und geiſtmächtiger und redegewaltiger als der arme Volkfried, der Herr von ein paar magern Hufen, der Ungeſchickte, der nie ſagen kann, wie er's meint. Den güterarmen, gedankenarmen, redearmen Volkfried wollteſt du haben oder keinen, ſagteſt du. Aber was zitterſt du ſo? Friert dich?" — „Ja, mich fröſtelt. Es war bitter kalt heut Nacht! Aber es geht bald vorüber!" — „Und dein Vater — er hatte der Mutter verſprochen in ihrer letzten Lebensſtunde, er wolle dich nie wider Willen vermählen: ſie kannte ihrer Tochter Herz! — er zwang dich nicht. Er wies den Grafenſohn ab. Verzweiflungsvoll, ingrimmig ſchied der — dein Todfeind und der meine: — du weißt gar nicht, wie tödlich er mich haßt. — Er verließ ſeines Vaters reichen Beſitz, er ging weit,

weit nach Süden: — er iſt verſchollen. Dein Vater aber wollte wenigſtens dem armen Frei-Bauer ſein Kind unerreichbar machen. Er verlangte für die Verlobung einen Muntſchatz, der . . . —“ — „Der ganz unerſchwinglich war, für den armen Volkfried, ſo wähnte er. Und wirklich: Jahre vergingen, — viele Jahre — ich hoffte nicht mehr. Da kam er eines Tages, der arme Volkfried, geſprungen in ſtrahlenden Freuden und trug in ſeinen beiden Händen ſeine Sturmhaube und ſchüttete mir aus derſelben einen ganzen Regen von Goldſtücken in den Schos und lachte laut — der ſtille, der ernſthafte, der gemeſſene Volkfried lachte ganz unbändig! — und rief: ‚das hat der Sorbenkönig nicht gedacht, den ich für Herrn Karl erſchlug vor ſeinem Lederzelt, daß er all dieſen Hort für ſchön Muthgard zuſammengeraubt hat.‘ Und der Vater, —“ ſie lächelte bei der Erinnerung in all dem Weh der Gegenwart — „machte Augen — ſo groß! Aber ſein Wort mußte er halten: ſo gab er mich dir. Doch ſo bitter verdroß es ihn, daß er ſein Gut verkaufte und mit all dem Golde davon zog — auf Nimmerwiederſehn! Er ſoll’s zu Metz einer Kirche vermacht haben.“

„Auch den Vater haſt du mir geopfert! Wie den glänzenden Grafenſohn . . . —“

„Und thät’s nochmal!“

„O wie dich’s ſchauert!“

„Mich fröſtelt noch ein wenig. — Ja, wenn ich alles voraus wüßte: unſere ganze Not — bis auf dieſe Stunde: ich thät’s nochmal und würde doch dein Weib — mit dir zu leben, mit dir zu ſterben, du Heißgeliebter!“

Und die verhaltne Frau warf beide Arme um ſeinen Hals und küßte ihn heiß auf den Mund.

Da, zum erſtenmal, traten die Thränen in des

ſtarken Mannes Augen; aber er zerdrückte ſie, bevor ſie rannen. Und es waren Thränen eines Schmerzes, der da ſelig macht. Und in der dunkeln kalten Höhle ſchien es warm und licht zu werden, ſo glücklich waren die beiden Gatten, ja glücklich im Angeſicht des drohenden Todes.

Am andern Morgen war der Streit darüber erſpart, ob die Frau die Wanderung antreten ſolle; ſie konnte nicht aufſtehen, ſo groß war ihre Schwäche.

Wochenlang hatte ſie, wann nur irgend ſie es unvermerkt vermocht, an ihrem Teile der Nahrung geſpart und das Erſparte den andern, ohne daß ſie es ahnten, zugeſteckt; das Fieber rüttelte ſie jetzt mit kaltem Schauer, während ihre Schläfen glühten; ſie redete irr.

Volkfried hüllte ſie in das Bärenfell; er ſchüttelte den Kopf: „Gott im Himmel, hilf! Oder mach' ein Ende. Aber raſch! Auch mit den Kindern." —

Da legte ſich eine leichte Hand auf ſeine Schulter. „Vater," ſagte Lindmuth, „nicht verzagen. Ich habe geſtern Nacht — ich konnte nicht gleich ſchlafen — gehört, was ihr ſpracht: — nämlich das von der Wanderung zu den Frieſen oder zu den Abodriten. Nun kann die arme Mutter nicht gehen. Ich will gehen. Und Volkbert. Jedes für ſich allein. Ich habe ihm alles geſagt: wie wir verloren ſind, alle vier, wenn keine Hilfe geholt wird. Er ſieht es ein. Er will ganz wie ich. Kommt eines von uns . . . vielleicht . . . nicht zurück, bringt doch . . . vielleicht . . . das andere zu Menſchen durch. Zu den Dänen gehen wir nicht. So bitten wir um Urlaub, zu gehen."

„Ich gehe zu den Frieſen," rief Volkbert herantretend, „weil das der böſere Weg; Lindmuth geht zu den

Abodriten. Ich nehme die Streitaxt, die Schweſter nimmt das Meſſer: — aber ſieh nur, Lindmuth — ſieh — den Vater — er ſinkt um.“ — „Er iſt eingeſchlafen. — Oder — wieder! — unmächtig. Nun ſind ſie beide ſtumm. Vater! Liebe Mutter! Wacht auf! Sagt doch, daß wir gehen dürfen!“ Sie rüttelten beide an den Schultern, ſie riefen laut in ihre Ohren —: aber die beiden Gatten blieben ſtumm, ihre Augen geſchloſſen. „Komm, Lindmuth,“ rief der Knabe. „Wir können nicht warten bis ſie erwachen. Komm! Es eilt.“ „Warte nur noch, bis ich ſie ganz zugedeckt habe, beide: die Mutter auch noch mit des Vaters Mantel. Und hierher — dicht neben beider Hände — die letzten Nüſſe, daß ſie leicht danach greifen mögen. — So! — Nun, lieber Himmelsherr, behüte du unſere armen Eltern!“

Sie folgte dem Bruder aus der Höhle.

Sowie ſie heraustrat, flog ihr das Rotkehlchen auf die Schulter.

„Leb wohl, Schweſter,“ ſagte Volkbert und gab ihr die Hand. „Ob wir uns wohl wieder ſehn? — Dort ſteht die Morgenſonne — dort iſt Oſten: das iſt dein Weg. Ich geh gerade aus — hinweg von dir — nach Weſten, zu den Frieſen. Knicke die Zweige an den Büſchen, wie du ſchreiteſt, damit du dich mit helfenden Menſchen zurückfindeſt zur Höhle: — die Fußſpuren könnte friſch fallender Schnee bedecken.“

„Leb wohl, Bruder! Der wache Schutzengel ſchwebe über deinem Haupt!“

Der Knabe ſchwang die Streitaxt auf die Schulter und ſprang davon, ohne umzuſehen.

Lange blickte ihm die Kleine nach; dann bekreuzte ſie Stirn und Bruſt und ſchritt mutig der ſteigenden Sonne entgegen.

Es war nicht kalt. Aber der Schnee begann in dichten, dichten Flocken zu fallen; ſie achtete nicht darauf. Sie ſtapfte fort, ohne Weg, ohne Steg. Das Vöglein flog ihr neugierig nach von Buſch zu Buſch: wo immer es aufhüpfte mit dem leichten Gewicht, ſtäubte doch der Schnee auf und rieſelte von jedem Äſtlein. Und immer dichter, immer dichter, geräuſchlos, — kein Lüftchen regte ſich — immer dichter fiel der Schnee. — —

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Im Grenzwald, fern von der Höhle der Gatten, bewegte sich ein langer Zug von Männern, Rossen, Wagen, auf der alten, der einzigen fahrbaren Straße, die von den Abodriten quer durch Sachsenland gen Friesland führte.

Ein ganzer Troß von abodritischen Knechten zog voraus, mit dreieckigen Schlittenkarren und breiten Holzschaufeln, den Schnee, wo er zu weich war, den Tritt von Roß und Mann zu tragen, zur Seite zu schieben und zu schaufeln. Manche ihrer kleinen zottigen Gäule hatten hellklirrende Blechklappen in Mähne und Schweif gebunden: die Gefahr für den einzelnen, abzukommen von dem erst zu findenden Weg und den Genossen, war groß.

In weitem Abstand folgte eine Schar wohlgewaffneter Reiter: es waren Sachsen aus Ostfalenland; nur der graubärtige Befehlshaber der Krieger war ein Franke. Hinter ihnen wurden von gar gleichmäßig schreitenden Maultieren zwei reichgeschmückte Sänften getragen: leichte hölzerne Tragsessel, mit hoher hölzerner Rückwand, auf den drei andern Seiten verschließbar durch Ledervorhänge an zierlichen Gestellstangen; der Sitz war mit Polstern, der Boden hochauf mit Pelzen belegt.

Aber die beiden Sänften waren leer. Die beiden

Führer des Zuges, denen offenbar die Sänften dienen ſollten, hatten es vorgezogen, bei dem Aufbruch nach dem letzten Nachtlager — in den Zelten des abodritiſchen Häuptlings an der Grenze — zu Pferde zu ſteigen: der helle Sonnenſchein lud dazu ein, der Schneefall hatte am frühen Morgen noch nicht begonnen.

Der jüngere der beiden Anführer war ohne Zweifel der viel vornehmere. Er ritt daher zur Rechten; er trug biſchöfliches Gewand und zog manchmal aus der reichgeſtickten Ledertaſche, die er auf der Bruſt trug, ein Pergamentblatt, las darin andächtig und ſagte das Geleſene halblaut betend her.

Sein viel älterer Begleiter, der ihm zur Linken ritt, war ein ſchlichter Kriegsmann; ſeine Waffen waren gut, aber ohne Schmuck; ein langer, ſchöner weißer Bart wallte bis auf den breiten Schwertgurt; ſein mächtiger Hengſt ſchien doch ſchwer zu tragen an dem wuchtigen Reiter, der den Biſchof um mehr als Hauptes Länge überragte und ſich, trotz ſeiner Jahre, ſtolz aufrecht hielt im Sattel; das Roß war ſilberweiß wie des greiſen Reiters Bart; es ſchien auch ſchon ſehr alt. Den rundlichen Kopf ſchmückte noch reichlich das ſchöne weiße Haar, ſtark und gerade war die Naſe, die ſehr großen Augen blitzten in ungeſchwächter Klarheit und Schärfe.

Den Schluß des Zuges bildeten mehrere Wagen, jeder von vier, auch von ſechs Roſſen gezogen, mit Lebensmitteln und Reiſevorrat jeder Art reichlich beladen, begleitet von einer zweiten Schar wohlbewaffneter Sachſen zu Pferd und zu Fuß.

Nach langem Schweigen ſteckte der Biſchof mit einer ungeduldigen Bewegung das Pergament wieder in die Buchtaſche und warf einen raſchen Blick auf ſeinen Begleiter. „Ich kann nicht mehr beten — nicht *immer* beten,“ rief

er und ſein dunkelgraues Auge loderte. „Ich muß ſo viel an Euch denken, Graf. An unſer langes, langes Geſpräch von geſtern Nacht. Und . . . ja, eben an Euch. Es iſt wunderbar. Ich, der Prieſter, habe Euch, dem Laien, gebeichtet. Ich ſtaune über mich ſelbſt; das heißt: in Wahrheit über Euch. Ich bin verſchloſſen, hart, wie der Felſen Petri, hat der heilige Vater, Leo ſelbſt, einmal von mir geſagt. Keinem Menſchen als etwa meinem Beichtiger, falls die Qual, die brennende Qual zu heiß ward, das raſende Verlangen als arge Sünde mein Gewiſſen allzuſchwer belaſtete, habe ich's geſagt! — Ja, auch in der Beichte habe ich — Gott vergeb' es mir! — niemals ſo offen, ſo hingegeben mein Herz aufgedeckt wie Euch, Graf Francio, — dem Laien, dem Fremden. Erſt vierzehn Tage kenn' ich Euch — ſeit der Herr Kaiſer uns zuſammen auf dieſe Fahrt geſchickt hat — und geſtern hab' ich Euch ſo tief in meine Seele, in meine Schmerzen, in meine Sündenſchuld, blicken laſſen, wie nur Gott bisher geſchaut hat. Ihr habt eine Macht über mich —! Wie ich ſie bisher keinem Sterblichen gegönnt hatte. — Gleich zuerſt, als ich in Euer leuchtend Auge ſah — Euch muß ich vertrauen, wie — wie —"

„Wie der Sohn dem Vater," ſprach der Alte und ſchlug das lebhafte, himmelblaue Auge auf. „Oder der Enkel dem Ahn. Könnt' ich doch faſt Euer Großvater ſein, Herr Biſchof. Denn Ihr ſeid ſehr jung, faſt allzu jung, — will es ſcheinen! — für Eure hohe, pflichtenſchwere Würde. Groß müſſen Eure Verdienſte ſein, daß der Herr König von Italien und der heilige Vater Euch in ſo frühen Jahren ſchon zum Biſchof gemacht haben."

„Ja, es ging nicht ohne Widerſtand ab. Der Herr Kaiſer wollte lange nicht." „Der Alte miſcht ſich in alles," brummte der Graf leiſe in den Bart. Aber der

andere hatte es doch verſtanden; er zog den Zügel an, das Roß hielt: „Hört, Graf, das iſt das einzige, was mir an Euch mißhagt. Wiederholt habt Ihr in dieſen Wochen von dem Herrn Kaiſer geſprochen, wie man von ihm nicht ſprechen ſoll.“ Der Graf trieb ſeinen Hengſt, den er ebenfalls angehalten hatte, wieder an. „Hei, ich kenn' ihn eben beſſer als Ihr.“ — „Ein wunderbarer Mann iſt dieſer Kaiſer. Kaum faßlich iſt, wie ſolche Fülle von Gedanken, von Plänen, von Sorgen zugleich Raum finden mag in dieſem Einen Haupt.“ — „Von Sorgen? — Ja, da ſprecht Ihr wahr. Glaubt mir nur: — er wäre oft viel lieber der ärmſte Freimann in ſeinem weiten Reich, als dieſes Reiches Kaiſer. Und gerade jetzt — —!“ — „Hat er jetzt ſchwerere Zeit als ſonſt?“ „Freilich. Das wächſt, das wächſt von Jahr zu Jahr. Denn immer weitere und weitere Kreiſe zieht die Macht des Reiches um ihn her. In jungen Jahren, — da hat es ihn gefreut: — denn in das Maßloſe, in das Ungemeſſene ſtrebt ſein Geiſt nur allzuſehr! — Wenn immer wieder von neuen Völkern und Fürſten Geſandte eintrafen in ſeiner Pfalz: — Bitten, Wünſche, Hilferufe, auch wohl Forderungen und Drohungen überbringend, — das ſchmeichelte ſeinem Stolz, beglückte ſeine Thatengier! Hei, nun hat er's! Hat nun die Folgen, der Alte! Nun kann er ſich der Fülle kaum mehr erwehren. Geſchieht ihm recht!“ brummte der Graf und ſtrich den langen Bart. „Er konnte ja nie genug Arbeit, Kampf und Ruhm haben. Aber jüngſt — in der letzten Ratsverſammlung — ward's ihm doch allzuviel.“ — „Was beſchäftigte ihn denn?“

„Nun: nur Europa, Aſia und Afrika! In Italia ſchlägt ſich ſein Sohn Pippin mit Benevent und mit dem falſchen Dogen von Venedig. In Hiſpania ringen ſeine Markgrafen mit den Arabern zu Land. Araber zur See

— Raubſchiffe — plagen die Chriſten auf den fernen Inſeln: — der Alte rüſtet Schiffe zu deren Schutz: die Franken fechten jetzt zur See bei Eilanden, deren Lage der Kaiſer erſt bei Freund Alkuin erlernen mußte! — er weiß kaum die Namen alle auswendig! — Im Oſten wehrt ſein Sohn Karl die Avaren ab. Hier, im Norden, drohen Dänen und Wilzen ſich zu verbinden: — der König Göttrik ſchickt ihm freche Worte, wirklich allzufreche! In Aſia aber ruft der Patriarch von Jeruſalem ſeine Hilfe an zum Schutz des heiligen Grabes und der Pilger: — der Statthalter des befreundeten Kalifen Harun in Afrika erbittet Hilfe wider den Omaijaden von Cordoba, der ihn von Hiſpania her bedroht. — Und der neidiſche, eiferſüchtige, von uralt eingeroſtetem Hochmut aufgeblähte Imperator zu Byzanz weigert ihm immer noch die Anerkennung als Kaiſer. Das wurmt den Alten ſchwer!" — „Ich weiß es." — „So? — Woher?" — „Vom Papſt und von König Pippin. Und ich habe — mit meiner ſchwachen Kraft — verſucht, ihm dies Ziel erreichen zu helfen." „Ihr?" — Der Graf hielt das Pferd an und ſah erſtaunt auf den Biſchof hernieder. „Was habt Ihr gethan?" — „Eine Staatsſchrift ausgearbeitet, die Kaiſer Nikephoros zeigen muß, wie ſein eigener Vorteil nicht minder als das Recht und das Heil der ganzen Chriſtenheit erheiſchen, daß er Herrn Karl als ſeinen kaiſerlichen Bruder anerkenne." — „Und dieſe Schrift?" — „Haben der Papſt und König Pippin nach Byzanz geſchickt." „Hinter des Alten Rücken!" grollte der Graf und ſein blaues Auge blitzte. — „Jawohl! Das Nein trifft dann nur mich, nicht ihn. Das Ja . . . —" „Hei," lachte Graf Francio bitter, „Ihr ſeid ein feiner Kopf, Herr Biſchof, aber das ſetzt Ihr niemals durch! Niemals! Der Alte hat die Hoffnung aufgegeben. — All' dieſe Wolken ziehen ſich zur Zeit drohend über ſeinem

Haupt zuſammen. Ich mein', er hat Urſache zu ſeufzen: ‚O, Herr Chriſtus, du gabſt mir ein recht mühereiches Amt!‘“ — „Alles, was Ihr da von Herrn Karl erzählt, erhöht nur meine Bewunderung für ihn.“ — „So? — Dann hab' ich's ſchlecht gemacht! Nicht meine Abſicht!“ — „Nein! Wahrlich nicht. Ihr ſeid nicht ſein Schmeichler, ſein herber Tadler ſeid Ihr. Aber gegen Euren Willen müßt Ihr für ihn zeugen. — Und ſo hatte der Geiſtgewaltige auch ganz recht — ich kenn' ihn gar nicht! Und mein heißeſter Wunſch — ſeit Jahren — iſt es, einmal dem Herrlichen in das Auge zu ſchauen — recht hatte er, als er nicht ohne weiteres meinen Lobſpendern glaubte. — Ihr wißt es jetzt, wie ſehr recht! Kennte der heilige Vater mein Geheimnis, wie Ihr es kennt, — er hätte mich noch nicht zum Biſchof vorgeſchlagen. Ich ſträubte mich auch dagegen.“ „Hei, das iſt alſo üblich bei euch demutreichen Herren,“ ſchmunzelte der Alte mit einem gutmütigen, geiſtüberlegenen Lächeln, das ihm ſehr ſchön ließ. — „Mir war es Ernſt! Aber der Papſt befahl, der König Pippin wünſchte und . . . —“ — „Der Alte zu Aachen gab zuletzt nach! — Wie gewöhnlich!“ — „Ich glaube jedoch: ganz hat der Kaiſer ſein Mißtrauen gegen mich noch nicht überwunden.“ „So? Woraus ſchließt Ihr das? — Wie das ſchneit!“ Er ſchüttelte die dichten Flocken von dem blauen Mantel ab, der ihm das Bruſtwams von Otter und Zobel bedeckte. — „Aus dieſer Fahrt als Königsbote, die er mir aufgelegt hat. Ungewöhnlich iſt es, einen Biſchof aus dem italiſchen Reich als Sendboten im Frankenreich zu verwenden, vollends hier im fernſten Sachſenland.“ — „Vielleicht weiß er, daß Ihr aus dieſen Gauen ſtammt.“ — „Unmöglich! Er hat mich nie geſprochen. Wie ſollte er . . .?“ — „Hei, es iſt ſonſt nicht viel zu loben an dem Alten . . . .“ — „Herr Graf!“ —

„Aber eins ist wahr: ein Gedächtnis hat er für Namen und Menschen und Menschengeschicke, daß er oft selbst darüber staunt. König Pippin wird seinem Vater über Euch geschrieben haben.“ — „Ich glaube vielmehr: der kluge Herrscher hat in diesem Auftrag ein ganz unauffälliges Mittel gefunden, mich vor sein Angesicht zu ziehen.“ „So? Meint Ihr? — Ei, ei, wie das schneit!“ Und er schüttelte den breiten etwas kurzen Nacken und das silberweiße Haar, das aus der schlichten fränkischen Sturmhaube auf den Mantel niederquoll.

„Er selbst verläßt ja den Palast zu Aachen nur noch selten.“ — „Gar nie mehr. Bequem ist er worden! Allzubequem!“ — „Er also kommt nicht mehr über die Alpen zu mir nach Arezzo . . . —“ „Schwerlich!“ lachte der Graf. „Mich ausdrücklich an seinen Hof laden, um mich zu prüfen, das vermeidet er wohl.“ — „Warum?“ — „Er will den heiligen Vater und seinen Sohn Pippin nicht durch solches Mißtrauen kränken.“ — „Ihr traut ihm zuviel Rücksicht zu. Er ist gar grob.“ — „Aber jeder Königsbote muß nach Vollführung seines Auftrags Herrn Karl Aug' in Auge Bericht erstatten: — also muß ich alsbald vor ihn treten.“

„Ihr seid klug — wie ein rechter Bischof sein soll. Nun ja! Es mag was daran sein. — In der Pfalz zu Aachen ward soviel erzählt von Eurer scharfen Strenge! — Nicht umsonst heißt Ihr Acerbus.“ — „Ihr wißt jetzt, weshalb ich diesen Namen angenommen!“ — „Zumal von Eurer unerbittlichen Schärfe, — wie gegen Euch selbst, so gegen alle Geistliche — bei jeder kleinsten Verfehlung des Fleisches. Das hat den Alten — vielleicht — mißtrauisch gemacht. Es ist wider Menschen Art, daß ein Mann in voller Jugendkraft — Ihr seid noch nicht vierzig! — gar nichts verspürt gegen alle Weiber.“ — „Ihr wißt ja

nun ....“ „Ja, ich weiß! Aber nicht der Alte! Und der —: der glaubt nicht leicht an ſo was. Wißt Ihr warum? Nein? So will ich's Euch ſagen: weil er ſelber in dieſen Dingen ein recht arger Sünder geweſen iſt, ſeit ihm der erſte Flaumbart ſproßte, und geblieben, bis er im Silberbarte ging. Gott ſei ihm gnädig,“ brummte der Graf und ſchlug ein Kreuz über ſeine breite Bruſt. — „Ihr ſollt nicht ſo von ihm ſprechen. Ihr dürft nicht.“ — „Ich darf.“ — „Weshalb?“ „Hei,“ ſchmunzelte der Graf, und ein luſtiges Leuchten flog über das heitere Antlitz. „Weshalb? Schnurrige Frage! Weil ich in keiner Schlacht gefehlt habe, in die er ritt. Oft hab' ich ihn mit meinem Schild gedeckt wie mich ſelbſt, manchen Sachſenſpeer hab' ich ihm abgewehrt. Aber auch ſeine Liebſchaften kenn' ich wie — kaum ein anderer. Ich hab' ihn nur allzulieb, bin oft allzuſchwach gegen den Alten geweſen. Ich darf auf ihn ſchelten: es meint's doch kaum einer beſſer mit ihm. Zumal ſeit Markgraf Roland fiel bei Ronceval! Und Gerold, der greiſe Held von Bayerland! — Und ſie — Frau Hildigard! — ihm ſtarb.“ Ganz langſam, ſchwer und traurig ſprach das der Graf zu Ende, der in ſcherzendem Tone begonnen hatte.

Erſtaunt ſah der Biſchof zu ihm hoch empor. „Verzeiht mir eine Frage —!“ — „Die Frag' iſt frei. Aber die Antwort auch!“

„Wie kommt es, wenn Ihr dem Kaiſer ſo nahe ſteht ...“

„Daß ich es nicht weiter gebracht habe?“ lachte der Alte aus vollem Halſe. „Ja, ich gab mir alle Mühe. Aber es ging nicht höher hinauf! Kaiſer von Byzanz wollte ich einmal werden...! Die Wahrheit iſt: der Alte kennt mich ſo genau wie ich ihn. Er kennt auch meine Fehler. — Nun alſo: er hat vielleicht Eure viel geprieſene Blindheit für alle Weibesſchöne und die furchtbare Strenge,

mit der Ihr an andern beſtraft jede Schwäche gegen die holden weißen Leiber, für eitel Heuchelei gehalten.“ — „Ihr wißt nun . . .“ — „Ja ich! Aber der Alte! Und ſo was kommt vor bei Euch frommen Herren. Gerade um die eigenen ſchweren Laſter zu decken, wüten ſie gegen die leichten Verfehlungen anderer. Kommt vor, kommt vor!“ „Ich aber! — Hab' ich doch an mir erfahren, wie Jahre und Jahrzehnte hindurch die Liebe — nicht nur das heiße Verlangen der Sinne! — auch den Prieſter des Herrn bei heiligſtem Willen beherrſchen kann, ſeine Tage, ſeine Nächte mit wachen Qualen füllen. — Wie? Wenn ich unerbittlich — ob ach vergeblich! — die edle Liebe mir aus dem Herzen reißen wollte und darüber ſchier dies Herz ſelbſt mir ausriß, — ich ſollte dulden, daß die meiner Obhut Befohlenen nicht einmal die elende Wallung des Blutes meiſtern könnten? Ich ſollte der ſo heilig — ob auch ſo heiß! — Geliebten entſagen müſſen und die andern ſollten dem tieriſchen Triebe fröhnen? Wehe den Elenden!“ rief er nun laut und grimmig. „Diener des heiligen Geiſtes ſollen ſie ſein: und ſind Knechte des Fleiſches.“

Der Graf ſah ihn ſinnend an aus ſeinen großen ſeelendurchdringenden Augen: „Ihr ſeid ein armer Mann! Und ein edler Geiſt. Aber Euer grauſam Geſchick hat Euch bitter gemacht im Gemüt! — Ja, ja! Die Liebe iſt ſtark — wie Zauber,“ ſchloß er ernſt. „Hat doch ſogar der große Kaiſer,“ beſtätigte der Biſchof, „ſolchen Zauber geſpürt. Oder iſt es nicht wahr, was die Sänger ſchon ſingen von ihm und von ſeiner ſchönen Königin Hildigard? Die ſoll er am meiſten geliebt haben von ſeinen vielen Frauen und . . . —“ — „Freundinnen. — Es iſt nicht wahr.“ — „Wie? Er hat nicht Hildigard am meiſten geliebt?“ Der Graf beugte die Sturmhaube bis tief auf die Mähne des

Roſſes, ſchüttelte den unabläſſig rieſelnden Schnee ab und beſſerte am Zaumzeug. „Geliebt hat er nur Hildigardis,“ ſprach er ohne aufzuſehen. „Die andern —? Er iſt ſchwach, und ſein Blut war ſehr heiß.“ — „Nun alſo! Man ſagt, er habe ſich wochen- und mondelang nicht trennen können von der ſchönen Toten. Heer und Reich habe er darüber verſäumt. Er ſaß Tag und Nacht bei der holden, durch fremde Künſte ſchön erhaltenen Leiche. Sie habe einen Zauberring an der rechten Hand getragen, der ihn an ſie bannte.“ — „Sie brauchte dazu keines Zaubers.“ — „Bis ein frommer Biſchof, Tilpin von Reims, ihn von dem Bann erlöſte, indem er der Leiche den Ring vom Finger ſtreifte und in den See bei Aachen warf. Iſt das wahr?“ — „Nein. — Hier iſt der Ring. Ich zog ihn ihr vom weißen kalten Finger und ſprach zu dem Herrn Kaiſer: ‚Du gehörſt deinem Volke, ſie ſelber will es ſo.‘ Da hat er mir den Ring angeſteckt. Ich trag’ ihn zum Gedächtnis jener Stunde. Ich zeig’ ihn Herrn Karl, wenn er ſie vergeſſen will; ſie — oder ſeine Pflichten.“ — „So würde er auch mich verſtehen! Den Zauber, den meine Liebe, meine Trauer um die Verlorne mir aufzwingt! Ja, er würde mich verſtehen!“ — „Ich glaube, ja. Aber er würde doch ſtrenge ſagen: ‚mach’s wie ich! Brich den Zauber. Du gehörſt deiner Kirche — wie ich meinem Volke. Entſage!‘“ — „Ich thu’s ja! Ich muß wohl! Aber ich geſtehe es: mir graut vor der alten Heimat. Ich werde zwar — die Heiligen wollen’s gnädig abwenden! — weder ſie noch ihn wiederſehen.“ — „Wer weiß!“ — „O nein! Wer weiß vielmehr, was aus ihnen geworden iſt, wohin ſie geraten ſind! Viele zehntauſende von Sachſen ſind ſeither gefallen. Viele andere zehntauſende hat mit Weib und Kind Herr Karl ausgehoben aus der Heimat, ſie verſtreut über alle ſeine weiten Lande. Aber ſchon wenn ich

die braune Heide wiederſehe, den Hof ihres Vaters und den Wald, in den ich den Verhaßten zum Zweikampf geladen auf Leben und Tod . . .“: jetzt ſchoſſen Lohen in die bleichen Wangen des edeln, fein geſchnittenen Angeſichts und aus den ſonſt ſo gebändigten Augen ſprühten heiße Blitze tödlichen Grimmes. Er ſtrich ſich wild das dunkelbraune Haar aus der Schläfe. Es zuckte um die ausdrucksvollen Lippen des ganz glatt geſchornen Mundes.

„So?“ fragte der Graf gedehnt, ſcharf hinüberblickend. „Das habt Ihr mir geſtern Nacht nicht erzählt.“ — „Wozu? — Ja, nachdem mich der Vater endgültig abgewieſen, mir geſagt, daß ſie des Bauernſohnes werden wolle oder keines Mannes — da lud ich, der Edling, ihn zum Todesgang nach altem Sachſenrecht! — Und er — der Elende! — ſchlug es aus!“ — „Aus Feigheit?“ — „Nein! Das darf ſogar mein Haß nicht ſagen. Er kannte keine Furcht: er zählte zu Herzog Widukinds Gefolgſchaft.“ „Das genügt,“ ſagte der Graf ſehr ernſt, mit dem gewaltigen Haupte nickend.

„Er kämpfte wie ein Held bei Detmold und am Haſefluß.“ — „So? — Dort? — Da hätten ſie den Alten — faſt — geſchlagen. — Und erſchlagen dazu. Aber Gott half!“ — „Dort ward er gefangen.“ — „So? — Den Namen könnt Ihr mir jetzt auch wohl ſagen.“ — „Volkfried.“ — „Der? — Ich kenn' ihn gut!“ — „Woher?“ „Je nun —“ der Alte ſtockte und ſchmunzelte — „Ich ſtand eben auch dabei, als Herzog Widukind die Taufe nahm zu Attigny. — Da nahm ſie auch Volkfried, den ich in der letzten Schlacht — recht nah! — geſehen bei dem Alten. Ein treuer Mann: — Gott und Herrn Karl getreu.“ „Ja nur zu ſehr!“ knirſchte der Biſchof. „Er antwortete mir auf meine Kampfforderung: „Herrn Karls Recht hat das verboten.“ — „Ihr wußtet das nicht?“ „Wohl

wußte ich's. Aber" — der Biſchof ballte die Fauſt wie um einen Schwertgriff und hob ſie in die Luft — „alle Rechte Karls hätt' ich gebrochen, dem Mann das Haupt zu ſpalten, den ſie liebte. Und heute noch! O daß ich ſie Euch ſchildern könnte! Hinter einer ruhigen Stirn eine Welt von Liebe! Wie ſoll ich ſie Euch malen? Sie iſt ..... wie in der Peterskapelle — in Rom — der römiſche Geſang —! Wart Ihr jemals in Rom, Graf Francio, und hörtet den Geſang?" — „Ich war in Rom und hörte den Geſang." — „Wohlan! — An ſie — an ſie allein muß ich immer dabei denken." — „Sünder! — Weshalb?" — „Der wunderbare, der berauſchende Zauberreiz ihrer — verſteht Ihr griechiſch?" — „Schlecht! — Aber ein wenig hab' ich bei Paul, dem Sohne des Warnefried, mitgelernt, als der des Kaiſers Tochter unterwies."

„Ihrer Harmonia! — Das iſt's! Die Harmonia! Wie bei jener vielhundertſtimmigen Muſik und dem Dazwiſchenklingen der Orgel aus Byzanz der Zauber ſeligen Wohlgefühls darauf beruht, daß jedes Kleinſte, jeder leiſe Hauch der Stimmen gerade ſo, genau ſo und nicht ein Geringſtes anders iſt und alles völlig ineinander ſtimmt: — das Kleinſte anders und der Zauber wäre hin! — ſo iſt die Schöne dieſer heiligen Frau. Alles an ihr, bis aufs allermindeſte — wie ihr das Haar am Nacken angewachſen iſt! — muß ſo ſein, wie es iſt. Sonſt wäre die „Harmonia" nicht mehr. Und fehlte nur der kleine leiſe Zug am Ende ihrer Mundwinkel, wann ſie zu lächeln beginnt — ſelten genug hab' ich ſie lächeln geſehen! — aber ſah ich das, ging ſtrahlend mir der Himmel auf." Er hielt erſchöpft inne, ſo leidenſchaftlich haſtig hatte er geſprochen.

„Ihr ſeid ein arger Sünder! Seid krank! Seid wahnſinnig! — Aber: — Ihr wißt, was Liebe iſt."

„Und könnt' Ihr es faſſen, daß ſolche Liebe Gegenliebe nicht erzwang?“ — „Solche Fragen ſollte ein Biſchof nicht fragen.“

„Ihr Mann! Nun ja! Er iſt ein Mann, ein Held ſogar. Ein Jahr älter als ich, nicht ſchöner als ich — — war. Ich bin gegen ihn . . . —“ — „Vor allem ſeid Ihr ſehr eitel.“ — „Ein Adler gegen den Falken! Ein Blitzſtrahl gegen das Herdfeuer.“ — „Sie zog das Herdfeuer vor. Mit Recht!“ — „Mich verſchmäht ſie — ihn erzwingt ſie ſich! Warum? Warum?“ „Für einen Adler und ſo geſcheiten Biſchof fragt Ihr herzlich dumm. Weil ſie ihn liebt und Euch nicht. Schweigt! Sonſt leidet meine wirklich gute Meinung von Eurem Verſtand,“ rief er laut, faſt unwillig. — „Armer Mann!“ flüſterte er leiſe in den weißen Bart. Aber der Biſchof fuhr fort: „Wie meine Liebe, lodert noch mein Haß! Ich bring' ihn um, wenn ich ihn treffe, ihn, der all' mein Leben zu einer grauſamen Qual gemacht hat. Ah, an ihrer Seite! Vater ihrer Söhne! Ein Graf, ein Herzog wär' ich geworden, keinem der Paladine weichend an des Kaiſers Hof. Ein Mann vor allem! Jetzt bin ich ein — Prieſter! Ein Verſtümmelter! Ein Knecht der Bücher!“

„Ein Diener des Herrn, des Heiligen, Allmächtigen, gegen den Karl und ſeine ſtolzen Paladine elendes Gewürm im Staube ſind,“ rief der Graf mit dröhnender Stimme. „Schweigt, ſag' ich Euch! Mir widerſpricht man nicht! — Nämlich,“ fuhr er, nach einer Weile ſich ſammelnd, fort, „wenn man ſo jung iſt im Vergleich mit mir. — Ich will Euch noch mehr ſagen. Der Alte hat mir's ſelbſt vertraut: ja, er will Euch kennen lernen zu Aachen: — Ihr ahntet richtig. Einmal, weil er Eurer maßloſen Strenge mißtraut. Dann aber —“ und hier ward die Stimme väterlich mild — „weil er erforſchen will, wie es kam, daß ein

Mann Prieſter ward, der einer ſeiner allerbeſten Helden zu werden verhieß . . . —“ — „Herr Graf!“ — „Schweigt, wenn ich rede! Ich weiß es. Von wem? Vom Kaiſer weiß ich es. Ihr habt in jungen Jahren gegen Dänen und Wilzen, gegen Sorben und Linonen ſo heldenhaft gefochten, ja als Feldherr kleine Scharen ſo meiſterlich geführt, daß Euch der Alte ein Herzogtum ſchon zugedacht hatte: — da kam die Nachricht, Ihr ſeid ein Mönch geworden! Es verdroß ihn damals in ſeiner ſündhaft weltlichen Sinnesart. Aber das kann ich Euch ſagen: wenn er ernſt nachdenkt, ſtellt er einen Biſchof wie Ihr ſeid — trotz Eures Geheimniſſes! — als einen Diener Sankt Peters hoch über jeden Herzog ſeines Reichs, der nur dem Kaiſer dient. Das merkt Euch! Klagt nicht mehr, daß Ihr dem Himmel ſtatt dem Hofe dient! Des gedenkt alle Zeit, Herr Richwalt von Arezzo! — Seht, hier gabelt ſich unſer Weg: — ich laß Euch die Hälfte der Krieger, der abodritiſchen Knechte, der Roſſe und der Wagen. Ihr zieht gerad' aus: nach Nordweſten, in den Nord-Eidergau; in Heidhof ſollt Ihr dort Lager halten, gebot der Alte. Ich biege ab gen Süden, in den Süd-Eidergau. In Welandsfleth — ſüdlich von Eſesfeld — treffen wir wieder zuſammen: wer früher eintrifft, wartet des andern. — Ei, ei der Schneefall! Unabläſſig flutet das herab! Hügelhoch! Die Knechte können kaum die Straße frei ſchaufeln. Wir haben's gar nicht recht geachtet im Eifer des Geſprächs. Ihr ſolltet vom Sattel ſteigen und in der Sänfte Euch bergen.“ — „Thut Ihr's doch auch nicht, Graf!“ — „Hei, ich! Mich hat der Himmelsherr auf Erden nicht in einen Kaſten ſperren wollen, aufs Roß hat er mich geſetzt. Da reit' ich denn für ihn, ſolang ich Sattel halten mag. Auf Wiederſehn, Herr Biſchof! Die Liebe, die reine Liebe laßt in Gottes Namen in Eurem Herzen,

bringt Ihr ſie nicht heraus. Aber den Haß, — den erſtickt! Das bitt' ich mir ſtreng aus — im Namen Gottes nämlich und des Kaiſers. — Nun trabe, treuer Tenzendur, weiß wie dein Herr vor Alter," flüſterte er dem Roß ins Ohr. „Trabe durch den Sachſenſchnee. Wir kennen ihn: — weiß und — rot!"

Zweites Kapitel.

Der Führer der abodritiſchen Knechte konnte in der nordelbingiſchen Mundart ſich verſtändlich machen: er wiederholte die Mahnung an den Biſchof, in der Sänfte Schutz zu ſuchen vor dem gewaltigen Schneegeſtöber: „Wir können nicht raſch genug für die Wagen die Bahn frei ſchaufeln. Seht nur, alles wird zugedeckt, die Tiefen wie die Höhen. Wenn Ihr, hochheiliger Herr Biſchof, in der Sänfte eine Weile warten wolltet . . . —" Aber Acerbus gab dem Roß die Sporen: „Ich kann nicht ruhn! Ich reite voraus. Kommt nach!" Und ſcharf ſprengte er voran. „Mein Blut tobt! Das Herz will mir ſpringen! Dieſe Unterredung hat alles in mir aufgerührt, hat geweckt, was ja doch nicht tot, nur mit Mühe eingeſchläfert war: Liebe und Trauer. — Und Groll? Nein, Haß, tödlichen Haß! Auch gegen ſie. — Beten? — Ich kann nicht! Es hilft nicht. Reiten und rennen! Der ſauſende Wind wilden Rittes, — der wird mir gut thun! O ging es in die Schlacht —! Stünde er dort in Waffen vor dem Walde!" — — Und ſchneller, immer ſchneller ritt er, ſo raſch das ſchäumende Tier in dem fußhohen Schnee vorwärts kommen mochte. „Muthgard, Muthgard!" rief der

ſtarke gequälte Mann in die ſchweigende Schneelandſchaft hinaus. „O weißes blondes Weib, warum kann ich nicht los von dir?“

Da ſtrauchelte das keuchende Roß und fiel vornüber, tief einbrechend durch die Schneekruſte; flink war der Reiter aus dem Sattel und half dem Tiere empor; aber es blutete am linken Vorderfuß, die ſcharfe Eiskante unter der Schneehülle hatte eingeſchnitten. Mit dem wilden Jagen war es vorbei. Er nahm das Pferd am Zügel und ſchritt langſam, langſam vorwärts.

Da brach die Sonne wieder durch das weißgraue Gewölk: das Schneetreiben ließ allmählich nach; freier ward der Ausblick. Acerbus machte Halt: er ſah um ſich her. „Alles weiß, alles ebenmäßig zugedeckt wie mit einem großen, weißen Bartuch: ſtill, ſchweigend, kein Leben ringsum — kein Tierlaut ſeit vielen Stunden. — Horch! Was iſt das? Da links — neben der Straße taucht etwas auf. Ein Vögelchen? Ja, ein ganz kleines. Dort — auf jenem kleinen ſanftgewölbten Schneehügel! — Es fliegt auf —! Aber ſieh, es fliegt immer wieder darauf zurück. Wieder! Pitz-Witz! Pitz-Witz! Armes Tierlein, du mußt ja hier verhungern. Wieder auf dem Schneehügel? Was ragt da — bräunlich — aus all dem Weiß? — Was liegt unter dem Schnee?“

Er ließ das Pferd ſtehen und ſprang ein paar Schritte zur Seite, nicht ohne einzuſinken bis über das Knie in den friſchgefallenen, ganz weichen Schnee, den der leiſe, aber unabläſſig wehende Wind hier zuſammengetrieben und hoch gehäuft hatte.

Nun flog das Vöglein weiter davon, aber gar nicht weit: auf einem Buſch am Wege ließ es ſich nieder: — der Schnee ſchüttete dicht zu Boden bei ſeinem leiſen Aufſitzen: neugierig drehte es das Köpfchen zur Seite und

ſah zu, was der Mann da ſchaffen werde. Acerbus aber kniete ſchon neben dem leicht gerundeten, länglichen Hügel: „Ein Stück Bärenfell. Ein Mantel! Ein Menſch hier verſchüttet. Ein Weib. Hier das Herz: — es klopft noch. Hier der Kopf — ſie regt ſich! Gleich, gleich! Du biſt gerettet!“ Er hob die ſchlanke Geſtalt empor, den Schnee mit beiden Händen von Mund und Hals hinwegſchiebend. Er richtete die Wankende auf, er lehnte ſie an ſeine Schulter, er ſtrich die letzten Schneemaſſen von ihrem blonden Haar, — er ſah ihr nun ins Antlitz, ſie ſchlug die Augen auf. „Muthgard!“ ſchrie er. „Du . . . !“

Er zitterte am ganzen Leibe, er ſprang einen Schritt zurück von ihr.

Das Kind ſah verwundert zu ihm empor: „Wo bin ich? Noch nicht im Himmel? Ich träumte ſo ſchön.“ — „Iſt es deine Seele? Biſt du geſtorben und erſcheinſt mir hier, Muthgard?“ — „So heißt meine Mutter.“ — „Deine Mutter? Wo . . .?“ — „O helft ihr, lieber Herr. Ihr und dem Vater.“ — „Er! Wo ſteckt er?“ Drohend ſah er umher. „In einer Höhle. Rettet! Helft! Sonſt ſind wir alle verloren. Ich kann nicht mehr. Laßt mich wieder einſchlafen — es war ſo . . ſüß.“ Und ſie knickte zuſammen.

Aber er faßte ſie mit ſtarken Armen, trug ſie an das Pferd, hob die leichte Laſt auf den Sattel und ſchrie und winkte den Führern des Reiterzugs und der Wagen, die nun ſchon nahe ſichtbar waren, raſch heranzueilen. Von weitem flog das Rotkehlchen nach. Bald ſaß die Kleine in der Sänfte. Der Biſchof ſchritt neben ihr, reichte ihr wiederholt edeln Wein und weißes Brot, — ſie gab manche Krume dem Vögelein, das auf ihrer Schulter ſaß — und ließ ſich erzählen, immerfort erzählen. — Aber er maß ſie dabei mit finſtern Blicken: immer drohender ward ſeine

Miene. „Tot, ſagſt du?“ ſchrie er plötzlich wild. Das Kind erſchrak. „Der Vicegraf blieb wirklich tot?“ — „Der Vater hat es ſelbſt geſagt.“ Da trat er raſch von der Sänfte hinweg und befahl dem Führer der Reiter: „Nimm zwei deiner beſtberittenen Leute und jaget voraus! Immer nach Weſten! Auf der Straße nach Friesland! Bald werdet ihr einen Knaben einholen, etwas jünger als dies Mädchen, Volkbert heißt er. Greift ihn! Er darf nicht entweichen. Er iſt eines Hochverräters Sohn. Der Vater hat den Vicegrafen des Kaiſers erſchlagen. Er hauſet hier in der Nähe im Walde. Ich gehe, ihn zu fangen. Ihr kommt zu mir zurück. Ihr könnt uns nicht verfehlen. Ich werde Feuer anzünden laſſen und lagern vor ſeinem Verſteck. Und weithin ſichtbar wird euch winken — ſein Galgen.“

Wenige Stunden darauf ſtand der Biſchof mit ſeinem Gefolge vor der Höhle im Ulmenhügel. Er winkte den Reitern: ſie ſollten den Knaben, den ſie ſoeben gebunden eingebracht, — gar bald hatten die raſchen Roſſe den zu Fuß tapfer, aber mühſam durch den Schnee Stapfenden eingeholt — in ihrer Mitte behalten, ſeitab von der Höhle. Er befahl der ungeduldigen Kleinen in der Sänfte zu bleiben und ſchritt — allein — in den halbdunkeln Raum.

Da lagen die beiden Gatten, dicht aneinander geſchmiegt, mit geſchloſſenen Augen. „Sie iſt es! — Schöner — nur bleicher! — als je.“ Er bückte ſich. „Wenn ich zu ſpät gekommen wäre! Wenn ſie tot wäre! — Nein, ſie atmet: — o, welche Luſt! Nun gieb, o Gott, daß er nicht mehr atmet! Hörſt du, ich bete darum! Du erſparſt mir damit eine große Sünde! Mache du ſie zur Witwe, Gott, — ſonſt . . . O, wehe mir: — er atmet auch.“

Haſtig, leidenſchaftlich, wie zornig, faßte er nun die Schulter der Frau und rüttelte ſie. „Wach auf, Muthgard! Kennſt du mich nicht mehr?“

Sie ſchlug die ſanften Augen auf und ſtarrte eine Weile auf ſeine Züge, die Erinnerung ſuchend. „Richwalt!“ ſprach ſie dann. „Ihr? — Gerettet! — Wach auf, Volkfried, Lieber! Wach auf.“ Auch dieſer erwachte nun und ſah wirr um ſich. „Nun iſt alles gut,“ rief ſie ihm zu. „Hilfe, Menſchen ſind da. Aber unſere Kinder! Wo ſind ſie?“ — „Draußen. In meiner Hand: beide.“ — „Freue dich doch, Mann! Es iſt ja Richwalt.“ — „Acerbus iſt mein Name.“

„Nun ſind wir gerettet! Meine Kinder!“ Sie richtete ſich auf und wankte aus der Höhle. Volkfried warf einen Blick auf den Biſchof, der ihr eilend folgte: „Richwalt? — Verloren ſind wir! — O, wären wir doch nicht mehr aufgewacht!“

Drittes Kapitel.

In dem Turmgemach zu Eſesfeld ſaßen in ſpäter Nachtſtunde der Graf und der Abtvikar beiſammen in flüſterndem Geſpräch. Der Wein auf dem Tiſche blieb unberührt; Hardrad hatte einmal aus dem Erzkrug den Zinnbecher randvoll gefüllt, aber vergeſſen, ihn zum Munde zu führen; ſchon oft hatten ſie den Kienſpan in der eiſernen Zwinge erneut, der ein rotes, unſtetes Licht ſpärlich über die nackten Mauern warf. Der Graf ſprang zuweilen auf und machte haſtig die paar Schritte, die der enge Raum verſtattete; ruhiger blieb Petrus, obwohl auch ſeine Züge ſich finſter umwölkten.

„Verdammt!“ knirſchte Hardrad und zerrte mit der Hand an dem dichten roten Bart. „Verdammt Herr Karl und ſeine Spürhunde! Wer hätt's gedacht, daß ſie die Naſen bis in dieſe fernſte Mark ſtecken würden! Nie — ſeit er das Amt dieſer Aushorcher eingerichtet hat — noch nie iſt ein ſolcher Königsſpäher bis hierher gedrungen! Darauf hab' ich gebaut! Und jetzt! — Gerade jetzt! Mitten im Winter! Sonſt reiſen ſie im Sommer, im Frühherbſt! Nur um ein paar Monde handelte ſich's. Im Frühjahr hoffte ich das ganze Land, das ich mir allmählich abrundend zuſammenerworben, zu verkaufen. Und dann fort mit dem Gold zu dem Dänenkönig! Dann, hinterdrein, mochte Herr Karl erfahren, wie ich zu all dem weiten Grundbeſitz gelangt: — Göttrik liefert keinen aus, der zu ihm mit reichem Golde flüchtet. — Und nun führt ein übler Höllenwicht dieſen Kaiſerboten her!“ „Ja, es wird ein hübſcher Chorus werden,“ meinte Petrus ruhig, „wenn alle die armen Sachſen, denen Ihr Hufen und Habe abgepreßt, die Stimmen wider Euch erheben.“ — „Und nicht leiſer wird es tönen, wann all die Bauern gegen Euch klagen, denen Ihr ſtatt eines Zehnten zwei Zehnten abgepreßt, wie Karl angeblich befohlen habe! Und wie Euch alle die Geiſtlichen, die ſündigten gegen alle zehn Gebote, mit Geld zum Schweigen bewegen konnten!“

Der Prieſter zuckte nur die Achſeln. „Kennt Ihr dieſen Grafen Francio?“ — „Nein. Ich wollte, er läge tot im Walde.“ — „Würde nicht viel helfen. Oder doch nicht auf lange. Dann ſchickt der Tyrann einen andern. Nicht die Sendlinge ſind, — der Sender iſt alles Übels Wurzel. Die müßte ausgeriſſen werden, die!“

So giftig kam das heiſere Wort heraus, daß Hardrad erſtaunt ſeinen Schritt hemmte und dicht vor dem Prieſter ſtehen blieb. „Hört,“ ſagte er, „Ihr tragt dem Kaiſer

— ſchon lange merk' ich's — furchtbar tödlichen Haß. Warum? Was hat er Euch gethan?" „Ich bin Langobarde," antwortete Petrus zögernd. „Er hat meines Volkes Krone geſtohlen."

„Ei," lachte der andere und ging wieder auf und nieder. „Man ſagt aber, gerade Ihr habt dem königlichen Diebe die Leiter gehalten, die ihn über die Mauer von Pavia trug." „Ich rat' Euch ſehr," erwiderte Petrus, die ſchwarzen Brauen zuſammenziehend, „nur zu ſagen, was Ihr beweiſen könnt. Weder erſtürmt noch verraten, ausgehungert ward Pavia." — „Mir kann's gleich ſein. — Aber ich bewundere Eure Ruhe. Auch über Euch zieht ſich ein Gewitter zuſammen! Sobald der andere Kaiſerbote eintrifft, der Biſchof, der auch ſchon angekündigt iſt. Ihr habt — weiß Gott! — auch nicht alle Pflichten erfüllt, die Kanones und Kapitularien Euch auflegen! Was werdet Ihr thun?" — „Ich werde ihn beſtechen." — „Und wenn er unbeſtechlich iſt?" „Dann werd' ich ihn vergiften," ſagte Petrus ruhig und ſchenkte ſich den andern Becher voll. „Unbeſtechlich iſt er ſchwerlich, unſterblich iſt er ſchwerlicher. — Und Euch," fuhr er fort, „wird gegen dieſen Grafen Francio auch keine andere Wahl bleiben, — wollt Ihr nicht jetzt ſchon zu den Dänen fliehen."

„Mit leeren Händen? Nein." — „Seid nur ruhig! Gift und Flucht werden nicht nötig werden. Schon viele Königsboten ſind mir vorgekommen, Biſchöfe und Äbte, — Herzoge und Grafen: ganz unbeſtechlich fand ich ſelten einen. Die meiſten reizt etwas. Gold! Oder Weiber! Oder Roſſe! Jagdfalken oder Jagdhunde oder Schmeichelrede! Oder Jagdgründe! Seltene Codices! Ja, zuweilen auch Knochen von Heiligen . . ." — „Wenn man aber keine Heiligen hat?" — „Nimmt man andere Knochen! — Schade, daß der Graf, wie man hört, ſchon ſo alt iſt

Für einen jüngeren wäre Eure heiße Wendin guter Köder.“ — „Ach, die tolle Dirne! Die küßt keinen mehr! Ich glaube, die hat einen Dämon!“ — „Was thut ſie?“

„Alles! Nur nicht küſſen! Redet mit ſich ſelbſt. Rauft ihr ſchwarzes Haar. Wandelt nachts mit halbgeſchloſſenen Augen über den Burghof. Kratzt und faucht, will man ſie anrühren. Seufzt Nacht und Tag.“ — „Nach Fortunat?“ — „Nein! Der ward ihrer nicht froh! Nach dem Ächter, dem Sachſen. — Wenn ich nur Zeit gewinnen könnte bis zum Frühjahr! — Freilich, wollt' ich mich entſchließen, auf des Dänen Vorſchlag einzugehen, dann! Aber ich bring' es doch nicht recht über das Herz.“ — „Das heißt: Ihr findet den Kaufpreis, den er Euch bot, noch zu gering?“ — „Nein, Prieſter! Ich bin ein Mann, kein Pfaff. Meine Ahnen waren den Königen trotzende Helden, aber Helden, nicht Verräter. Meiner Ehrentreue hat Herr Karl dieſe Feſte anvertraut, dieſe Markwehr gegen den Dänen: ſoll ich ſie ſelbſt dem Dänen öffnen?“

Petrus zuckte die Achſeln: „Logiſch ſündigen habt Ihr nicht gelernt. In tauſend Fällen Eurer Lieblingsbegierden bracht Ihr dem Tyrannen die Treue, jahrelang. Ihr habt ſeine Bauern geplagt — wider ſein Recht! — bis aufs Blut! Nun hier, wo . . . —“ — „Wo es des Kriegers Ehre gilt, da — wird mir's ſchwer. Ihr ſolltet beten, Biſchof, daß mir die Wahl erſpart wird. — Still! Mai kommt! Du, Wlaſta? Was bringſt du?“ Die Wendin ſtand in dem Eingang des Gemaches, zwiſchen den Falten des dunkeln Vorhangs. Geiſterhaft bleich ſchien ihr ſonſt bräunliches Antlitz, die großen ſchwarzen Augen ſahen verſtört: hinter ihr ward ein Schritt vernehmbar. „Wen bringſt du?“ wiederholte der Graf. „Seinen Bruder!“ Ganz tonlos ſagte ſie's, glitt zur Seite und verſchlang den Eintretenden mit den Blicken. „Wie ähnlich! Aber Er

war tauſendmal, tauſendmal ſchöner.“ — Sie ſeufzte und verſchwand.

Volkhelm, in vollem Waffenſchmuck, blieb hart an dem Eingang ſtehen; nur karg war ſein Gruß für Abt und Graf; von ſeinen ſchönen, obwohl von Leidenſchaften verſtörten Zügen war jenes freudige, hitzige Leben gewichen, das ſie in jener Opfernacht beſeelt hatte; finſter, traurig, aber hart, entſchloſſen, ſah er auf die beiden Männer.

„Des Dänenkönigs Bote!“ rief der Graf. „Was bringſt du?“ — „Nichts Gutes: für dich und für — andere. Nochmal reicht dir mein Herr die Hand. Schlag ein diesmal oder . . . —“ Unwillig ſchüttelte der Graf den Kopf. „Oder du biſt verloren. Wiſſe, Fidus . . . —“ Da ſtand der Abtvikar langſam auf. „Fidus und Hülſung ſind uns entriſſen.“ „Durch wen?“ riefen Petrus und Hardrad zugleich. „Durch einen der beiden Kaiſerboten. Wir wiſſen nichts näheres; aber ſie ſind ihren Wächtern unterwegs mit Gewalt abgenommen und weilen bei den Franken; das iſt gewiß.“ „Hülſung? — So bin ich verloren!“ rief Hardrad. „Wenn Fidus alles angiebt, — dann . . .“ murmelte der Abtvikar. „Weshalb ſollten ſie euer ſchonen?“ fragte Volkhelm. „Drum alſo ſpricht zu euch beiden mein Herr: übergebt ihm dieſe Burg und er zahlt nicht nur das angebotene Gold: — er ſorgt dafür, daß beide Königsboten euch nicht ſchaden.“ — „Aber wie?“ — „Sie werden ermordet. — Der König ließ ſeine Gefolgen loſen. Mich traf das Los.“ — Er ſtockte. Er griff an den Dolch. — „Es ward mir ſchwer. Aber ich kann nicht meinem zweiten König den Eid brechen wie . . dem erſten. Ich thu's.“

Hardrad ſchritt nochmals haſtig durch das Gemach „Mir wäre freilich lieber das Blut — eines andern,“ überlegte Petrus zögernd.

Da tönten laute Schritte auf dem Steingang unten: alsbald ſchlug die Wendin den Vorhang auseinander: ein über und über mit Schnee und Reif bedeckter Bote trat ein, — man merkte, er war nach ſcharfem Ritt ſoeben vom Pferd geſprungen: „Steh' ich hier vor dem Abtvikar Petrus und dem Grafen Hardrad? — Wohlan: ſo lad' ich euch beide vor der Kaiſerboten Gericht nach ſieben Nächten zu Welandsfleth. Euch klagen Fidus der Mönch und Hülſung der Weſtfale. Ihr habt gehört! Ihr ſeid nach Recht geladen." Und wandte ſich und ſchritt hinaus.

Haſtig ſprang der Graf auf Volkhelm zu und faßte ihn bei der Schulter. „Jetzt muß es ſein! Es gilt! — Aber eile!"

Viertes Kapitel.

Welandsfleth war ein altes Sachſengehöft, ganz ähnlich in der Anlage dem Hofe der Volkinger, nur erheblich größer, ſtattlicher, umfangreicher, mit zahlreichen Nebengebäuden.

In dem Haupthauſe, dem Welandshof, war Graf Francio mit den Seinen eingekehrt. Nach Reichsrecht mußten alle Beamten des Kaiſers gehauſt, gehoft, geſpeiſt und getränkt werden, der Sachſe hatte die Fremden wirtlich aufgenommen. Aber ſchon wie er vom Pferde ſtieg, hatte ihm der Sendbote zugerufen: „Erſchrick nicht über die vielen Gäſte! Die meiſten Eſſer ſchick' ich gleich fort; und in den Wagen dort bring' ich Speiſe und Trank die Fülle, auch für dich und die Deinen. Es ſoll nicht dein Schade werden, daß des Kaiſers Boten bei dir gaſten."

Der eisgraue Sachſe ſprach: „Ich und mein Hof, wir

ſind Herrn Karl zu eigen. Fünfmal hab' ich ihm den Eid gebrochen, Woden wieder geopfert und gegen Herrn Karl gekämpft: und fünfmal hat er mir verziehen." „Ja, er iſt gut," ſprach der fränkiſche Führer der ſächſiſchen Krieger. „Schwach iſt er," ſchalt Graf Francio, über die Schwelle des Hauſes ſchreitend. „Früher," ſprach, ihm folgend, der Welandbauer — Welanding hieß er — „hatte ich den einzigen Wunſch, Herrn Woden einmal im Leben zu ſchauen . . . . —" „Du!" drohte Francio, ſich wendend. „Wie heißt es? Ich ſage ab —" — „Schon recht, Herr! Aber nun! Seit Jahren hab' ich nur den Wunſch, Herrn Karl einmal zu ſchauen. — Iſt es wahr, daß kein Menſch ſeinen Blick ertragen kann?" „Mit ſchlechtem Gewiſſen: — keiner!" ſagte der fränkiſche Scharführer und folgte dem Grafen in die Halle.

Der hatte den Jägern befohlen, das an offenem Feuer gebratene Fleiſch an den Jägerſpießen hineinzutragen; er aß ſehr ſtark, aber er trank nur dreimal von dem mitgeführten Wein. Der Bauer, den der Graf mit zu ſpeiſen geladen, und die aufwartenden Diener verließen nun die Halle.

„Trinkt nicht zu viel, Herr Seniſkalk," warnte Francio lachend. „Ihr ſeid ſchon beim vierten Becher! — Daß Ihr uns nicht verratet im Rauſch."

„Euch muß man warnen, Herr," erwiderte der andere, den kurzen, grauen Bart wiſchend, „nicht mich. Das iſt nicht mehr Mut —: Tollkühnheit iſt, was Ihr treibt." „Hei," lachte der Sendbote. „ohne ein Stücklein Tollkühnheit hätten wir's nicht ſo weit gebracht, die Ahnherrn und ich. Zudem," ſchloß er ernſt, „ich ſteh' in Gottes Schutz. Er hat mich oft ſchon wunderbar behütet."

„Ihr ſollt aber Gott nicht verſuchen! Seit drei Wochen treibt Ihr nun dies Spiel! Nur ich, von allen Euren

Begleitern, weiß darum. Dieſe Sachſen: — keiner kannte Euch.“ — „Drum that mir keiner was zuleide!“ — „Aber wenn Euch einer erkennt! Bedenkt! Dreißig Jahre lang habt Ihr blutigen Krieg gegen ſie geführt.“ „Der Herr Chriſtus hat's befohlen!“ ſagte der andere ſehr ernſt: „ſonſt hätt' ich's wahrlich nicht gethan.“ — „Viele Zehntauſende haben — nach ihrem heidniſchen Wahn — für erſchlagene Geſippen die Pflicht der Blutrache gegen Euch.“ — „Der Herr Chriſtus, — nicht ich! — hat dieſes Blut zu verantworten vor ſeinem Herrn Vater. Er iſt mir ſiebenmal im Traum erſchienen und hat befohlen: Karl, gewinne mir und dir die hartgemuten Sachſen.“ — „Dazu — die Dänen! Ganz nahe — wir haben's ja ſelbſt geſehen — ſtreifen ſie durch die Wälder hier. Wenn ſie erführen! Wenn ein Angriff gegen Euch . .! Ein ſchwaches Häuflein unverläſſiger Sachſen! —“ — „Nenne ſie nicht ſo, Freund Audulf. Sie waren dem Teufel Woden treu: — beneidenswert treu! — ſie ſind's nun mir, der ich kein Teufel bin.“

„Gut! Aber die Hälfte von ihnen laßt Ihr mit dem Biſchof ziehen und die andere Hälfte verſchickt Ihr von hier aus nach allen Seiten!“ — „Alle Freien aller fünf Nachbargaue will ich verſammelt ſehen beim Sendbotending. Und nicht durch die Fronboten dieſes Grafen kann ich ſie laden laſſen, — die übergingen wohl die gefährlichſten Ankläger! — nur durch meine Leute. Wir haben ja ſchon unterwegs erfahren, wie dieſe Gewaltherren zu Eſesfeld umſpringen mit dem Recht. Nun wartet!“ Drohend hob er die ſtarke Fauſt, Feuer blitzte jetzt aus den ſonſt ſo freundlich heitern, hellblauen Augen.

„Überall in meinem weiten Reiche zertreten die Großen die Kleinen, ja meine Amtleute ſelbſt die armen Bauern, deren Recht ſie ſchützen ſollen. O großer Himmelsherr,

allzuſchwer iſt die Bürde, die du deinem Diener aufgelegt haſt zu tragen. Zugleich in Benevent, in Schleswig, in Barcelona, in den Avarenringen, in Rom und in Jeruſalem ſollte ich ſein. Wenn du mir nur ein klein wenig, nicht von deiner Allmacht und Allwiſſenheit, aber nur von deiner Allgegenwärtigkeit ein Stücklein verleihen wollteſt.“ „Ihr ſeid nicht zaghaft im Wünſchen,“ lachte der Seniſkalk.

„Noch immer keine Boten von all den vielen Bränden, die ich löſchen muß zugleich an allen Ecken des Reichs, ja der ganzen Chriſtenſchaft? Noch keine Nachricht? Kein Brief aus Byzanz?“ — „Nein, Herr! Es iſt auch noch nicht möglich.“ — „Hei, hätten nur die Jungen die Eiferſchnelle wie wir Alten, Audulf! Es wäre ſchon möglich! Aber ſie ſind mir alle zu langſam, alle.“ — „Und weil Ihr nicht allgegenwärtig ſein könnt, reiſt Ihr nun in Verkleidung durch Eure Lande?“ — „Jawohl! Aber das iſt nicht meine Klugheit! Entlehnte, abgelernte.“ — „Wem abgelernt?“ — „Hei, meinem Freunde drüben überm Meer, in Bagdad, der auch mehr ungetreue als getreue Diener hat!“ — „Von dem Kalifen?“

„Jawohl, von meinem edlen Freund Harun Alraſchid. Was gäb' ich drum, ihn nur einmal von Angeſicht zu ſchauen! Ein herrlicher Held! Heiliger Chriſt, den muß ich dir noch zur Taufe bringen, eh' ich ſterbe! — Nun, ſeine letzten Geſandten . . . —“ — „Die Euch das Tier Elephas gebracht?“ — „Jawohl! Die haben mir von ihm erzählt, wie er wunderbarerweiſe darauf geführt wurde, in Verkleidung durch ſeine Städte und Lande zu ziehen und ſo die Wahrheit zu erkunden. — Wieder einmal hatte er erfahren müſſen, wie ſeine Herzoge und Grafen — Veziere und Walis heißen die heidniſchen und taugen, ſcheint es, ebenſowenig wie die getauften! — ihn

belügen und betrügen, die Not des Volkes vor ihm verbergen, ſich beſtechen laſſen, die Schwachen bedrücken. Da warf er ſich vor dem Einſchlafen nieder in ſeinem Kämmerlein und betete um Rat und Abhilfe zu Gott.“ — „Zu welchem?“ „Natürlich zu dem Seinen.“ Der Erzähler ſtockte und beſann ſich. „Aber der Unſrige hat ihn gehört.“ — „Wie wißt Ihr das?“ — „Weil was Gutes dabei herauskam. — Denn im Traum vernahm er eine Stimme, die ſprach zu ihm: ‚Wenn du mit vier Elefanten, o thörichter Harun, in goldner Sänfte und mit tauſend Sklaven durch die Lande ziehſt, ſchauſt du nur, was man dem Kalifen zeigen will. Der Bettler, der Fiſcher, der Kaufherr, der Pilger ſieht die Wahrheit.‘ Und am folgenden Tag zog Harun als Bettler, am zweiten als Fiſcher, am dritten als Kaufherr, am vierten als Pilger durch die Gaſſen von Bagdad oder auf die Landſtraßen oder auf den Schiffen der Ströme. Und nun ſah er die Wahrheit: und faſt jeden Abend hing ein andrer Kadi — das iſt ſo ein Gaurichter! — oder ein Wali — das iſt dort ein Herzog! — an einem ſehr hohen Galgen.“ — „Das iſt gut.“ — „Ja, ſehr! Aber noch beſſer iſt: ein großer Schreck fuhr unter die ungetreuen Amtleute alle. Denn keiner wußte ja, ob nicht der Kalif in dem Bettler oder Fiſcher oder Kaufherrn oder Pilger ſtecke, der ſich an ihn wandte. Und während ſie früher ſolche Leute hatten prügeln laſſen gleich beim Empfang, ſind ſie nun gar höflich und dienſtfertig geworden gegen alle Leute und fragen jeden zerlumpten Bettler: ‚was wünſcheſt du, mein Täubchen? Was kann ich dir Gutes anthun, mein Lamm? Worüber klagt mein Liebling?‘ — Und das iſt ſehr drollig! Nicht? Ha, ha!“ Der Erzähler lachte recht von Herzen. „Und ſiehſt du, nun mach' ich's Freund Harun nach.“ „Aber die Grafen hier zu Land haben's

noch nicht gemerkt," meinte der Seniſkalk. „Sie ſind noch recht grob mit den Leuten." — „Ich fange auch eben erſt an! Warte nur! Wenn erſt Graf Hardrad hängt auf der höchſten Turmzinne zu Eſesfeld: — dann gieb acht, wie ſeine Amtsgenoſſen in der Nachbarſchaft leutſelig werden." — „Und ganz allein geht Euer kühner Freund auf ſolche Wanderſchaft?" „Nein, meiſt geſellt er ſich ſeinen getreuen Vezier! — wie ich mir dich geſelle, Audulf. — In deinem Schoſe liegt mein Haupt ſo ſicher wie einſt" — er ſeufzte tief — „auf Rolands Knieen. — Drum hab' ich ſeine Bretonenmark dir anvertraut: dem Treueſten ſollte der Treueſte folgen." Der Alte ſchwieg; ſein Blick umflorte ſich. „Dank, Herr, heißen Dank," ſprach der graubärtige Seniſkalk, ſeine Rechte faſſend und zum Munde führend. „Aber denkt nicht — es macht Euch ſtets noch traurig — nicht ſo oft . . an" . . — „An Roland? Und an Ronceval? Ach, bis ans Grab werd' ich dran denken. — Manchmal, zur Nacht, iſt mir, ich hör' ſein Horn — wie ich es damals gehört, weit über Berg und Thal, wie es, ſo ſehr — ſo ſehr nach Hilfe rief! Ich hatt' es gehört. Der Engel Gottes wohl trug den Schall mir zu. Auf ſprang ich vom Wachtfeuer, zu Hilfe wollt ich eilen, — zurück nach Ronceval. Nie verzeih' ich's den Höflingen, die da ſagten, die da bewieſen, es ſei unmöglich, das Horn ſo weit zu hören." „Es war unmöglich," ſagte Audulf feſt. — „Aber ich hab's doch gehört! Was iſt Gott dem Herrn unmöglich? — Ich aber zweifelte an Gottes Allmacht und glaubte den klugen Menſchen und legte mich wieder auf meinen Mantel: und unterdes verblutete Held Roland an ſeinen Wunden! Und als wir am andern Morgen — von dem einzigen Geretteten eingeholt — doch umkehrten nach Ronceval, — da lag er tot auf ſeinem Schild, der treue Held, und neben ihm — zer-

ſprungen — lag ſein Horn! — Und nun hör' ich's ſo oft . . des Nachts . . ſo oft!" — — —

Er verſank in trauriges Brüten. Da ſchlug ihm der Seniſkalk, hoch ſich reckend, auf die Schulter: „Auf, auf! Nicht dieſem einen Toten: — Ihr gehört dem Reich der Franken, Herr." Der Alte gab ihm die Hand: „Dank, du haſt recht." „Ihr könnt aber nicht," fuhr Audulf fort, „in Verlarvung Euer ganzes Reich durchwandern von Huesca bis Heinburg, von Eſesfeld bis Capua. Eure Königsboten, — die machen Euch in Wahrheit allgegenwärtig. Das iſt die herrlichſte Einrichtung, die Eure Weisheit erſonnen." — „Nicht meine Weisheit! Oder doch nicht erſonnen! Nur herüber genommen, nur geſchöpft aus dem göttlichen Born, drin alle Weisheit beſchloſſen iſt: aus der Kirche. Wie Papſt oder Erzbiſchof fremde Prieſter in die Sprengel ſchicken, die ſtändigen Prieſter zu prüfen und Klagen wider ſie aus der Gemeinde anzuhören, ſo hab' ich das auf die weltlichen Dinge übertragen. Gott dem Herrn allein, dem heiligen Geiſt, der ſeine Kirche lehrt, gebührt die Ehre auch für das Gute, was in meinem Kaiſerbotenamt ſteckt. Aber —" und hier furchte ſich die gewaltige Stirn — „eben weil es Gottes Weizen iſt, gerade darum ſäet auch Satan ſein Unkraut dazwiſchen. Wenn die Königsboten ſelbſt mich betrügen, beſtechlich durch Gold oder Begierde des ſündigen Fleiſches! Noch viel höher als den Grafen Hardrad häng' ich den Biſchof Acerbus, wenn . . ."

Er ſprang auf; furchtbar loderte das blaue Auge des alten Mannes in jugendlichem Feuer. Wie ein heiliger Zorn kam es über das majeſtätiſche Antlitz. Er ging, mächtig ausſchreitend, einmal durch die Halle. Dann blieb er plötzlich ſtehen und pochte mit der geballten Fauſt dreimal langſam auf die breite Bruſt. — „Gemach! — Hin-

unter mit dir, Heißzorn! — Denk' an Verden! Denk' an die Aller! Denk' an die fünftehalbtauſend Sachſen! — Sobald ſie tot lagen, — wie hat es dich gebrannt! Hinunter, Heißzorn! — Lies mir ſeinen Bericht nochmal. Vielleicht iſt er getäuſcht. Vielleicht ſchreibt er in gutem Glauben. Man glaubt ſo leicht, was man zu glauben wünſcht!"

„Gewiß, Herr. Der Mann hat mir ſo gut gefallen: grundgeſcheit, gelehrt ſogar, ſtets wach, raſcher Gedanken reich, ſtets arbeitdurſtig, ein wahrer Feuereifer der Pflicht . . . —" — „Ja, ja. Ich hab' ihn lieb gewonnen, ins Herz hab' ich ihn geſchloſſen. Große Dinge hatte ich mit ihm vor! Er hat mir ſein Innerſtes gezeigt — und es hat ihm nicht geſchadet: gehoben hat es ihn bei mir. Aber gerade, weil ich ſein Geheimſtes kenne, muß ich fürchten . . . . . Doch lies. Nicht alles! Nur das von dem Waldgänger!"

Der Seniſkalk nahm von einem mit Urkunden bedeckten Tiſch ein bereits entſiegeltes Pergament auf und las: „Endlich melde ich noch, daß ich durch eine wunderbare Fügung Gottes jenen Sachſen Volkfried gefangen habe, von dem und deſſen Weib Muthgard ich Euch, Graf Francio, erzählt. Der Mann iſt geſtändig, den Vicegrafen Fortunatus getötet und von der That hinweg die Flucht in den Wald ergriffen zu haben. Dies widerlegt vollſtändig ſeine Behauptung der Notwehr. Nach zweifelloſem Sachſenrecht muß, wer in Notwehr tot ſchlug, bei der Leiche bleiben oder ſofort ſich dem nächſten Richter ſtellen: wer von der Leiche flüchtet, flüchtet von der Einrede der Notwehr. Ich erblicke die Hand Gottes darin, daß gerade mir zufiel die Hinrichtung des Mannes, um den ich, wie ich Euch erzählt, ſoviel gelitten. Seiner Witwe und ſeiner beiden Waiſen,

die auch in meine Hand fielen, werd' ich mich annehmen nach beſten Kräften."

„Ja," ſchloß der Seniſkalk, „mit der Notwehr ſteht das ganz genau ſo, wie der Biſchof ſchreibt. Der Sachſe mußte bleiben, mußte ſich dem Richter ſtellen." — „Aber du haſt doch ſo gut gehört wie ich, daß dieſer Richter, Graf Hardrad, mit Gewalt, nicht mit Recht, in des Sachſen Hof dringen wollte. Der Mann war ja verloren, wenn er blieb. Und um jenes bloßen Buchſtabens des Rechtes willen ſpricht der Kaiſerbote ihm die Notwehr ab? Das iſt elende Heuchelei!" — „Ihr vergeßt: der Biſchof iſt ja nicht unterrichtet von dem Vorgang wie wir. Nur der Flüchtling, deſſen Weib und Kinder, kein glaubhafter Zeuge ſprach bei dem Biſchof gegen den Grafen." — „Du aber weißt nicht .... was ich weiß von dieſes allzu jungen Biſchofs geheimen Wünſchen. — Wenn er den Sachſen ſchon getötet hat!" — „Faſt ſcheint es ſo," ſprach Audulf, in den Brief blickend. „Er redet von der Hinrichtung, von ſeiner Witwe ... —"

„Dann wehe ihm! — Zeugen, ſagſt du? — Gut! Wo ſind Hülſung, der Weſtfale und Fidus?"

„Hülſung iſt noch nicht zurück. Ihr habt ihn ja ſelbſt ausgeſandt als einen der Aufbieter." — „Und Fidus?" — „Der Mönch erbat ſich, gleich nachdem er befreit war, Urlaub auf kurze Friſt. Er verſprach, bald wieder zu uns zu ſtoßen. Seht, da wankt er in den Hof. Wie verſtört! Hierher, Fidus! Hier iſt der Herr Graf."

Fünftes Kapitel.

Bleich und traurig trat der Alte in die Halle, Thränen ſtanden in den müden Augen, er eilte auf den Sendboten zu und warf ſich ihm zu Füßen.

„O Herr, beſtraft mich, wie Ihr wollt! Ich konnte nicht anders. Ich mußte es thun. Gott vergebe mir!“ „Steh auf, Mönch,“ erwiderte der Graf und half gütevoll dem Zitternden ſich aufrichten. „Ich kenne dich lange. Du kannſt ſo gar Schlimmes nicht verbrochen haben.“ — „O doch, Herr, doch! Ich habe die Treue gebrochen.“ — „Mir? Das glaub' ich nicht.“ — „Nicht Euch: — aber Gott dem Herrn. Oder dem Herrn Papſt, was dasſelbe iſt. Und ach! zum zweitenmal ſchon.“ — „Rede!“ — „Ihr wißt — oder Herr Audulf wenigſtens! — dem hab' ich's geſagt — wie es mir ergangen, wie der Abtvikar mich unter die Heiden geſchickt.“

„Jawohl,“ ſprach der Graf grimmig, „in den ſicheren Tod. Er wird vor dem andern Königsboten, dem Biſchof, dafür Rede ſtehen. Nur durch ein Wunder wardſt du gerettet. Aber du haſt nur Audulf, nicht mir berichtet, wie es kam, daß wir euch in jenem Wald trafen. Erzähle.“ — „Zwei Wunder hat der Herr an mir gethan! — Und zweimal hab' ich ihm das Gelübde gebrochen! — Denn, nachdem der grimme König das erſte Mal mein geſchont . . . —“ — „Das war in der That ein Wunder, nachdem du, treu bis zum Tod, deinem Auftrag gemäß, auf ſeinen Götzen mit dem Speere gezielt.“ — „Und doch drohte mir und Hülſung das zweite Mal der Tod noch viel näher, unter grauſen Qualen. Der Däne zog gen Mittag in aller Eile und aller Stille: nur zur Nacht ritten ſie, tags über hielten ſie ſich in den Wäldern verſteckt;

uns führten ſie, auf Ein Roß gebunden, mit, wir wußten nicht, wohin. Endlich merkten wir, daß wir uns — aber nicht auf den offenen Straßen — Eſesfeld näherten. Eines Morgens ſahen wir vom Waldrand aus die Feſte vor uns liegen; ſie war faſt ganz in Nebel gehüllt, nur der Turm ragte empor aus dem wogenden Dunſt, der die Dänen gewiß den Wächtern völlig verbarg. Da ließ der König uns beide losbinden, vor ſich bringen und ſprach von ſeinem ſchnaubenden Hengſt zu uns herab: ‚Ich weiß, ihr habt monatelang gelebt in jener Burg dort, die ich haben muß und hielte euer Herr Chriſt Mariensohn ſelbſt die Thorwache drin.‘“ „Der freche Läſtrer!“ unterbrach der Graf. „‚Belagere ich ſie, rufen mir ihre Feuerzeichen von allen Seiten die Frankengrafen auf den Hals. Durch raſchen Überfall muß ich ſie gewinnen. Nun ſaget mir genau alles an: wie tief und wie breit der Graben, wie hoch der Wall, wie dick das Hauptthor, ob nicht ein heimlich Pförtlein irgendwo? Erweiſen ſich in der genommenen Burg eure Worte als wahr, ſo ſollt ihr reich beſchenkt entlaſſen ſein. Saget ihr aber die Unwahrheit, ſo ſollt ihr ſterben, fürchterlich gepeinigt.‘ Da trat Hülſung vor, ſah dem König feſt in das drohende Geſicht und ſprach: ‚Weder Wahres noch Falſches über die Feſte, — gar nichts wirſt du von mir erfahren. Denn ich habe Herrn Karl Treue geſchworen. Und wird das nie geſchehen, daß ich die breche.‘ Und obwohl ich mich ein wenig fürchtete vor den zornigen Augen des Heiden, trat ich doch nun auch vor und ſprach: „Ich bin — leider! — kein Kriegsmann, wie dieſer Weſtfale da. Aber auch ich halte Herrn Karl die Treue. Ach, beſſer dem Kaiſer als dem Herrn Chriſtus hab’ ich ſie ſtets gehalten.‘

Da ſchlug mich der Herr König mit dem Speerſchaft, den er in der Hand trug. Aber das war nur der An-

ſang des Schlagens. Denn er winkte ſeinen Gefolgen und die ſchlugen auf uns los, ganz unbarmherzig, und dazwiſchen durch fragte der Grimme immer wieder, ob wir nun reden wollten? Aber wir ſchwiegen. Und die Knechte wurden allmählich müde. Da gebot der König, uns liegen zu laſſen, wo wir lagen. Tags darauf aber ſollten ſie uns ſeitwärts in den Dänenwald führen, dorthin, wo aus Felſen ein Altar des Odhin geſchichtet iſt: — das iſt aber derſelbe Unhold, den die Sachſen Woden nennen . . . —"

„Ich kenn' ihn ſchon!" ſprach der Graf und nickte drohend mit dem gewaltigen Haupte. „Dort ſollten wir beide dem Götzen als Opfer geſchlachtet werden. Denn uns zum Verrat zu bringen, das hatte der Däne aufgegeben. Aber auch den Überfall der Burg gab er auf, — ſchickte vielmehr wieder geheime Boten an den Grafen."

„So, ſo!" Und der Graf nickte Audulf zu.

„Die ſahen wir noch abreiten. Dann wurden wir wieder auf Ein Pferd gebunden und von vier Knechten des Königs fortgeführt, Tag und Nacht und noch einen Tag. Da ſahen wir in der Ferne, mitten im Walde rote Seile von Baum zu Baum geſpannt. Mir graute davor: — ich wußte nicht, warum? Aber mir graute: Das merkte wohl einer der Knechte, der ein weicheres Herz hatte. Oder auch, er hoffte vielleicht, nun ſei ich mürbe und leichter zum Reden zu ſchrecken. Er trat dicht an mich heran, wies mit dem Speer auf jene Seile und ſprach: ‚Siehſt du dort die heiligen Hag-Bande? Vom Blute der Opfer werden ſie gerötet. Noch kannſt du mit dem Leben davonkommen. Biſt du, zum Opfer geweiht, einmal hinter jene Blutbande getreten, darf auch König Göttrik ſelbſt nicht mehr dich retten durch ſein Gnadenwort, auch wenn du alles uns ſagſt über die Feſte. Und grauſam ſind die Meſſer der grauhaarigen Prieſterin!'"

„Wartet nur, ihr Menſchenſchlächter," unterbrach mit lautem Zorn der Graf. „Ich werde euch lehren! Euch und euren blutigen Höllengott Woden! Bald kommt mein Heer, mein Sohn Karl! Dann wehe dieſem Dänen!" „Graf Francio," mahnte Audulf, „Ihr thut ja, als wäret Ihr der Herr Kaiſer ſelbſt." Der Alte lachte. „Der treue Mönch verrät mich nicht." — „Aber Ihr ſchreit, daß Euch die Leute im Hofe draußen hören." „Nun graute mir noch ärger," fuhr Fidus fort, „ich leugn' es nicht. Aber ich ſchüttelte nur den Kopf. Da wurden unſre Begleiter plötzlich unruhig: ſie ſpähten ſcharf nach Oſten: auch ich vernahm nun in der Ferne das Klirren von Waffen, hörte ein Roß wiehern und Hülſung hob ſich in den Bügeln: ‚Das ſind fränkiſche Helme,' rief er. ‚Zu Hilfe, zu Hilfe!' Und obwohl von den Dänen mit dem Tode bedroht, falls wir nicht ſchwiegen, ſchrien wir doch ſo laut wir nur konnten um Hilfe. Und bald ſprengteſt du heran, auf deinem mir wohl bekannten alten Weißroß, großmächtiger . . . —"

„Graf!" fiel der Alte ein. „Und die Dänen flohen. Und wir banden euch los. Aber nun? Du haſt dich ja — ganz wie der Weſtfale — dem Kaiſer in Treue bewährt? — Wie haſt du ſie denn Gott gebrochen?" — „Ach, gleich darauf. Ich fragte Eure Krieger, ob ſie nicht vielleicht durch die Eiderfurt am Volkingerhof vorbeigekommen ſeien und von den guten Leuten dort wüßten? Sie ſagten: nein; ſie ſeien weiter mittagwärts durch die Südfurt über den Fluß gekommen und hätten ſeit vielen Tagen keinen Menſchen getroffen als geſtern . . . —" „Nun?" — „Ein Häuflein Nonnen trafen ſie aus Utrecht, die mitten im Winter zur Ablöſung von anderen Religioſen nach Dünevik reiſten: — dieſe tapferen Mägde Chriſti, — ſie hielten Raſt dort an der Furt. Das ſagten mir Eure Leute. Und

als einer von ihnen mich von Euch beim Namen genannt hörte, ſagte er: ‚Seltſam! Fidus heißt Ihr?‘ ‚Ja,‘ ſagte ich. ‚Und in der Welt hieß ich Waltger.‘ Da ſtaunte der Mann noch mehr und rief: ‚Dann ſeid Ihr's, den ſie immer rief.‘ ‚Wer?‘ fragte ich. Mir ſchlug das Herz ſchon ſo heftig, ſeit ich von den Nonnen von Utrecht gehört! Denn Ihr wißt ja: Herr Audulf, — weshalb mir der Abtvikar jene Buße auferlegte?“ „Ich weiß es,“ grollte der Seniſkalk, „du ſollteſt keine Nacht mehr unter einem Dache ſchlafen, bis du — allein — ein Heidengötzenbild bei einem Heidenfeſt zertrümmert hätteſt! Das iſt Mord.“ „Und wird auch ſo geahndet werden!“ drohte der Graf. „Weiter!“ — „‚Wer?‘ fragte ich alſo mit leiſem Schauer von Furcht und Freude. ‚Eine der Nonnen,‘ fuhr der Mann fort. ‚Sie lag im Fieber, wohl im Sterben. Und unaufhörlich rief ſie, auf der Tragbahre ausgeſtreckt: — ‚Waltger!‘ und dann wieder: ‚Fidus! Fidus‘ und dann wieder ‚Waltger! Komm! Komm zu mir! Wo immer du auch weileſt: wenn du noch lebſt, komm zu mir! Nur einmal noch muß ich dich ſehen! Ich kann nicht ſterben, bis ich dich geſehen. Und . . . .‘“ Da ſtockte der Mönch und brach in Thränen aus. „Armer Menſch,“ ſagte der Graf und ſtrich ihm, tief ſich beugend, mit der Hand über den grauen Kopf. „Und da riß es mich fort, mit zwingender Gewalt, zu ihr, zu meinem Weibe! Ich erhielt Urlaub vom Herrn Seniſkalk und ein gutes Pferd und fort ritt ich, ſo raſch das Roß laufen konnte, durch die Wälder, ohne Weg, über den tiefen Schnee, über das ſpiegelglatte Eis, Tag und Nacht, ohne Unterlaß. Und ich fand das Raſtlager der Nonnen. Und ſprang vom Gaul und lief mitten unter die Frauen — die Knechte konnten mich nicht aufhalten! — und ſah eine Tragbahre auf der Erde und darauf die ausgeſtreckte

Geſtalt, die wimmerte nur noch leiſe. Und ich ſchlug die Kapuze zurück von ihrer Stirn. Und es war das Antlitz, das liebe, liebe, das immer noch ſo ſchöne Geſicht meiner armen Hercha! Nur gar ſo bleich, ſo durchſichtig bleich war es geworden! Und ich kniete neben ſie in den Schnee, rief ſie bei Namen und umſchlang ihre beiden Schultern mit meinen Armen. Sie ſchlug die ſchönen, großen, goldenen Augen auf: ‚Siehſt du, mein Waltger,‘ — ſagte ſie und ein wunderſelig Lächeln flog um ihren Mund. — ‚Ich wußte es wohl, daß du noch kommen mußteſt. Nun iſt alles gut. Leb' wohl. Aber nur auf kurze Zeit. Nun ſind wir bald im Himmel: — dann ewig beiſammen —. Gott wird uns nicht ſcheiden, wie uns der Biſchof ſchied. O wie ſelig wird mir!‘ Und ſie lächelte heiter, ihr Auge leuchtete noch einmal auf: dann ſchloß ſie es — und war tot. Ich aber küßte ihr die kalte Stirn und die lieben Augen und die magern, magern Hände, ja und auch den roten Mund. Und die guten Nonnen ließen mich gewähren: denn ſie ſahen wohl, wie alles war. Und weinten. Und ich ſchaufelte ihr ein Grab dort, unter einer Eiche, und legte ſie hinein mit dieſen zitternden, müden Händen und ſchnitzte ein Kreuz und ſteckte es darauf. Dann ſtieg ich wieder in den Sattel und eilte ſpornſtreichs her, alles zu geſtehen und meine Strafe abzubüßen. Denn ach, es iſt ja wahr! Gebrochen — zum zweitenmal gebrochen hab' ich mein Gelübde. Ja, und ich muß alles ſagen: nicht nur Mitleid trieb mich, ach nein, Liebe, die alte, tiefe, heiße Liebe. Und als ich ihr den ſüßen, den ſchönen Mund küßte, ich greiſer Mann, da durchdrang mein altes Herz eine wonnige Seligkeit wie eines Bräutigams Herz. Nun thut mit mir wie ihr wollt. Nur das Eine verlangt nicht, Herr, daß ich's bereuen ſoll. Ich kann es nicht bereuen. Ich thät's nochmal.“

Und er ſank nieder zu den Füßen des hohen Mannes und umſchlang ſeine Kniee und heißer und reichlicher floſſen ihm die Thränen. Auch des Seniſkalks Augen wurden feucht; der andere aber ſprach, die Hand auf des Knieenden Schulter legend: „Steh' auf; ich vergebe dir: du wardſt ungetreu — aus Treue." „Dank, Dank, o Herr!" rief der Mönch ſich aufrichtend. „Nun will ich gern auf mich nehmen was der Abtvikar mir an Buße aufbürden wird." — „Nichts da von dieſem falſchen Petrus! Der wird bald ſelbſt gerichtet — von Biſchof Acerbus. Du aber reiteſt — mit Hülſung — eben ſteigt er dort vom Pferde — ſofort nach Heidhof im Nordergau zu dieſem Kaiſerboten. Der Sachſe Volkfried darf nicht ſterben." — „Volkfried? Um Gott — was iſt mit ihm?" — „Geduld. Bald mehr von ihm. Jetzt ſag' ich dir nur — damit du weißt, wie ſehr du eilen mußt! — der Sachſe iſt in ſeines bitterſten Haſſers, ſeines Todfeinds Händen." — „Nicht doch, Herr! Sein Todfeind heißt — ganz anders." — „Richwalt heißt er, des Grafen Richulf Sohn." „Herr," rief der Mönch in höchſtem Staunen — „ſo iſt es wahr? Daß dich der heilige Geiſt manchmal allwiſſend macht?" — „O nein. Aber vieles weiß ich, was keiner weiß in dieſem Reich der Franken. Acerbus iſt Richwalt." — „Und ſein Gefangener iſt Volkfried? Er iſt des Todes!" — „Er darf nicht ſterben! Darum eile. Hülſung und du, ihr eidet als Zeugen alles, was ihr von des Grafen Hardrad, von des Vicegrafen Fortunatus Freveln wißt: und von des Sachſen Unſchuld." — „Und . . . und meine Buße?"

„Legt dir der Biſchof Acerbus auf. Dem aber ſagſt du: ‚mich ſchickt Graf Francio zu dir und frägt dich: welche Buße verdient ein Prieſter, der ſein eigenes Eheweib — nicht eines anderen Eheweib! — nicht vergeſſen kann, ſondern geliebt hat treu bis in den Tod?'"

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

In allen dieſen Tagen meldeten ſich bei dem Königsboten, folgend deſſen Aufforderungen, gar viele Sachſen der Umgegend, die ſchwere Klagen wider den Grafen zu Eſesfeld, den Abtvikar, den Fronboten anmeldeten.

Mit ſteigendem Grimm nahm der Alte die ſchlichten, treuherzig vorgebrachten Reden entgegen und ließ ſich von dem Seniſkalk die Namen und die Hauptſtücke der Beſchwerden aufzeichnen; er ſelbſt ſchrieb auch manchmal, aber meiſt warf er dann bald den Schreibgriffel ungeduldig zur Seite. „Es will nicht mehr! Wohl hab' ich nachts Täfelchen und Stift unter dem Kopfkiſſen und in wachen Stunden üb' ich die ſchwere Hand. Allein die Buchſtaben ſehen aus wie derbe Schwerthiebe! Hab' allzuviel den Schwertgriff, allzuwenig die Rohrfeder geführt. Mein Herr Vater — Gott mach' ihn recht ſelig in ſeinem Himmel! — hätte doch eifriger dafür ſorgen ſollen. Aber der nahm mich gleich in den Vaskonenkrieg mit, ſtatt mich ſchreiben lehren zu laſſen.“ „Ihr mögt wohl beſſer ins Lager gepaßt haben mit Eurem Heißzorn und Ungeſtüm als in die Kloſterſchule zu Saint Denis,“ lachte der Seniſkalk. „Und es iſt doch wohl beſſer ſo fürs Reich der Franken. Übrigens, Ihr ſorgt ja jetzt ſo eifrig an den

andern für Leſen und Schreiben, daß alle Buben zwiſchen acht und achtzehn Jahren vom Ebro bis zur Drave auf Euch ſchelten. Das iſt das einzige, was ſie an Euch auszuſetzen haben."

Oft kam es vor, daß die durch den Druck des Grafen Eingeſchüchterten den Kaiſerboten baten, ihre Namen dem Grafen gar nicht zu nennen, ſo ſehr fürchteten ſie ihn: „Denn, oh Herr — Ihr kommt und gehet wieder: aber der böſe Graf, der bleibt. Und furchtbar wird er ſich an denen rächen, die wider ihn geklagt." Aber der Alte ſchüttelte das ſilberweiße Haupt. „Der wird euch nicht mehr lange ſchaden, mein' ich. Wenn der Kaiſer erfährt, wie der Böſewicht gehauſt, wird er ihn abſetzen. Und wird wieder einmal recht bitter, bitter beklagen, daß er den Menſchen, denen er ſeine Getreuen anvertraut, nicht in das Herz ſchauen kann."

Häufig begehrten — aus gleicher Beſorgnis — die Beſchwerdeführer, den Königsboten allein ſprechen zu dürfen, oder in Gegenwart nur des Seniſkalk. So geſchah es auch heute.

Es war ſchon ziemlich dunkel; feuchte, ſchwere Nebel ſtiegen aus dem nahen Wald. Ein junger Sachſe, ſchlank gewachſen, hoch, kam an den Hof geritten, ſprang ab und warf den Zügel locker über einen Pfahl des Zaunes. —

Die Krieger bewunderten das ſchöne Roß edelſter Zucht: „Es iſt däniſcher Schlag," ſagte der alte Welanding, der mit einer Kienfackel hinzutrat; „aber auch bei den Dänen trifft man ſelten ſo treffliche Renner. Trägt es keine Hausmarke? Ja doch," und er leuchtete mit dem Kienbrand näher: „hier, von der Mähne verhüllt. Es iſt die Rune Giba, G. Wie mag der Eigner heißen?"

Aber der Reiter war, den Speer über der Schulter, ſchon in den Hausflur getreten; hier ſtieß er auf den Seniſkalk. „Ich muß den Kaiſerboten ſprechen, ſogleich."

— „Geht nur da hinein, in der Halle da drinnen ſitzt er, am Tiſch.“ — „Allein muß ich ihn ſprechen.“

„Auch du — ein Mann wie eine junge Tanne! — fürchteſt dich vor dieſem Grafen? Nun, er iſt allein. Ich gehe mit dir, ich bin ſein Schreiber.“ — „Allein, ſagt' ich.“ Der Seniſkalk warf einen prüfenden Blick auf den Jüngling. „Lehne deinen Speer hier an die Wand. — So! Und gieb mir — du trägſt ihn doch wohl, wie ihr Sachſen alle, unter dem Mantel — deinen Skramaſachs.“

Willig gehorchte der Fremde; er gab ihm ſelbſt den Speer in die rechte Hand, ſchlug den Mantel zurück, löſte das Kurzſchwert aus dem Wehrgehänge und gab es ihm in die linke. Nun öffnete ihm Audulf die Hallenthür und der Fremde trat ein; der Seniſkalk blieb in dem Gange nahe der offenen Hausthüre ſtehen.

In der Halle an einem mächtigen Tiſche ſaß der Sendbote nahe dem lodernden Herdfeuer. Dies verbreitete viel mehr Licht als die kleine Silberlampe, die auf dem Tiſche ſtand; aber das Feuer gab unſteten Schein, meiſt ſchwach fortglimmend, nur ſelten einmal hell aufflackernd. Der Alte hatte den Eintretenden nicht beachtet. Er ſaß über den Tiſch gebeugt, das mächtige Haupt auf die linke Hand geſtützt, während die Rechte dicht vor die Augen eine breite Pergamenturkunde hielt, die das Antlitz völlig verdeckte; der lange, ſchöne, ſilberweiße Bart floß nieder auf den Tiſch.

Der Fremde blieb an der Thüre ſtehen, richtete zuerſt das Auge auf den Mann und warf dann einen raſchen Blick über den halbdunkeln Raum. Er ſuchte etwas; endlich bemerkte er die mannshohe Fenſterluke, die, faſt bis auf den Boden reichend, durch einen Holzladen von innen geſchloſſen war. Nun trat er ſchnell ein paar Schritte näher, auf die linke Seite des Alten: der ward erſt jetzt

des Eingetretenen gewahr; ohne von der Urkunde aufzublicken, ſagte er: „Was giebt's, Audulf?“ Noch einen Schritt näher, um die Ecke des Tiſches herum, trat der Fremde, die geballte Fauſt im Bruſtlatz; ſeitwärs kniſterte das Herdfeuer; er bog den Kopf vor, um hinter der Urkunde das Geſicht des ruhig Leſenden zu ſehen: da loderte die Flamme praſſelnd hoch auf, hell beleuchtend Antlitz und Geſtalt des Alten, der ſich nun, aufblickend, voll dem Jüngling zuwandte.

„Kaiſer Karl!“ ſchrie der und taumelte zurück, wie vom Blitzſtrahl geblendet: er brach ins Knie: beide geöffnete Hände wie zur Abwehr ausſtreckend: da klirrte etwas auf den Boden. Der Kaiſer erhob ſich ruhig, zu ſeiner vollen Größe ſich aufrichtend.

Im ſelben Augenblick war der Fremde aufgeſprungen und, den Fenſterladen aufſtoßend, in das Dunkel hinaus verſchwunden. Gleich darauf ſtand er im Hof neben ſeinem Roß, riß den Zügel von dem Zaunpfahl, ſchwang ſich in den Sattel und ſchoß wie ein Pfeil davon in den Nebel, in die Nacht — in den Wald. Nur die paar Krieger, die in der Nähe des Hofthores ſtanden, hatten ihn wie einen Schatten vom Hauſe her auftauchen und verſchwinden geſehen.

Zweites Kapitel.

Am nächſten Morgen ritten Graf Hardrad und der Abtvikar mit wenigen Reiſigen von Burg Eſesfeld auf der großen Straße, die nach Süden führte. Jener mahnte den Gefährten, ſchärfer auszutraben. „Mich verzehrt die Ungeduld,“ rief er, „die Sorge. Wie mag es ausgefallen

ſein? Der Sachſe könnte ſchon zurück ſein, mein' ich, wär' er entkommen. Er ritt ein herrlich Tier aus König Göttriks Roßgarten. Es litt mich nicht mehr in der Burg." „Da ſeht!" erwiderte der Abtvikar. „Dort ſprengt ein Reiter heran —: nie ſah ich ſolch ein Jagen." — „Er iſt's! Er iſt's! Es iſt gelungen!" Und den Begleitern winkend, zu halten, ritten Graf und Prieſter in Haſt vorwärts. „Aber Volkhelm! Bei allen Heiligen! Wie ſiehſt du aus!" Das keuchende Tier war mit weißem Schaum beſpritzt. Der Reiter hatte in dem raſenden Ritt die Sturmhaube verloren, ſeinen Mantel hatten die Buſchzweige zerriſſen, wild und wirr flatterte ſein langes Gelock, er war bleich, ſein Blick ſtarr vor Entſetzen.

„Haſt du den Teufel von Angeſicht geſehen?" — „Nein! Aber Kaiſer Karl!" — „Du biſt toll geworden!" — „Du raſeſt." — „Nein! Ich hab' ihn geſehen, wie ich euch hier ſehe, mit dieſen Augen." — „Wann?" — „Geſtern Abend." — „Wo?" — „Zu Welandsfleth. Er iſt der Königsbote, den ſie Graf Francio nennen." „Unmöglich!" rief der Graf. Aber der Abt ward aſchfahl. „Es iſt recht gut möglich. Er liebt ſolches Umherziehen unter falſchem Namen." — „Du haſt dich geirrt!" — „Ich ſag' euch: Nein! Ich habe den Kaiſer früher geſehen — nur einmal. Aber wer vergißt dies Antlitz — dies Auge! Mir war, als er mich anſah, zwei blaue Strahlen ſchoſſen daraus blendend hervor in meine Augen. Ich mußte ſie ſchließen. Ich ſtürzte aufs Knie." „Feigling!" ſchrie Petrus außer ſich. „Du fandeſt ihn — du konnteſt ihn treffen — und du thatſt es nicht?" Ganz entſetzt erwiderte der Sachſe: „Wie? Den Kaiſer Karl ermorden? Wiſſentlich — den Kaiſer Karl? O du verruchter Prieſter! Schon ſeine Boten töten — es ward mir ſchwer! — Aber ich mußte doch dem Dänen die Treue halten, die

ich dem Franken gebrochen. Jedoch den Kaiſer Karl ermorden? Das kann kein Menſch auf Erden! Die Giftnatter, mein' ich, die auf der Erde kreucht, das ſcheußliche Getier des Teufels —: es bebte zurück vor dieſem Antlitz! — Ich wollte euch warnen, aber nur, weil mein Weg hier vorbeiführt." — „Dein Weg? Wohin? Du mußt den andern Königsboten treffen!" „Der iſt doch nicht abermals der Kaiſer", meinte der Abt. „Ich hebe nie wieder zum Morde die Hand." Und er ſpornte das Roß. „Wohin willſt du?" — „Du kannſt fragen? Zu König Göttrik, meinem Herrn! Ihm melden die ungeheure Nachricht: Kaiſer Karl ſteht an ſeines Reiches Thor. Der Däne iſt verloren!" Und er ſchoß davon, gen Norden, ſonder Abſchied. —

„Wir ſind verloren," ſagte Graf Hardrad dumpf, dem in der Ferne Dahinſauſenden nachblickend. „Wir oder er," ſprach der Prieſter kalt. — „Was? Ihr wolltet —?" — „Ich will nicht. Ich muß. Ja, und ich will auch! Mit heißen Freuden will ich! Die Sendlinge treffen: es gefiel mir wenig: — es lohnte nicht! Nur weil es galt, Zeit gewinnen um jeden Preis. Aber ihn ſelbſt — den Tyrannen — das lohnt! Das thu' ich meinem Herzen zur Wonne. Hab' ich doch nichts mehr ſeit Jahrzehnten als dieſen Haß, der, ungeſättigt, hungerte. Nun freu' dich, Haß, jetzt wirſt du endlich ſatt. Ha, der Stolze, der Undankbare! Der auf meine Ehre trat wie auf einen Wurm! Nein, Sachſe: die Natter beißt, wenn ſie getreten wird! Auch einen Kaiſer!" — „Was hat er Euch gethan? Sagt's endlich! Man flüſtert: zu Pavia . . ." — „Ich war Prieſter in dem belagerten Pavia. Viele Monde lag er vor der Stadt, durch Hunger wollte er ſie bezwingen. Aber die Langobarden hielten ſtandhaft aus. Da riß ihm die Geduld. Er ordnete ſein Heer zum Sturm: viele tauſend

Franken wären dabei gefallen. Er wußte nicht, daß wir an dieſem Tag das letzte Pferd geſchlachtet, das letzte Mehl verteilt hatten. Ich ſchrieb ihm das heimlich und bedang mir zum Lohn ein Bistum aus. Er hieß die zum Sturm ſchon aufgeſtellten Scharen auseinandergehen. Am Tage drauf fiel Pavia ohne Schwertſchlag. Er zog ein im Triumph, mit unverſehrtem Heer. Er ließ mich in die Königsburg laden. Da ſtand er inmitten ſeiner Paladine. Sowie ich gemeldet ward, drehte er mir — oh ich zahl's ihm endlich heim! — den Rücken und ſprach laut vor all den Seinen und vor all den gefangenen Herzogen der Langobarden: ‚Hinaus mit dem Schurken! Ein ſolcher Treuverräter ſoll König Karls Angeſicht nicht ſchauen. Den Tod hat er verdient an ſeinem König Deſiderius. Sein Verrat hat zwar vieler Franken tapferes Blut erſpart. So mag er ſein elend Leben behalten. Und auch die Prieſterwürde iſt ja unaustilgbar. Aber ich will ihn niemals ſehen. Hinaus mit ihm!' Ich ſtürzte nieder im Gefühl unertragbarer Schmach. Aber die ärgſte Schmach, die ſollte nun erſt kommen. Wie ich da lag auf meinem Angeſicht, — da gingen die gefangenen Langobarden, die Herzoge, die Grafen, die Gaſtalden an mir vorbei und jeder — jeder — jeder gab mir einen Fußtritt. Und er, der Tyrann, er ſtand dabei und ließ es geſchehn. O einen Dolchſtoß ihm für jeden Tritt! Seither hat er mich von Biſchof zu Biſchof, von Kloſter zu Kloſter umhergeſchickt, ſtets auf die ſchlimmſten Strafpoſten in allen ſeinen Reichen. Jetzt führt ihn ſein böſer Engel hierher — ohne ſeine erzgepanzerten Paladine, — ohne Heer — faſt allein. Jetzt ſoll er fallen durch des Zertretenen Rache." — „Den Kaiſer morden? Es iſt doch arg." — „So geht hin und ſtellt Euch vor ihm! Um zehnfach leichtere Thaten als Ihr — als wir beide! — gethan — hat er ſchon Hunderte gehängt! Geht hin, bringt ihm

Euren Hals, ein Sohn der alten Thüring-Herzoge! Ei, wie Ihr da zuckt! Ein Fürſt wolltet Ihr ſein, wie Eure Ahnen waren, Fehde führen, Kriege, wie ein König im kleinen: und am dürren Baume wird er Euch baumeln laſſen, der Tyrann, den letzten Sproß der ſtolzen, götterentſtammten Hermanfriede, wie er den letzten Agilolfingen ins Kloſter geſteckt hat. Nicht war, das freut Euch wenig? Ihr habt keine Wahl —: er oder wir! Alſo er! Was iſt's denn ſo Großes! Hat doch ſein eigner Sohn — jener Baſtard — nach des Vaters Leben getrachtet!" — „Aber wie wollt Ihr —?" — „Das laßt meine Sorge ſein. Wegen der beiden Sendboden hab' ich meine Gedanken nicht bemüht. Aber Kaiſer Karl töten, — das iſt der Mühe wert. Ich hab' auch ſchon meinen Plan. Doch zähl' ich im Notfall auf Euren ſtarken Arm!" — „Getroſt! Ich ward noch nie im Schwerterkampf beſiegt und meine Hiebe hat noch kein Mann abgewehrt." — „Wohlan denn! Wenn nicht wirklich eine Legion von Engeln niederſchwebt, ihn zu ſchützen, ſo ſoll er nicht entrinnen. Folgt mir! Zurück in die Burg!"

Drittes Kapitel.

Auf der Heide bei Sliesthorp, heute Schleswig, wogte, klirrte, blitzte und glänzte reich bewegtes kriegeriſches Leben. König Göttrik hatte dorthin die Aufgebote der nächſt gelegenen Bauernſchaften einberufen.

In der Ferne, in der Schleibucht, ſah man die blutroten Wimpel an den hohen Maſten ſeiner ſtolzen Drachenſchiffe flattern. Seine Gefolgſchaft, eine nur kleine, aber trefflich berittene, trefflich gewaffnete Schar flog hinter

ihm über die faſt ſchneefreie Heide. Zu vielen Tauſenden waren die freien jütiſchen und däniſchen Bauern eingetroffen, mit Speer und Schild, mit dem Eibenbogen und dem armslangen, des Ziels nie fehlenden, ſchwanfederbeflügelten Pfeil.

Der größte Teil der Bauern war gelagert in dem Weiler Revik, ſüdlich der Feſte Sliesthorp. Dieſe Scharen hatte der König noch nicht gemuſtert: ſie ſtammten aus dem äußerſten Norden ſeines Reiches; dieſe Jüten galten für beſonders kriegeriſch, aber auch für beſonders trotzig und freiheitsſtolz.

Bevor er dorthin, auch ſie zu muſtern, aufbrach, verſammelte der König vor den Thoren von Sliesthorp nochmal alle ſeine Jarle, ſeine Gefolgſchaft, „die Königsknaben“, und die dort zuſammengeſtrömten Krieger, auch ſeine beiden Neffen, Hemming und Hankwin, die für Freunde der Franken galten. Sie hatten vor Jahren den großen Kaiſer zu Aachen in ſeinem Palaſt aufgeſucht: und mit der größten Ehrfurcht vor ſeinem erhabenen Weſen, mit offen erklärter Scheu vor ſeiner unüberwindlichen Waffenmacht waren ſie zurückgekehrt; oft und oft hatten ſie ſich bemüht, den Oheim zu Frieden und Freundſchaft mit dem gewaltigen Karl zu bereden; aber der Nordmann ſchüttelte dann die roten Königslocken, ſchalt ſie furchtſam und ſchlug ans Schwert mit dem ſchwergoldnen, dem drachenköpfigen Griff.

Jetzt trabte er freudig dahin auf herrlichem Rotroß inmitten ſeiner Jarle und Gefolgen: der graue Geier auf ſeinem leuchtenden Stahlhelm ſchien, wie lebend, die Flügel zu ſträuben. Hell glitzerte die Mittagsſonne vom wolkenfreien Winterhimmel auf ſeiner funkelnden Brünne, auf dem kleinen, mit glänzenden Steinen und vergoldeten Buckeln beſetzten Rundſchild.

Hinter ihm hielt ſein Bannerwart die Fahne, den

goldnen gestickten Geier auf rotem schmalen Feld, das in zwei lange schmale Wimpel auslief.

„Wie nun, ihr zagen Neffen?“ rief er, wohlig im Sattel sich wiegend. „Ihr habt, als ihr von meinem Gelübde beim Ernteopfer vernahmt, mich flehend gebeten, den Göttern Buße zu leisten für die — Nichterfüllung, aber, so wahr mir Land und Leben lieb sei — ihn nicht zu reizen, diesen schrecklichen Karl, dem kein Mann — so sagt ihr — in die gewaltigen Kaiseraugen sehen kann, wann er zürnt. Ihr meintet, die Dänen würden mir gar nicht folgen zu einem Kampf auf Tod und Leben zwischen beiden Reichen? Aber siehe: der Heerpfeil flog durch meine Gaue, meine Königsknaben schlugen an den Schild in jedem Heidehof von Sliesthorp bis ans Skagenhorn: und alle Heerleute kamen. Selbst die stolzen Jüten, die harten Bauern der Nordmannshage, — unbotmäßig im Frieden sind sie: doch Rot-Königs Heerruf sind sie gefolgt. Morgen brechen wir auf! Ja, morgen! Mitten im Winter, da es die Weichlinge des Südens nicht für möglich halten, fallen wir ihnen in das Land. Herr Karl ist alt geworden. Alte Männer frösteln. Er sitzt daheim zu Aachen im Warmbad und schwitzt, oder im goldnen Saal und friert. Wir wollen ihm einheizen! Seinen morschen Kaiserstuhl werfen wir in sein Hallenfeuer. Morgen reit' ich aus! Und ich wende nicht dies edle Roß, bis es über die verkohlten Firstbalken des Aachener Kaiserhauses getrabt. Euch aber, Hemming und Hankwin, bring' ich von der Reise je ein Andenken mit: Hemming Herrn Karls Kopf und Hankwin seine Krone.“

Mit diesen Worten winkte er lachend dem Bannerwart. Dieser und die Königsknaben, die Gefolgschaft, etwa zweihundert, auf herrlichen Rossen, folgten ihm. Sausend, rasselnd, blitzend, sprengte er über die Heide. Seine roten

Königslocken flogen, dem Südwind entgegen, aus dem hohen Geierhelm.

Die Königsſchau der kriegeriſchen Bauern aus den Nordgauen befriedigte vollauf Heerkönigs Herz. Zwar erſtaunte ihn der finſtere, trotzige, faſt drohende Ausdruck auf ſehr vielen Geſichtern: — kein freudiger Zuruf begrüßte ihn. Aber die Heerleute waren mit guten Waffen erſchienen und ſo vollzählig wie noch gar nie. Er ſtaunte über dieſe Pflichttreue: es waren mehr Speere und Bogen als je, wohl über viertauſend.

„Ha, ha," lachte er übermütig ſeinen roten Bart ſtreichend. „Zwang hilft! Sie haben gelernt, die trotzigen Odalbauern: Königswille ward Recht in Dänenland."

Er hatte die Muſterung nördlich und ſüdlich des Weilers Revik auf freiem Felde vollendet. Nun ritt er von Süden her an der Spitze ſeiner Gefolgen wieder zurück, nach Sliesthorp zu, durch die einzige, lange ſchmale Straße, aus welcher das kleine Dorf beſtand.

Als er in die Mitte desſelben gelangt war, ſah er das Nordende der engen Gaſſe gefüllt, verſtopft durch eine dichte Schar von Speermännern: ſie ſtanden hier Helm gedrängt an Helm. Er trabte vergnügt die Gaſſe entlang. Jetzt ſollte wohl der bisher vermißte Königsgruß erſchallen. Aber alles blieb ſtumm. —

Er ritt nun grad auf die Leute an. Sie rührten ſich nicht. „Platz da! Gebt Raum für euren Herrn, ihr Bauernlümmel," ſchrie der Bannerwart dicht hinter ihm ſich vorbeugend: — denn für zwei Roſſe nebeneinander bot die ſchmale Gaſſe nicht Raum. „Ihr ſeid ja ſchon beſichtigt, ihr Leute von Nordmannshag!" —

Nichts rührte und regte ſich in dem Haufen.

„Platz, ſag' ich, ihr Bauernhunde!" rief nun der König ſelbſt und hob die Reitgerte zum Schlag gegen den nächſten

der den Weg ſperrenden Männer. Aber er erſchrak und riß das Roß zurück. Denn wie auf ein Befehlswort fällten die ſechs Männer, welche die enge Gaſſe füllten, die ſechs Speere und er hörte das wohlbekannte Geräuſch, wie hinter jenen ſehr, ſehr viele andere harte Speere ſchmetternd in die harten Hände der Bauern fielen.

Er ſah, in den Bügeln hoch ſich erhebend, vor ſich ein ganzes Meer von Helmen, Sturmhauben, Filzkappen, wie ſie die jütiſchen Bauern trugen — und blitzende Speere die Menge —: wohl tauſend. Sofort witterte er Gefahr.

Er warf das Roß herum. — „Zurück!“ ſchrie er ſeinen Reitern zu. „Südwärts! Hinaus aus dem verfluchten Mauſeloch! Und dann um das Dorf herum!“ „Geht nicht, Herr König!“ ſcholl es ihm entgegen aus ſeinen hinterſten Reihen. „Die Bauern ſind uns von der Heide auf dem Fuße nachgefolgt in das Dorf. Hinter uns ſteht Speer an Speer.“ — „Quergaſſe?“ — „Keine!“ Der König biß die Lippen zuſammen, wandte wieder ſein Roß und ſprach zu den Leuten im Norden vor ihm ziemlich ruhig: „Was wollt ihr denn, meine freien Bauern?“ Und er verſuchte, zu lächeln. Aber das Lächeln wollte nicht kommen. Denn er erkannte nun den Mann, gegen den er die Roßpeitſche gehoben hatte. „Freie Bauern,“ ſprach der langſam und ſtrich ſich bedächtig die langen Strähnen des weißen Haares aus den Augen. „Das ſind wir. Nicht Bauernhunde. Und da du nun ſchon das gelernt, Herr König, wirſt du wohl auch bald lebendig gen Nord aus dieſer Gaſſe reiten.“ „Du, Warſtein Warfredsſon?“ — Der König erſchauerte. Doch fuhr er fort: „Was willſt du von mir?“ — „Mein Recht. Mein Eigen. Mein Pferd. Das, auf dem du da ſo ſtolz reiteſt. Du haſt es mir geſtohlen. Steig ab, Herr König, von dem edeln Tier und gieb es Warſtein Warfredsſon zurück.“

Statt aller Antwort ſchlug Göttrik einen wütigen Gertenſchlag auf den Hinterbug des Pferdes, ſtieß ihm den Sporn tief in die Weichen und wollte den Alten zerſtampfen.

Hoch ſtieg das herrliche Roß, ſtolz aufſpringend mit beiden Vorderhufen in die Luft: aber ſein alter Herr pfiff leiſe und hob ganz ſacht die rechte Hand: da ſank das treue Roß gehorſam vor ihm nieder auf die Knie. Hilflos, wehrlos wie ein kleiner Knabe, kauerte der König, vornüber auf des Pferdes Hals geworfen durch die jähe Bewegung, vor dem Bauer.

„Du darfſt aufſtehen, Sleipnir," ſprach der Bauer und winkte dem klugen Tier, das ſich langſam wieder erhob. Der König aber fand kein Wort.

„Wir haben getagt — dreimal — im Nordmannshagerding. Dreimal haben wir dich geladen." — „Mich! Vor die Bauernhunde!" — „Richtig geladen in deinem Königshof: — vor das Gericht der Diebesthat, wo du den Diebſtahl geſtohlen oder die Raubnahme geraubt." — „Bauer!" — „Du oder deine böſen Buben, die gewaltfrechen Königsknaben. Du weißt es. Du haſt es den Dieben befohlen. Oder der Deube wiſſenthaft genoſſen. Und du ſitzeſt vor des Eigners Augen auf der Deube. Du bliebſt dreimal aus. Die freien Bauern haben das Urteil gefunden: ich darf mein Eigentum wieder nehmen, wo ich es finde, wie ich es finde, wann ich es finde, wie ich es nehmen mag, mit Güte oder Gewalt. All dieſe meine treuen Nachbarn ſind gekommen ihr Urteil aufrecht zu halten, zu vollſtrecken. Dreitauſend Urteiler machen heut' ihr Urteil wahr. Den Raubdieb darf ich zwingen durch Gewalt oder Liſt; er muß von der Deube, er bleibe dabei lebend oder tot. König Göttrik! Ich will nur mein Recht, ich will nicht das Tier, obwohl ich es ſehr liebe. König

Göttrik! Ich bin dein treuer Bauer. Ich nahm Eibenbogen und Schwanenpfeil auf dein Gebot und will für dich fechten und für dich ſterben wie jeder meiner Nachbarn. Aber vorher: gieb mir mein Recht und mein Roß. Oder bitte mich hier laut — dreimal! — beim Ernteopfer kamſt du noch mit einemmal der Bitte davon! — vor deinen frechen Königsknaben und vor meinen guten Nachbarn: dann ſchenk' ich dir das Roß!" — „Niemals!" „König, ſieh dich vor!" rief der Alte. Er lehnte den Speer an die Bruſt und nahm raſch einen Pfeil aus dem Gürtel und den Langbogen von der Schulter. „Weigerſt du mir mein Recht, ſo hol' ich mir's. Brichſt du das Volksrecht, zerbrichſt du ſelbſt dein Königsrecht." — „Was, elender Bauer? Königswille iſt Landrecht!" — „Iſt das dein letztes Wort?" — „Ja! Mein letztes." — „Dann iſt's dein allerletztes!"

Und Göttrik riß das goldgriffige Schwert aus der Scheide und ſpornte wieder den Hengſt. Aber ſauſend flog von der Sehne der ſchwanfederbeflügelte Pfeil, flog dem König, dicht oberhalb der Brünne, durch den Hals und hinten im Nacken heraus. Raſſelnd ſtürzte er rücklings aus dem Sattel: — die grauweiße Schwanenfeder des Geſchoſſes ward ganz rotgetränkt von ſeinem Blut. —

Der Bauer griff das Roß am Zügel und zog es zu ſich herüber: — freudig wiehernd folgte das edle Tier.

„Mord! Mord! Der König ermordet!" ſchrien die Königsknaben. Die Vorderſten riſſen entſetzt die Roſſe zurück. „Nein! In Notwehr getötet," rief der alte Bauer. „Reitet frei hindurch, wenn ihr wollt." „Nein!" rief der Bannerwart. „Der königliche Gefolgsherr gefallen von einem Bauernpfeil! Schmach über den Gefolgen, der ihn nicht rächte! Rache, Rache, Königsrache!" „Rache! Rache! Königsrache!" wiederholten die ſtolzen Reiter und brauſend

ſprengten ſie nach vorwärts in die dichten Haufen der Bauern. Schrecklich war der Kampf, aber nicht ſehr lang. In der engen Gaſſe konnten allerhöchſtens zwei Reiter nebeneinander anſprengen in den dichten Wald der langen vorgeſtreckten Speere. Jeder fiel. Meiſt zuerſt das Roß durch Speeresſtoß, dann der Reiter durch das Langmeſſer der kaltwütigen Bauern.

Mancher der Königsknaben hatte früher Gewalt geübt an Habe, an Weibern und Töchtern der freien Männer unter des rechtbrecheriſchen Königs Schutz und Begünſtigung. Grimmig kam nun über ſie die Rache — die grimmſte, die es giebt auf Erden: d' Rache des germaniſchen Bauers.

Im Anfang des ungleichen Kampfs kam der Anprall der herrlichen Roſſe, der Vorzug der ausgeſuchten Trutz- und Schutzwaffen den Reitern zu ſtatten. Aber nur ganz kurze Weile. Zweimal, dreimal überrannten ſie in zwei-, dreimaligem Anreiten die vorderſten Reihen der Bauern. Allein ſowie an beiden Enden der Dorfgaſſe — denn gleich, ſobald das Gefecht vorn im Norden begonnen, hatten die Königsgefolgen auf der Südſeite Kehrt machen und ſich der Angreifer vom Rücken her erwehren müſſen — die gefallenen Roſſe und Männer ſich hochgehäuft hatten, das Anſprengen unmöglich machend, waren die Reiter rettungslos verloren.

Immer mehr zuſammengedrängt, mußten ſie ſtehen und fallen, wo ſie ſtanden. Über die toten und wunden Roſſe hinweg ſtiegen und ſchlichen, geräuſchlos, die vom Blut, vom Sieg berauſchten Bauern, das lange Meſſer in der Hand, das ſie von unten nach oben den edeln Roſſen in den Bauch, den Reitern unter der Brünne in die Weichen ſtießen.

Da gab es kein Erbarmen!

Wie das Feuer, das ein trocken Schindeldach von Nord

und von Süd zugleich erfaßt, gierig weiter frißt: — man meint, mit dem bewußten Streben der Flammen, zuſammenzuſchlagen in der Mitte, — Schindel um Schindel ergreift und die einzelne raſch überwältigt: — immer kleiner wird der Zwiſchenraum, der die zuſammentrachtenden Lohen trennt, bis ſie ſich erreichen und wie in ſiegfrohlockend triumphierendem Glutſchwall hoch emporſchlagen, — ſo arbeiteten ſich die ſchrecklichen Bauern von Nord und von Süd einander in die Hände. Einen ſauſenden Schwerthieb nach rechts, einen zweiten nach links, das war alles, was der ſtolze Reiter leiſten konnte: — oft ſtürzte er ſchon nach dem erſten Hieb nach der einen Seite, vom Dolche des andern Feindes getroffen. Das letzte Häuflein ſprang von den Roſſen, ſtellte ſich in der Mitte der Gaſſe Rücken an Rücken und focht zu Fuß weiter bis zum Ende.

Das ließ nicht lang auf ſich warten.

Zwar den Angriff der Bauern auf der Straße wehrten ſie jetzt, zu Fuß, mit ihren feſten Schilden dicht aneinander gedrängt, beſſer ab, als früher jeder einzeln auf dem rettungslos niedergeſtochenen Gaul.

Aber die Pfeile! Die fürchterlichen unhörbar heranfliegenden unmeidbaren Loſe des Todes! Die Bauern drangen in alle Häuſer der Dorfgaſſe links und rechts: von den Dächern herab, aus den Fenſterluken, unter den Pfahlzäunen hervor zielten ſie langſam, kühl, bedächtig, mit nordgermaniſcher Ruhe. — Keiner der armslangen Pfeile verfehlte ſeines Ziels. Sie mieden Sturmhaube, Schild und Brünne: in die Stirn, in die Augen, in den Mund, in die Kehle, in die Weichen, unterhalb des Wehrgehänges, flogen ſcharf ſchwirrend die ſchrecklichen Geſchoſſe, grauweißen Vögeln mit ehernen Schnäbeln vergleichbar.

Lautlos ſank einer nach dem andern der abgeſtiegenen Reiter, einer nach dem andern. Endlich auch der aller-

letzte von den zweihundert. Und erſt mit ihm ſank auch die Königsfahne. Zwar der Bannerwart lag ſchon lange tot. Gleich der allererſte nach dem König war er gefallen: — nachdem er, ſeinen Herrn rächend, dem alten Warſtein die Speerſpitze der Fahnenſtange in den linken Arm geſtoßen, hatte ihm der Bauer, zurückſpringend, den langen Pfeil mitten zwiſchen die Augen geſchoſſen. Aber dem Fallenden hatte ein Genoſſe die Fahne aus der Hand genommen: und ſo war ſie gewandert von Hand zu Hand, von Mann zu Mann — bis in des letzten müde Fauſt.

„Sind ſie noch nicht alle hin?“ fragte Warſtein hervortretend. „Mein Köcher und zehn entliehene meiner Nachbarn ſind leer.“ — „Doch! — Keiner rührt ſich mehr. Da liegt das Banner. Wie es durchbohrt iſt von Pfeilen!“ „Ja. Aber es reicht doch noch; ich blute ſtark,“ ſprach der Alte, riß den letzten Fetzen von dem Schaft und wand ihn ſich um den linken Arm. —

„Der Frankenkrieg iſt nun wohl aus, bevor er anfing?“ — „Ich glaube: ja!“ — „Herr Karl mag von Glück ſagen. Und alles — all dies Blut — um dein Pferd!“ — „Nein, Erich Erichſon: um das Recht. — Lebwohl!“ Und er zog den Rothengſt hinter einem Holzzaun hervor und ſchwang ſich darauf. „Wohin?“ — „Zu Herrn Karl. Ich werde ſein Unterthan — und meinetwegen! — auch des Herrn Chriſtus. Unter ihm kommt der Bauer zu ſeinem Gaul, ohne ſo harte Müh', wie ich ſie heute hatte.“

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Einſtweilen hatten ſich auch bei dem andern Königsboten ſeltſame Dinge begeben.

Sowie der Biſchof durch Lindmuth die ohne Zweifel mit Ächtung oder Tod bedrohte That Volkfrieds erfahren, hatte ihn blitzſchnell der Gedanke gefaßt: „Er alſo ſtirbt.“ Darüber hinaus wagte er kaum zu denken; er verſcheuchte ſogar in Scheu die heißen Träume, die ihm aufſteigen wollten: „Sie iſt dann ſchutzlos, ganz in meiner Hand! Sie und ihre Kinder, von meiner Güte abhängig oder meiner — Gewalt.“

In dieſer Stimmung hatte er, ſofort nachdem er Muthgard aus der Höhle gefolgt war, jenen Bericht an Graf Francio geſchrieben. Aber das ward alles anders auf Einen Schlag, als er nun die beiden Gefangenen vor ſich ſah: nicht mehr die Traumgeſtalten ſeiner wilden Phantaſieen, ſeiner ſchlafloſen Nächte voll Haſſens oder Verlangens — nein, dieſe beiden Menſchen ſelbſt: Schulter an Schulter gelehnt, bleich, mit den Spuren der ſolange getragenen Leiden, wirkliche, lebende, unglückliche, wackere Menſchen: — da war es ihm plötzlich unmöglich geworden, zu denken an Vernichten, an . . . Rauben!

Einer der Knechte, der das Wort vom Galgen gehört

hatte, fragte ihn, mahnend. — „Was?“ rief der Biſchof, ganz erſchrocken, mit einem Blick auf Volkfrieds mannhafte Geſtalt. „Das hätt' ich geſagt? Unmöglich! Oder nur im Fieber! Ich will nicht daran erinnert ſein! — Nein,“ fuhr er nun, zu ſich ſelber redend, fort. „Wohl ſoll er ſterben: — aber anders.“

Er hatte ſich vorgeſetzt, die Gefangenen als deren Richter zu vernehmen. Er ſetzte ſich auf der Lichtung vor der Höhle feierlich auf einen mitgeführten Falteſtuhl und ließ die Gatten vor ſich rufen. Aber ſowie Muthgard nun vor ihm ſtand, — da ſprang er auf und ſtieß den Stuhl um — in den Schnee. —

Auf ſein Gebot erzählte Volkfried alles, was geſchehen war. Finſter, ſchweigend ſah der Biſchof vor ſich nieder. Die Frau warf ihm einen großen, ſtolzen, faſt drohenden Blick zu: „Herr Biſchof — Acerbus —: ich kannte einen Richwalt, von dem hab' ich Gemeines nie gedacht. Ihr werdet nicht dieſen Schuldloſen — — ermorden.“ „Da ſei Gott vor!“ rief der Biſchof. „Vielmehr“ . . . Er winkte nun Volkfried, allein heranzutreten. Muthgard, zürnend die weiße Stirne furchend, ſchritt langſam hinweg.

Die beiden Männer aber traten nun einander gegenüber Aug' in Auge: lange ſchwiegen beide.

Volkfried muſterte aufmerkſam den Feind, den Todfeind, in deſſen Hand ſein und ſeines Weibes Schickſal lag. Eine hohe Geſtalt, noch höher aufgeſchoſſen als der ſtattliche Volkfried, faſt allzu hager, noch ſchlanker ſich ausnehmend in dem ſchwarzen, weitflutenden Biſchofsmantel mit ſparſam, aber geſchmackvoll verwendeter Goldſtickerei. Keine Spur von Fülle an dem, wie es ſchien, ganz aus Muskel und Sehne gefügten fleiſcharmen Leib: die Unraſt dieſes Geiſtes ließ Behäbiges nicht aufkommen an dem Körper, der ſein Gefäß war: ſtark, aber auch geſchmeidig, wie edelſter Stahl.

Tief lagen in den Höhlen die dunkeln, aber in unſtetem Feuer leuchtenden Augen, von langen ſchwarzen Wimpern beſchattet, überwölbt von hochgeſchweiften, ſtarken, Trotz drohenden Brauen. Das längliche Kinn war kräftig gerundet, der feine, aber feſtgeſchloſſene Mund bekundete ſtarken, viel erprobten Willen: die oberen Zähne und die Oberlippe überragten ein klein wenig die unteren Zähne und die Unterlippe, — die Folge jahrelanger Bändigung des Gefühls, des Wortes, ja der Miene. Das ſchmale, langgeſtreckte Antlitz war edelſchön: auf der mächtigen, ſtolzgewölbten Stirn thronte königlich, nach manchem Kampfe ſieghaft, der Gedanke. Aber eines fehlte zur Vollendung dieſem Männerangeſicht: — der Friede. Ganz marmorweiß, wie blutlos, geiſterhaft bleich war ſeine Farbe: jedoch hin und wieder, wann heiße Gedanken durch dies Gehirn fuhren, dann ſchoſſen plötzlich in die weißen Wangen aus dem Herzen empor heiße Blutwellen, mit flammenden Lohen ſie rötend: trotz jahrelanger Zucht der Selbſtbeherrſchung zuckten dann, den Sturm im Inneren verratend, die ſo feſtgeſchloſſenen Lippen und wie Wetterleuchten flog es über die ſtolzen Züge.

Volkfried ſchloß ſeine lange Muſterung: „Raſtlos — friedlos — glücklos — unſelig, nicht aber bösartig iſt dieſer Mann. — Seltſam! Ich leſe doch in ſeiner Bruſt: er liebt ſie noch — wie damals! Und doch — ſchon damals konnt' ich ihn nicht haſſen: — ich kann's auch jetzt nicht. Und wie" — und er bebte vor Zorn bei der Erinnerung — „haßt' ich jenen Fortunat!" —

Gleichzeitig hatte auch der Biſchof Volkfried geprüft, das ſatte Blond von Haar und Vollbart, die ſtattliche männliche Geſtalt, die mächtige breite Bruſt, das offene regelmäßige Geſicht, auch jetzt ſo ruhig im Ausdruck, die treuherzigen, großen, hellgrauen, echt germaniſchen Augen.

Der Mann gefiel ihm gut im tiefſten Grund der Seele So maßen ſich prüfend die beiden Männer, jeder leſend in den geheimſten Gedanken des andern.

Endlich ſprach der Biſchof leiſe: „Hätteſt du, Volkfried, damals den Kampfgang angenommen! Es wäre nun beſſer: ſo oder ſo. — Noch einmal: — heile deine Wunden vollends aus — ich will geduldig warten, bis du deine ganze Kraft wieder gewonnen haſt — und dann — dann laß uns kämpfen um das Leben, um — um alles!“

Aber Volkfried ſchüttelte ruhig das Haupt. „Niemals. Ich breche nicht des Kaiſers Recht.“ — „Nicht? — Nun denn! — So trage denn des Kaiſers Recht und was du dir — nach dieſem Recht — bereitet haſt.“ Volkfried trat noch einen Schritt näher: „Hättet Ihr — an meiner Stelle — jene Frau dort der Gewalt des Frechen überlaſſen?“ Da ſchrie der Biſchof auf, beide Fäuſte ballend, glutrot im Angeſicht: „Erdroſſelt hätt' ich ihn mit dieſen Händen! Doch,“ fügte er bei, „Ihr mußtet nach der Notthat bei der Leiche bleiben, das wißt Ihr ſelbſt! Aber — wie dem auch ſei: ich richte Euch nicht. Da ſei Gott vor, — tretet her und hört es, Frau Muthgard! — daß ich — anders als im Kampf — Eures Gatten Blut vergieße. Nicht vorſchnell handl' ich, — ſtreng nach dem Recht. Gewiß iſt bereits ein rechtsgültig Urteil über ihn ergangen zu Eſesfeld. Dies Urteil — führ' ich einfach aus. Ich muß: es iſt des Königsboten Pflicht. Nicht ich: — das Recht hat über ihn zu richten: wer ihn frei giebt oder ſtraft, das iſt das Recht, ich bin nur des Rechtes Arm.“ „Wir rufen den Kaiſer an und ſein Gericht!“ ſprach Volkfried. „Das iſt — in dieſem Fall — verboten,“ ſagte der Biſchof ruhig; „hier ſteht's im neuen Sachſengeſetz. Ihr könnt — beide — nicht leſen? — Aber — Ihr glaubt mir, Volkfried?“ — „Ich glaub' Euch jedes Wort.“ —

„Jeder — mit beſtem Recht — Verurteilte rief zuletzt doch noch des Kaiſers Urteil an. Es ward zu viel am Hofgericht. Da erging das Gebot: gegen das Urteil des Grafendings im Sachſenland giebt es keine Berufung an den Kaiſer. — Auf! Wir ziehen gen Heidhof. Dorthin ruf' ich Eure Gaugenoſſen als Zeugen. Iſt ein Spruch gefällt, ſo muß ich ihn vollziehen. Begnadigen kann der Königsbote nicht. Muß aber erſt gerichtet werden, — nicht ich, Frau Muthgard, richte dann, wie ich wohl könnte, Euren Mann: — ich will nicht! — dem andern Königsboten, Graf Francio, überweiſ' ich ihn. Auf, gen Heidhof."

Zweites Kapitel.

Auf der ganzen mehrere Tage währenden Fahrt vermied Acerbus die Frau auf das peinlichſte. Er ſah ſie nie an, daß ſie es merkte. Nur wann er hinter ihr ritt, ſog er ihr Bild mit gierigen Augen ein. Und mußte er in der Enge des Weges einmal notwendig an ihr vorbei, nahm er ſich ſorgfältig in acht, daß nicht einmal ſein weiter Biſchofsmantel ſie ſtreife: er zog ihn dann feſt, mit geballter Fauſt, an ſich, an ſeine Bruſt.

„Eh' hack' ich mir," ſprach er zu ſich ſelbſt, „mit der eigenen linken Hand die Rechte ab, als daß ich nur an ihre Schulter rühre, — wie ſehr es in der Hand mir leiſe zuckt gegen ſie hin, wie heiß ich den Knecht dort beneide, auf den ſie den Arm ſtützt, wie ſie ſich vom Wagen ſchwingt! Oh nur einmal ſie faſſen — ſie erdrücken zwiſchen dieſen Armen! — Mein Leben gäb' ich drum. — Aber nein! Ich wahre ihm ſein volles Recht. Er ſoll nicht ſagen, ich

habe ihm das mindeſte an ſeinem Weib geſtohlen. Sein Recht, ſein ganzes, ſoll ihm bleiben: — aber auch — widerfahren!“

Er verlangte von Volkfried bei Beginn der Fahrt das Verſprechen, nicht zu entfliehen. Aber der Sachſe ſchüttelte den Kopf: „Ich leide hier Gewalt. Nichts verſpreche ich.“ Da befahl der Königsbote, den Gefangenen an den Knöcheln beider Füße an den Wagen zu feſſeln, auf dem er ſaß.

Übrigens erholten ſich ſchon in den erſten Tagen der Fahrt die beiden Gatten und die Kinder raſch wieder völlig. Volkfrieds Wunden waren bereits in der Höhle in beſter Heilung begriffen geweſen, nur der Mangel an guter Nahrung hatte ihn ſo lange in Unkraft befangen gehalten; er und die Seinen, die ja nur an Erſchöpfung gelitten, erſtarkten nun ſchnell bei den nie gekoſteten, edeln Weinen, der erleſenen Verpflegung, die der Biſchof aus den mitgeführten reichen Vorräten ſeinen Gefangenen ſpenden ließ.

Und die beiden Kinder beſchäftigte er gar viel. —

„Weißt du,“ fragte Volkbert die Schweſter, „wie er ausſieht? Wie der wunde Adler mit der gebrochenen Schwinge, den der Vater einſt vor unſerem Hofe fand. Er ſchlug ihn vollends tot — aus Mitleid.“ — „Nein, ich meine doch anders. Mutter, ſchau — nur heimlich einmal — den Herrn Biſchof an. Sieht er nicht aus, wie in des Fidus bilderbuntem Buch der zornige Erzengel?“ — „Sieh ihn nicht an, Kind! Sein Auge könnte bannen.“ — „Oh nein! Er iſt ſo viel gut anſchauen. Ich fürchte ihn nicht und nicht ſein dunkles trauriges Auge! — Geſtern ſah ich es ſogar — ich fühlt's: es hatte lang auf mir geruht — in hellen Thränen ſtehn. Mutter, — ich ſag' dir was,“ flüſterte ſie ſcheu hinauf: „ich hab' ihn lieb.“

Sie warf einen raſchen Blick auf ihre Tochter. Das Kind hatte ſich — ſie ſah es wohl — gar ſeltſam gewandelt ſeit den letzten Wochen: die zarten Formen hatten ſich leiſe, aber doch merklich mehr gerundet: ihr Auge leuchtete viel mehr als ſonſt — und oft ſah es wie verträumt ins Leere: ſie errötete manchmal und ſenkte dann die Wimpern.

„Jawohl: ſehr lieb! Schon gleich zuerſt, wie er mich aus dem Schnee, aus dem Todesſchlafe hob in ſeinen ſtarken Armen. Ich war im Himmel geweſen in meinem Traum: — und als das edle bleiche Antlitz auf mich niederſah — glaubt' ich, Er ſei mein Schutzengel, den ich ſo lang ſchon gern geſehen hätte. Und er hat mich ja auch geſchützt und gerettet! Hätteſt du nur geſehen, wie ſeine Augen vor Freude blitzten, als er mich aus dem Schnee davontrug. Wie ſeine Stimme bebte vor Rührung! ‚Muthgard' nannte er mich zuerſt."

Die Frau ſchwieg nachdenkſam; dann ſchritt ſie hinweg zu ihres Gatten Wagen.

Aber das Mädchen plauderte fort zu Volkbert. „Mich und unſer liebes Vögelein — hörſt du, es ſingt in dem Weidenkäfig da hinter uns? Mitten im Winter! — hat er zuerſt gerettet. Und dann dich und die Eltern. Elend verſchmachtet wären ſie ohne ihn. Ja, er iſt der Helfer, um den ich unabläſſig bat und flehte, noch mit letztem Hauch, bevor ich, ſo ſüß ermüdet, einſchlief unter den dichten Schneeflocken." — „Aber wenn er es treu meint mit dem Vater, — weshalb legt er ihm Feſſeln an?" — „Der Vater trägt keine Feſſeln mehr." — „Seit wann?" — „Seit heute! Die Mutter weinte manchmal: — ganz geheim: aber ich merkte es doch. Als ich ſie fragte, — weshalb, da wir nun doch in des Kaiſers Schutz geborgen ſeien, als ich immer dringender fragte, da ſagte ſie: ‚Kind,

das verſtehſt du nicht! — Sprich dein Abendgebet für alle, wie ich dich's gelehrt. Aber nicht mehr für Richwalt,' zürnte ſie, mit ihrem allerhärteſten Blick, — weißt du? wie ſie nur ſchaut, wenn ſie nicht auf kurze, wenn ſie auf lange Zeit böſe wird! — ‚er verdient es nicht. Warum ich weine?' fuhr ſie dann fort. ‚Je nun, es grämt mich ſo, daß der Vater in Feſſeln liegt.'" — „Das iſt's wohl nicht allein, weshalb ſie ſo traurig iſt. Wie ſeufzt ſie oft!" — „Gewiß. Ich ſagte nichts mehr. Bald ſchlüpfte ich zum Vater hin und fragte, er wolle doch gewiß ſeinem Richter nicht entlaufen? ‚Niemals,' ſagte der Vater. ‚Nur mich beugen — durch ein Verſprechen — will ich nicht.' Da ſchlich ich zu dem Herrn Biſchof hin —: du weißt, er hält ſtets das Roß an, ſieht er mich auf der Straße in ſeiner Nähe und wie wird dann ſein ernſtes, ſtrenges, ja meiſt finſteres Antlitz manchmal ſo mild, ſo ſchön —! Und ich ſagte ihm des Vaters Wort und haſchte ſeine Hand und küßte ſie und auch eine Thräne fiel mir darauf — da . . . fing der Herr Biſchof an, am ganzen Leibe zu zittern und zu beben. Und er beugte ſich tief herab vom Roß: — wir waren ganz allein: — und küßte mich auf die Stirn. Und dann rief er einen der Speerleute heran. Und ſchickte mich mit dem zu dem Vater. Und wir löſten dem Vater die Feſſeln von den Knöcheln. Siehſt du nun, wie gut er iſt? Du mußt ihn lieb haben! Du mußt."

Drittes Kapitel.

In Heidhof angelangt, ließ der Kaiserbote sofort von den nächsten Höfen die freien Männer zu sich entbieten, mit ihnen über die Zustände im Gau zu verhandeln.

Staunend, zweifelnd, oft das strenge Haupt schüttelnd, hörte ihnen der Bischof zu; es war, als sträube er sich im Herzen, ihnen zu glauben, als widerstrebe er der Überzeugung von des Grafen Druck und Gewaltthaten, auch von des getöteten Vicegrafen bösen Lüsten. Seine erste Frage war gewesen, ob etwa das Gericht des Grafen zu Esesfeld über Volkfried den Sachsen bereits geurteilt habe? Da sagten zwölf Männer auf ihren Schöffeneid aus: das Urteil sei längst gefällt und längst rechtskräftig: nicht nur geächtet, sondern obendrein, nach den neuen verschärften Strafdrohungen wegen Tötung von Beamten, zum Tode verurteilt sei Volkfried vom Volkingerhof, zum Tode am Galgen. Als sie hörten, er sei eingefangen, verwandten sich alle dahin, ihn — das durfte der Sendbote — statt dessen enthaupten zu lassen; daß nur der Kaiser selbst den rechtsgültig zum Tode Verurteilten zu Leben und Freiheit begnadigen konnte, wußten sie: so wagten sie keine weitergehende Bitte, wie sehr sie den wackern Mann beklagten.

Der Bischof zog die Brauen zusammen und schloß die Augen. „Das war schon beschlossen. Denn ihm soll nicht mehr geschehen, als das Gesetz erzwingt. Nicht ich töte ihn, Herrn Karls Recht: das will er ja selbst — in allen Stücken — so unverbrüchlich gehalten wissen.“ — Und zu sich selber sprach er: „Meinem Schwerte wollte er sich nicht stellen: so treff' ihn denn des Richters Schwert.“

Die Gatten sollten von dem Unabwendbaren erst erfahren, wann es sein mußte. Aber es war dem Bischof

nicht wohl bei dieſem nun doch unabwendbaren Verderben ſeines Todfeindes. Oft hörten ihn die Hofleute nachts laut beten oder leiſe ſtöhnen. Manchmal ſchritt er mitten in der kalten Winternacht aus dem Haus, in dem er Wohnung genommen, hinaus in das ſchneebedeckte Feld, an den Wachen vorüber: die ſahen ihn dann die Hände erheben gegen den ſternefunkelnden Himmel und laut reden hörten ſie ihn: mit ſich ſelber oder mit den Heiligen.

In der vierten Nacht aber ſteigerte ſich noch mehr das Gären und Ringen in dem Manne. Schweigend durchmaß er immer wieder die weite Halle, in welcher er ſein ruhlos Ruhebett aufgeſchlagen; im Erlöſchen glimmte das rote Feuer auf dem Herde.

Endlich ſprach er zu ſich ſelbſt: „Was nützt es, biet' ich ihm zum drittenmal den Kampf? Mir wäre nun ſchon viel, viel lieber, ich fiele durch ihn: Aber er thut es nicht. Ich wollt' es ihm ſo leicht machen!“ — Sein Blick fiel auf ein Kurzſchwert, das an dem Hallenpfeiler hing: — er machte einen raſchen Schritt darauf zu: „Nein! Das iſt mir zu feig. Ich lief noch aus keinem Kampfe und noch vor keinem Manne lief' ich: — auch nicht aus dieſem und auch vor Frau Muthgard lauf' ich nicht davon. Luft! Luft! Ins Freie!“

Und nun, in dieſer vierten Nacht, iſt er hinaus, weit hinaus bis in die Wildnis geſchritten: eilenden ungeſtümen Ganges, ſo weit, daß vom Hof aus auch ſein Schatten nicht mehr geſehen werden konnte. Er ging, er lief, er ſtürmte, er rannte zuletzt immer weiter in den ſchweigenden Wald hinein, bis er erſchöpft auf einer Lichtung innehielt.

Die gewaltigen Bäume ragten in der Ferne um ihn her wie drohende Rieſen: es war aber doch nicht ganz dunkel, obwohl der Mond nicht am Himmel ſtand: der Schnee warf ein bleiches Licht weit von ſich und ſchwei-

gend ſahen die Sterne auf den ringenden Mann herab, wie wartend.

Er warf ſich auf das Antlitz in den tiefen, kalten Schnee und faltete die Hände und preßte ſie vor die glühende Stirn und weinte und betete und ſchrie zu Gott.

Endlich ſprang er wieder auf. „Was ſoll ich thun?“ rief er. „Was? Was? Den Zufall fahren laſſen, welcher ſie und ihn in meine Hand gegeben? Mein Recht, meine Macht nicht gebrauchen? Sie beiſammen laſſen? Gehen? Wohin? Wieder in die Einſamkeit? In die fürchterliche, verzehrende Einſamkeit? Die beiden glücklich wiſſen — jede Stunde des Tages und der Nacht! — und ſelber elend und einſam ſein — jede Stunde des Tages und der Nacht? Immer allein — unter meinen toten, kalten Büchern und Pergamenten — unter meinen ſtrengen, erbarmungsloſen Heiligen? Nichts Weiches, Sanftes, Holdes je um mich? Wohl bin auch ich beweibt! Hei freilich! Der heiligen Kirche, der Kirche zu Arezzo bin ich angetraut! O Hohn! Meine Ehefrau: ſie iſt von Stein. Kann ich ihr vom Munde den Hauch des duftigen Atems ſchlürfen, den ich . . . ahne? Legt ſie mir den vollen, den weichen, den weißen, den heißen Arm um den Nacken und flüſtert ſie mir zu: ‚nun, komm, komm zu mir, geliebter Mann, erlabe dich meiner Schöne, meiner Liebe!‘ Kann ich ſie küſſen, — küſſen, küſſen . . . — bis ſie vor ſeligem Grauen zu vergehen bangt? Was giebt ſie mir für ſolche Wünſche? Ihren Fluch! Wohlan! Er rührt mich kaum!

Iſt mein Herz denn tot?“

Er griff, er ſchlug ſich wild an die Bruſt.

„Nein! Da zuckſt du ja noch immer, zuchtloſes, pflichtloſes, feiges, elendes Herz! — Es iſt entſetzlich! Ich — Acerbus! Die ſchärfſte Strenge gegen mich und — ach!

gegen andre! — ſie war mein Stolz, die makelloſe Zucht mein Ruhm! — Und wär' es nur um das Prieſterkleid! Aber ich blieb doch ein Mann, ein Sachſe, da ich Prieſter ward. Wie lautet unſeres Sachſenſtammes alter Schwur? ‚Bis zum Tode getreu!'"

Er hielt inne, er unterbrach ſich. Er begann nach einer Weile mit ganz anderer, herber, kühler Stimme. „Bah! Wer darf mich darum ſchelten? Iſt's ungerecht? — Und wär' es ungerecht: ich vollſtrecke nur das Urteil. Ich hab' es nicht gefällt. Und ich kann ihn gar nicht begnadigen."

Aber plötzlich brach er ab in dieſem Gedanken und rang die Hände hoch ob dem Haupte und ſchrie in ſchrillem Vorwurf: „Lüge! Alles Lüge! Selbſtbelügung! Und die gleißende lockende Hoffnung, die da kirrt: ‚iſt er nur tot — ſo wird alles möglich?' Oh Richwalt, was hilft es dir, kann dich kein Menſch ſchelten, du aber, — biſt du mit dir allein — mußt du dir ſagen: ‚Und du haſt es doch nur gethan, weil du ſie ihm nicht gönnteſt, ſie ſelbſt gewinnen wollteſt.'

Du ſchreiſt, du gehſt zu Grunde, Herz? So geh zu Grunde! ſiebenmal! — Beſſer als daß du treulos, ehrlos wirſt. — Nein! — Nein! Und wüßt' ich es gewiß — was ach! ja nur ein Traum des Wahnes iſt! — ſie wird dann mein — nach Jahren! mein: Nein! Ich thu's nicht! Volkfried ſoll leben. Muthgard ſoll glücklich ſein!"

Er wiederholte nun laut in freudiger Begeiſterung: „Ja! Ja! Er ſoll leben! Sie ſoll glücklich ſein!

Und ich? Und ich!" ſtöhnte er nochmals auf in tiefſter Qual. „Was wird aus mir! Hab' ich nicht auch ein Recht auf Glück im Leben? Richwalt, was liegt an dir? An der Ehre liegt alles! Und an der Pflicht der Treue."

Und er richtete ſich kräftig auf, hob das bleiche Antlitz

zu den Sternen: die grüßten nun ſchweigend, feierlich erglänzend, wie einverſtanden, wie ſegnend.

Und hoch aufgerichtet ſchritt er raſch nach Hauſe.

Viertes Kapitel.

Nach Mitternacht erſt kam er zurück in das Gehöft. Die Wachen merkten den Lichtſchimmer, den ſeine kleine irdene römiſche Ampula warf, alle noch übrigen Stunden der Nacht hindurch.

Nach Tagesanbruch befahl er, Lindmuth zu ihm zu führen. „Das Kind allein! — Ohne — ohne die Mutter," fügte er haſtig bei.

Aber als der Bote ihn verließ und die Thür öffnete, ſie zu holen, da ſtand das Mädchen auf der Schwelle. Sie trat ein; ſie fand den Kaiſerboten mit dem Antlitz auf ſein reich mit Pelzen und Decken ausgeſtattetes Lager geſtreckt; vor ihm auf dem Schemel ſtand ein hoher Silberbecher. Sie blieb an der Thüre ſtehen, ſie erſchrak —: ſo totenbleich waren ſeine Züge, die Wangen eingeſunken, die Mienen verſtört. Er richtete ſich langſam auf, ſtützte das Haupt auf die linke Hand und winkte ihr mit der rechten, näher zu kommen; ein ſanftes, müdes Lächeln ſpielte freundlich um die ſonſt ſo ſtrengen Lippen. Das Mädchen richtete bang, angſtvoll die klaren Augen auf den Mann: es blieb, wo es ſtand.

„Muthgard," — ſprach er. „Nein! Nein doch! Lindmuth! Komm' her." „Mein Gott, Herr Biſchof," rief ſie, nun heraneilend. „Wie ſeht Ihr bleich! Ihr ſeid ſehr, ſehr krank! Ich rufe die liebe Mutter, die ver-

ſteht . . . !" — „Nicht, Kleine, nicht! Noch nicht." — „Ihr ſolltet von dem edlen Wein — da! — Randvoll, unberührt ſteht der Glanzkrug vor Euch! Trinkt davon! Der Feuertrank, der Lebenstrank hat uns allen — dem Vater! Und mir! — ſo gut gethan damals, da wir ganz verſchmachtet waren, als Eure Güte uns gerettet hat. Bitte, — trinkt."

„Ich will, Kind! — Trinke du zuerſt! — So! Nun reich' ihn mir. Weißt du was? Wir wollen Freundſchaft ſchließen, Lindmuth. — Willſt du's? Ich — ich hab' dich lieb." „Ich aber hab' Euch ſehr lieb gewonnen, lieber Herr Biſchof, wie ich zuerſt in . . . dein Antlitz ſah." Sie ſah ihn voll an mit freudeſtrahlenden Augen, ſie errötete nicht. Sie empfand kein Gefühl der Scheu, aber ſie war überglücklich in ihrem reinen Herzen. „Ihr habt mich auferweckt von den Toten. Ich meine, wann ich zum zweitenmal auferſtehe aus dem Grabe: — der Gottesbote, der mich weckt, muß Eure Züge tragen."

Der Biſchof richtete ſich nun raſch ganz auf. „Oh Kind — laß ab!" Er ſchwieg eine Weile, dann legte er die Hand auf die Schulter des ſchönen Mädchens und ſagte langſam: „Nicht wahr, Lindmuth, meine Freundin, du kannſt gar nicht lügen?" „Nein, Herr," ſagte ſie. „Ich ſage immer die Wahrheit. Oder ich ſchweige," fügte ſie gewiſſenhaft bei. „Das dachte ich wohl. Nun ſage mir: du ſtandſt dabei — als — jener Vicegraf von deinem Vater erſchlagen ward?" — „Ja, Herr!" — „Iſt's wahr, daß der Graf und ſeine Leute mit Gewalt in den Hof brechen wollten?" — „Ja, Herr!" — „Iſt's wahr, daß die Sonne ſchon zu Rüſte gegangen war?" — „Ja, Herr. Das heißt: wir ſagen nicht: ‚zu Rüſte', wir ſagen: ‚zu Walde' gegangen. Und die Sonne war damals ſchon geſunken hinter die Eſchenwipfel des Weſterwaldes." —

„Und was hat der Vicegraf gerufen, wie er ſich über den Zaun ſchwingen wollte?“ — „Den Sinn verſtand ich nicht: die Worte nur. Er rief dem Fronboten zu, vor allem müſſe er die Frau dort greifen, weil ſie ſo ſchön ſei. Er meinte die Mutter, lieber Herr Freund. Und wirklich griff er mit der Linken nach der Mutter. Und da ſchlug ihn der Vater tot.“ — „Nicht eher?“ — „Nicht eher.“ — „Und iſt es auch wahr, daß einer von des Grafen eigenen Leuten dem Grafen Rechtsbruch vorwarf?“

„Ja, das hab' ich gehört.“

„Wie heißt der Mann?“

„Das hab' ich nicht gehört. Oder nicht verſtanden. Oder vergeſſen.“

Acerbus ſprang nun von dem Lager auf, ſo heftig, daß die Kleine ein wenig erſchrak. „Ihr ſeid heute ſo milde im Geſicht geweſen — und in Euren tiefen Augen — und in der Stimme ſo ſanft: — wollt Ihr nun wieder böſe werden?“ „Nein, niemals mehr. — Es iſt alles ſo,“ ſagte er dann, die Halle mit langen Schritten durchmeſſend, zu ſich ſelber. „Natürlich iſt es wahr! Ich hab' es ja auch im tiefſten Winkel des Gewiſſens ſtets gewußt, daß es ſo iſt. — Den Schein des Rechts wollt' ich mir ſelbſt vortäuſchen. Aber vor dieſes Kindes klaren, himmliſch klaren Augen beſteht keine Unwahrheit . . ! Noch eins, Lindmuth, — dann halt' ich dich nicht mehr.“ — „Ich bin aber ſo gern bei Euch, frommer Herr Biſchof.“ „Sag,“ — hier trat er ganz dicht an ſie heran und ſchaute ſich vorher ringsum. „Was habt Ihr? Es iſt ja niemand in der Halle.“ „Sag,“ flüſterte er ganz leiſe. „Haſt du vom Vater — von der Mutter — niemals gehört von einem — Richwalt?“ — „Vom Vater nie. — Von der Mutter oft. — Richwalt war eines Grafen Sohn. Er iſt verſchwunden, wie der Mutter Vater. Die Mutter

befahl mir, wie für des Großvaters Seele, so für Herrn Richwalts Frieden zu beten."

Da brach der Biſchof laut aufſchluchzend zuſammen; er warf ſich auf das Lager und begrub das Haupt in der Decken.

Ängſtlich ſprang die Kleine hinzu: „Herr Biſchof! Lieber Herr Biſchof! Hört mich doch! Ihr ſeid ja nun mein Freund geworden. Ihr dürft mir jetzt nicht ſterben. Ihr müßt uns ja wieder allen helfen, zum zweitenmal uns retten, deshalb kam ich zu Euch! Ich — Ihr fragtet gar nicht, was mich zu Euch geführt, ſo früh! Die Eltern wiſſen nichts davon. — Geſtern Abend hat einer der Schöffen dem Vater etwas zugeflüſtert. Seitdem ward der ſo ernſt; und die Mutter weinte. Sie ſchalt ſehr auf Euch. Der Vater verwies ihr das; er ſagte: ‚Ich finde keinen Ausweg. Er thut nur nach dem Recht. Ich bin verloren.'"

Nun, lieber Herr Freund, das kann doch nicht ſein. Und wenn der Vater keinen Ausweg findet — du findeſt — Ihr findet ihn gewiß. Ich ſchlich mich fort — mich trieb's zu Euch. Ihr könnt gewiß helfen — wenn Ihr wollt. Und weshalb ſolltet Ihr nicht wollen? Du biſt ja gut." — „Gut bin ich gar nicht, liebes, holdes Kind. Aber ſei getroſt. Ja, ich will helfen! Geh jetzt, kleine Freundin. Und nun, — nun ſchicke mir deine Mutter."

Gehorſam wandte ſich das Mädchen zum Gehen; an der Thüre blieb es ſtehen und ſah zurück: „Herr Freund," fragte es, — ganz ſchüchtern kam die Stimme — „Lieber, darf ich nicht — mit ihr zugleich — auch meinen Vater ſchicken?" — „Ihn? — Auch vor ihm mich ſo tief beugen? — Aber es iſt recht: das iſt die richtige Buße für ſo viel gehoffte, geträumte Sünde. Schicke deine Eltern: — ich erwarte ſie!"

Fünftes Kapitel.

Bald darauf ſchritten Volkfried und Muthgard, Hand in Hand, in die Halle; ſie blieben nah am Eingang ſtehen. —

Durch den ganzen Raum des Gemaches getrennt ſtand Acerbus, hoch aufgerichtet, am breiten Eichentiſche nahe dem Herde; er hatte ſich vorgeſteckt, ſich ſelbſt zu züchtigen, und er hielt Wort. Anfangs freilich kamen ihm die Worte ſchwer, einzeln, abgeſtoßen, aus den kaum geöffneten Lippen; aber allmählich riß ihn der Eifer fort, ſich ſelbſt zu richten.

„Volkfried," ſprach er, „Ihr ſeid frei. Ich bin überzeugt, daß Ihr in Notwehr ſchlugt, obwohl Ihr von der Leiche flohet. Ihr mußtet wohl. Ein rechtsgültig Urteil freilich mußte ich vollſtrecken. Aber ich ſtoße jenes Urteil als ungültig um: — ich nehm's auf mich beim Kaiſer: mag er mir darum grollen; er wird nicht lange grollen, wenn er — alles von mir erfährt. Viele Sachſen des Nordgaus rügen Hardrads, Fortunats Frevel und ein Mund, der nicht lügen kann . . . . Aber nein: auch ich belüge nicht mehr Euch, nicht mehr mich ſelbſt. Es muß, es ſoll alles geſagt ſein. Ich bin nicht erſt heute von Eurer Unſchuld überzeugt. Ich bin . . . . ich habe nie ſo ganz, ſo wahrhaft an Eure Schuld geglaubt, auch als ich Euch hart behandelte. Ich wollte ſo gern an Eure Schuld glauben. Denn — und nun merkt ſcharf auf, beide! — jedes Wort iſt mir ein Dolchſtich und ich wiederhole keines — denn ich bin ein Sünder."

Er ſtockte. Aber gleich fuhr er fort. „Ein arger Sünder. Stets flüſterte mein Gewiſſen: ‚Du weißt es ja, daß er ſchuldlos iſt: du klammerſt dich an den Buchſtaben des Notwehrrechtes, um ihn zu — auszutilgen.'

Und ich wollte dich — austilgen, damit .... damit dieſes Weib eine Witwe werde."

Volkfried zuckte und drückte ſeines Weibes Hand, die er nicht aus der ſeinen gelaſſen hatte. Muthgard ſenkte zürnend das Haupt zur Seite.

„Schont ſie," ſprach Volkfried. „Ich weiß alles."

„Nein!" ſchrie Acerbus, plötzlich ausbrechend. „Du weißt nicht alles! Und ſie nicht. Nur Gott im Himmel und der Satan in der Hölle und mein zermartert Hirn wiſſen alles. Aber ihr ſollt davon hören! Ihr müßt! — Sonſt — ſonſt könnt ihr mir ja nie verzeihen. Ihr liebt euch, in eurer kühlen, ſchlichten Art, — aber ihr wiſſet beide nicht, wie ich dies Weib geliebt habe vom erſten Jünglingsalter an. Wie Mondlicht gegen den Feuerſtrom, den ich in Welſchland aus finſtern, harten Felſen brechen ſah, — ſo iſt eure Liebe gegen die meine. Ich verzehrte mich um dieſen herben ſpröden Reiz. Als ich ſie dein wußte, — unabwendbar dein — als du den Zweikampf weigerteſt ... —"

Erſchrocken ſah Muthgard auf ihren Mann.

„Da faßte mich wahnſinnige Verzweiflung! — Ich hätte es weit bringen können in weltlichen Ehren, des reichen Grafen Richulf Sohn. Denn ich war ſtark und kühn und meine Gedanken waren ſchnell und ſcharf und ſehr mannigfaltig. Keinem Großen Herrn Karls wollte ich — auf die Dauer — nachſtehen. Jetzt aber floh ich aus dem Stammhofe meiner Ahnen: — mein greiſer Vater ſah mich niemals wieder: er ſtarb gar bald vor Gram um den Verlorenen. Ich lief zum nächſten Prieſter, den ich finden konnte: — ich ſchwor der Welt, all ihrem Ruhm, all ihrem Reichtum, all ihren Ehren, ihrer Luſt und aller Frauenliebe ab. Ich ward Mönch, Prieſter: kein Kloſter war mir ſtreng, keine Regel grauſam genug. Ich lernte

alles, was ich zu lernen fand an Wiſſen in Francien, in Italien. Ich ward geehrt in jungen Jahren wegen meines Wiſſens, gefürchtet wegen meiner Strenge. Ich ſtieg raſch: ich ward Abt, ward Biſchof. Und derſelbe Acerbus, der jeden jungen Prieſter zu furchtbarſten Geißelungen verurteilte, wenn er beichtete, daß ſein Blick mit Wohlgefallen geruht auf eines Weibes nacktem Arm — derſelbe Acerbus, — o Frau, tritt von uns hinweg! du aber höre mich: du biſt ein Mann! Biſt ihr Mann freilich, gerade darum ſollſt du's hören!" —

Sie wandelte mit gefurchter Stirn im Hintergrunde der Halle auf und nieder, mit gemeſſenen, langſamen, feierlichen Schritten. — „Ich ward Tag und Nacht verzehrt von raſender Sehnſucht! Du kannſt mich, wenn du willſt, mit dieſen meinen Worten beim Kaiſer und beim Papſt verderben. Thu's! Und willſt du noch barmherziger ſein: nimm jenes Kurzſchwert von dem Pfeiler dort und ſtoß mich nieder! Ich werde dir's danken. Denn ich haſſe mich. Vielmehr als dich. Dich haß' ich längſt nicht mehr.

Um ſie, um ſie iſt all mein Heldentum dahin! Ich war ſchon ein Held: ein größerer wär' ich noch geworden! Jedoch ſie — ſie hat mich im tiefſten Mark geknickt! Ach vergangen — um Muthgard! — iſt all meine Weltfreude, meine Schwertfreude — ach, dahin, dahin um ſie iſt all mein Heldentum!

Jahrelang fand ich faſt keinen Schlaf. Euch beide ſah ich, Bruſt an Bruſt geſchmiegt, vor meinem Lager ſtehen. Ich fing an, im Halbſchlummer zu wandeln. Ich erwachte einmal, wie ich, im Traume dahinſchreitend, die weiße Marmorſäule meines Schlafgemaches im Biſchofshauſe zu Arezzo umſchlungen hielt mit beiden Armen.

Mein Beichtiger ſagte: ‚Du biſt beſeſſen von einem böſen Dämon. Bete, geißle dich, vergiß.'

Und mein mönchiſcher Arzt ſagte: ‚Du biſt todkrank in Herz und Hirn und Blut und Mark! — Wahnſinnig biſt du. Oder wirſt es morgen: — laß dir zur Ader, bis du umfällſt.‘

Aber mein ſaraceniſcher Arzt — er war ein Sklave des Bistums, ein gefangener Araber aus Spanien — der ſprach: ‚Der einfältige Prieſterarzt! Ich kenne ihn, dieſen böſen Dämon. Himeros heißt er auf griechiſch. Ihr ſeid liebesſiech. Iſt auch kein Wunder. Ein Mann wie Ihr! Vier Weiber brauchtet Ihr! Wir Söhne des Propheten, wir verſtehen uns beſſer darauf. Ein Mann ohne Weib iſt ein Kopf ohne Rumpf. Seid klug. Werft dieſen Biſchofsſtab weg: — er freut Euch herzlich wenig: Ihr braucht ein Schwert faſt ſo notwendig wie ein Weib! — Flieht nach Cordoba. Schon mancher Franke hat's gethan, hat dort ſein Glück gefunden. In einem Jahre ſeid Ihr einer unſerer erſten Fürſten und in Eurem Frauenſaal habt Ihr zwanzig Arzeneien.‘

Ich ſtieß ihn mit der Fauſt von mir. Ein Richwalt löſcht ſeine Flammen nicht mit Kot. Lieber verbrennen! Ich ließ mein Blut ſtrömen, bis ich umfiel, und zergeißelte mich und faſtete und trug unter härenem Hemde einen Stachelgürtel viele Jahre. Und wenn ich in eine bilderreiche Handſchrift blickte — jeder Frauenkopf ward zu Muthgard! Und es blieb immer das Gleiche, all dieſe Jahre! Und — hört es, Frau Muthgard! — meiner Seele Frieden — fand ich nimmermehr! Wahrlich: Euer Glück, haltet's hoch im Wert! — es iſt teuer erkauft: durch meines Vaters Gram — durch Eures Vaters Gram: ich traf ihn, eh' er ſtarb zu Metz! — und durch das zerknickte, zerquälte Leben jenes Richwalt, der einſt ſich vorgeſteckt hatte, Herrn Karl den Liebling, Held Roland, — Roland ſelber! — zu erſetzen.“

Er hielt erſchöpft inne.

Da ſprach Muthgard, herantretend und die Augen feſt auf ihn heftend: „Meines Vaters Gram thut mir tief leid. Aber, was kann ich dafür, daß ich ihn lieben mußte, dieſen Volkfried da und keinen ſonſt? Und wären alle Männer der Welt darüber verzweifelt, —: ich hätte doch nur dieſen Mann geliebt.“

Und ſie lehnte ſich an ihres Gatten ſtarke Bruſt. Volkfried drückte ihre Hand.

„Ich weiß, ich weiß! — Und nun, nach fünfzehn Jahren, find' ich Euch wieder. Zuerſt jenes holde Kind. Und dann — Euch ſelbſt! — Ich ſchweige! — Und mein böſer, ſcharfer Kopf raunt dem wilden, dem tobenden Herzen zu: des Mannes Leben iſt in deiner Hand. Laß ihn ſterben. Dann . . . —“ „Nun? Und was dann?“ ſprach Muthgard vortretend. „Die Verlaßne zwingen — mit Gewalt? — Wie jener Fortunat . . . —?“ Da ſchrie Acerbus laut auf in leidenſchaftlichem Schmerz: „O weh, weh über mich! So ſchlecht bin ich in dieſen Augen! — Nein! — Ich bin ja ſo tief herabgeſchmettert: — wär' es wahr, ich würde auch dieſen Frevel meiner Gedanken euch geſtehen. Aber das hab' ich nie gedacht!“ „Nicht Gewalt? Alſo wagtet Ihr zu wähnen . .?“ zürnte die Frau. „Nichts! Oder ja doch: — denn alles muß geſagt ſein! Ich träumte wohl: wenn der Mann doch ſterben muß, nach des Kaiſers Recht — und wenn ich dann der Witwe mich annehme wie ein Bruder und wenn ſie ſieht, wie die Kinder in meinem Biſchofshauſe zu Glück, Reichtum, Glanz und aller Herrlichkeit der Welt aufſteigen — dann wird vielleicht ihr Herz in Freundſchaft, in Dank, in Mitleid für mich ſchlagen. Und wer weiß, wenn ich die kluge Frau ſelbſt emporhebe in das helle Licht meines Geiſtes, wenn ich ſie teilen laſſe all meine ſtolzen, reichen

Gedanken — denn ich verachtete dich, Volkfried, in der eiteln Hoffart meines Bücherwiſſens und erhob mich ſehr über dich in meinen Gedanken und bin doch nicht wert, — hör' es, Frau Muthgard! — daß ich als Knecht dieſem Vielgetreuen diene! —"

Unſichtbar für den Biſchof drückte ſie ſtolz ihres Mannes Hand.

„Ach, ich träumte wohl, — der Papſt kann alles: — Papſt Leo liebt mich ſehr! — er kann auch das. Gar mancher Biſchof hat ein Weib."

„Kluger Biſchof," grollte die Frau, „was für ein Thor biſt du! Das Weib, das Volkfrieds war —! Hier, dieſe einfältige Muthgard, die nicht leſen und nicht ſchreiben kann und nichts zu eigen hat als ein verbrannt Gehöft: — und böte ihr als Witwe der große Kaiſer Karl Herz, Hand und Thron — ſie lachte nur und ſagte: Armer Herr Kaiſer! Ihr kennt mein Herz und meine Liebe nicht. Denn Liebe: — das iſt Ewigkeit."

„Amen," ſagte der Biſchof feierlich. „Das brauchſt du mich — wahrhaftig! — nicht zu lehren. — Ich meinte — in den letzten Nächten — ich würde nun wirklich wahnſinnig. Aber Gott der Herr hat mir geholfen: dieſe Nacht, tief draußen im Wald, — im kalten Schnee. Gott und Lindmuth, die ſein Engel iſt auf Erden. Und ich beſchloß zu meiner erſten Buße — meine zweite — viel leichter! — iſt, daß ich Papſt und Kaiſer alles geſtehe, dem Bistum entſage und in ein Kloſter als Büßer trete —! euch — auch dir, Volkfried, und das war ſchwer! — alles zu geſtehen und mich zu demütigen bis in den tiefſten Staub!"

Er ſchritt nun raſch durch die ganze Halle hin auf beide Gatten zu: „Ich bin ein ſündhafter Prieſter geweſen fünfzehn Jahre lang. Ich habe dich morden wollen in

Gedanken, dich, du treuer, reiner, aufrechter Mann, morden unter dem Scheine des Rechts und deine Witwe mir gewinnen durch Reichtum, Glanz und Hochmut des Geiſtes. Ich büße! Hier, vor eure Füße, werf' ich mich und beuge mein hochfärtig Haupt vor euch in den Staub! Verzeihet mir, ich fleh' euch an, verzeiht!" Und ehe ſie's hindern konnten, lag er vor ihnen hingeſtreckt am Boden, das Antlitz zur Erde gedrückt, die Hände über dem Haupte flehend emporgereckt.

Sofort faßte Volkfried ſeine Rechte und zog ihn halb empor, ſo daß er knieen mußte: „Richwalt, Nachbarsſohn! — Du haſt viel um dieſe Frau gelitten und verloren: — Richwalt, ich verzeihe dir aus tiefſtem Grund des Herzens."

Aber Frau Muthgard wandte ſich ab und ſchwieg.

Hilflos, flehend blickte der Knieende zu ihr empor. Sie ſah es wohl. Aber, finſter blickend aus den ſo lichten Augen, ſchüttelte die Frau feindſelig, wie drohend, langſam das ſchöne Haupt: verhalten begann ſie: jedoch, gegen ihre ſonſtige Art, gegen ihren Willen riß ſie das Gefühl dahin, daß ſie immer raſcher, immer lauter, immer heftiger ſprach.

„Nein! — Nicht alſo! — Daß Ihr mich damals liebtet — mich wirklich liebtet, — ich hab' es wohl gefühlt. Ich habe deshalb für Euerer Seele Frieden gebetet, mein liebes Kind beten laſſen. Daß Ihr" — ſie ſtockte: Errröten übergoß ihre Wange — „daß Ihr dann noch immer meiner — — daß Ihr mich in fünfzehn Jahren nicht vergeſſen habt, — ich will es Euch verzeihen."

„Ihr ſeid ſehr gnädig," lächelte er bitter und ſprang auf.

„Verzeihen, — nur um jenes Kindes willen, das Ihr gerettet habt. Aber daß Ihr meinem Mann — dieſem Mann! — den Tod zugedacht habt, — das kann Euch Gott — vielleicht, — ich kann's Euch nicht vergeben."

Zornig funkelten jetzt die sonst so ruhigen Augen: lodernde Blitze schossen auf den Bischof, daß dessen bleiches Angesicht noch bleicher ward. Weder er noch auch Volkfried hatten sie jemals so gesehen. Sie trat drohend einen Schritt gegen ihn vor. „Hört es: ich hasse Euch! Es war nicht wohlgethan, daß Gott Euch schuf!“ Und stürmisch rauschte sie aus der Halle.

Hoch richtete sich der Gebeugte auf und hob — zum erstenmal — das Haupt: „Das war zuviel!“ sagte er ruhig.

Da ward die Thüre der Halle aufgerissen und Hülsung und Fidus eilten über die Schwelle. „Gelobt seien alle Heiligen,“ rief der Mönch, „Volkfried! Da steht er lebend.“ „Er ist unschuldig, Herr,“ rief Hülsung. „Der Kaiserbote Francio sendet uns. Der Mann schlug in echter Not. Ich eid' es.“

„Ich weiß es. Er ist frei.“

Da trat Volkfried an des Bischofs Seite und legte ihm die Rechte auf die Schulter: „Ja! und sagt dem Kaiserboten: der Bischof hatte mich freigegeben, — bevor Ihr kamt.“

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Wenige Tage darauf saß in dem Welandshof Graf Francio gegen Abend wieder an dem Tische, der mit Urkunden überdeckt war; er las bei dem Scheine der römischen Ampel; er war allein: vergebens hatte nach jenem Mordanfall der Seniskalk gefordert, daß immer Bewaffnete in der Halle selbst weilen sollten: nur den Laden ließ der Graf fest schließen und vor der Hallenthüre durfte ein Krieger wachen.

Das Ergebnis seiner Lesung schien den Alten wenig zu befriedigen. Das mächtige Haupt leise schüttelnd, warf er eines der Pergamente auf den Tisch, stützte den Kopf auf die linke Hand und sah träumend, brütend vor sich hin in das Feuer, das von dem offenen Herd aus eine wohlige Wärme verbreitete.

Immer tiefer furchten sich die Falten auf der gewaltigen Stirn, immer unzufriedener blickten die halbgeschlossenen Augen.

„Herr, Herr," sprach er zuletzt halblaut vor sich hin, „warum prüfst du deinen treuen Vogt auf Erden gar so schwer? So unaufhörlich? Könntest doch jetzt nachgerade wissen, wie ernst es ihm ist mit deinem Dienste! Wenn alles, was ich sorgfältig — in langen wachen Nächten, —

ausſinne zum Heile des armen Volkes, wieder von den ſchurkiſchen Amtleuten mißbraucht wird, die Bedrängten vollends in den Staub zu treten, wenn die Arznei ſo zum Gifte wird, — dann, lieber Chriſtus, iſt das doch recht hart von dir gegen deinen Kämpfer, der allüberall auf Erden deine Sache führen will, daß du all das ſo hingehen läſſeſt. Thuſt du's nur, meine Geduld zu prüfen, dann, lieber Herr, dann mach' bald ein Ende der Prüfung: — ſonſt beſtehe ich ſie nicht.

Wie hetzeſt du mich umher in deinem Dienſt! Kaum vom Ebro heimgekehrt, jagſt du mich bis an die Theiß, und von dem Tiber ſchickſt du mich ſpornſtreichs über die Elbe hierher an die Eider. Und keine Nachricht — immer noch nicht! — von Benevent, von Spanien, den Avaren, von Byzanz zumal. Bedenke doch, lieber Herr, ich bin alt: — ich werde müde. Du haſt mit dreiunddreißig Jahr ſchon genug daran gehabt, die Erde zu treten. Und ich bin mehr als doppelt ſo alt geworden in deinem ſchweren Dienſt. Und wenn doch ſo manches mißlingt, — verdrüſſig möcht' ich werden! Ach wenn ich doch nur leſen könnte in den Herzen meiner Völker, ob ſie's denn wirklich auch ein wenig mir danken, ob ſie's ahnen, wie ich für ſie mich mühe und keine Ruhe mir gönne nachts und tags . .? Auch die Sachſen — wohl hab' ich ſie lange quälen müſſen — aber der Herr Chriſtus hat mir's befohlen, zu ihrem Heile: ob die das gar nicht ein wenig einſehen? Ob ſie nur dem Beſieger fluchen, nicht auch dem väterlichen Beſchirmer des Rechtes danken? Auf die Schmeichelberichte dieſer falſchen Grafen geb' ich noch weniger als auf die Lobverſe meiner Hofdichter! Wie ſoll ich nun hinter die Wahrheit kommen? Ach manchmal werd' ich todmüde, und ich meine, all meine Lebensarbeit war umſonſt!" —

Und er ſtöhnte und ſchloß verdüſtert die Augen.

So nahm er nicht wahr, wie die Hallenthür geöffnet ward; — freilich auch nur ein ganz klein wenig: — das genügte, eine gar ſchlanke, feine Geſtalt durchſchlüpfen zu laſſen, die nun leiſe, leiſe mit den kleinen Füßen über den Eſtrich hin zu dem Alten glitt, unhörbar vor ihm auf beide Kniee niederſank und jetzt anhob, mit beiden linden Händen ganz ſanft und zärtlich den ſchönen langen blütenweißen Bart zu ſtreicheln, der ihm bis auf den Gurt herniederfloß.

Nun ſah er auf: über ſein Antlitz zog ein heller Schimmer, die Düſterkeit, ſie war hinweg: „Du biſt's, Kleine? Du Sonnenſtrählchen! Was willſt du?“

„Nur bei Euch ſein. — Darf ich?“ — „Gern. Aber was willſt du bei mir?“ — „Euch anſchauen. In Euer großes liebes Geſicht. Das iſt ſo viel gut anſehen. Und dann . . .“ — „Was dann?“ — „Ich komme wohl auch von ſelbſt gern zu dir; auch ſchon vorher. Aber doch! Ich hätte es nicht gewagt, ſo oft. Denn du biſt zwar ſehr, ſehr gut, Herr Graf: aber doch auch ſehr erſchrecklich.“ „So?“ ſprach der Alte und wollte das Mädchen auf ſeine Kniee heben. Sie errötete aber und ſchmiegte ſich nur an ſeine Seite. „Erſchrecklich bin ich?“

„Ja,“ fuhr ſie fort, ganz zutraulich in dem weißen Barte wühlend, „und ein klein wenig zornig wirſt du doch recht oft.“ — „So?“ — „Ja, ja. Und Herr Audulf ſagte, wenn du ganz zornig biſt, dann fahre dir Feuer aus den Augen und niemand könne dann deinen Blick aushalten. ‚Aber,‘ — hat er geſagt — ‚du, Kleine, gehe du nur oft zu ihm, wann ich fortgezogen bin‘ — hat er geſagt, — ‚und wann er die tiefen Furchen macht zwiſchen den Brauen. Denn er hat ſehr viele ſchwere Gedanken, der Graf Francio. Aber dich‘ — hat er geſagt — ‚dich

hat er gern um ſich, etwa wie du dein Rotkehlchen, das auch im Winter ſingt' — (Hörſt du es? Da ſingt es! — Beim Licht des Kienſpans draußen!) Und wie die Mutter meinte, ihr ſei das wohl ganz recht, aber wie das doch käme, daß der geſtrenge Herr Graf an ſolch jungem Ding Gefallen finde? Da ſagte Herr Audulf: wegen ihrer! — Wegen Frau Hildigard. Das war nämlich ſeine Frau, wie er noch jung war. Und die hat er geliebt, — mehr als die ganze Welt."

„Ja," ſprach der Alte langſam vor ſich hin, „das war ſeine Frau, wie er noch jung war. Und die hat er geliebt, mehr als die ganze Welt."

„‚Und', fuhr Herr Audulf fort, ‚wie zuerſt das Mädchen über die Schwelle trat, da rief der Alte' — ſo ſagte nämlich der Seniſkalk, — Ihr müßt's nicht übelnehmen!" — „Ich nehm's nicht übel. Sie nennen mich ſo — ſchon lange! — von Benevent bis Sliesthorp." — „‚Das Mädchen ruft mir Frau Hildigard zurück. Hildigard war etwa ſo alt, als ſie mein ward; das Kind ſoll recht viel um mich ſein.'" „Sie war dreizehn Jahre, und mit vierundzwanzig hab' ich ſie ſchon begraben," ſprach der Alte ſchwermütig vor ſich hin, mehr zu ſich ſelbſt, als zu der Kleinen. „Und vor dem Abreiten wies mir Herr Audulf einen Spalt in der Thür und befahl mir, da ſolle ich, wann Ihr lange Zeit allein hier ſäßt, hereingucken. Und wenn Ihr die tiefen Furchen zöget, dann ſolle ich keck hereinkommen und Euch was erzählen. Und ſo that ich auch heute, jetzt. Aber erzählen? Ich weiß nichts. Außer: wie wir lebten in der Höhle."

„Arme Leute! — Warte nur, Graf Hardrad!"

„Und vorher, wie wir lebten in unſerem lieben Hof. — Und von Fidus. — Aber das wußteſt du meiſt ſchon. — Und von Hauswart. Den haſt du leider nicht gekannt.

Und von Heimo —, dem Guten. Und von deſſen vielen Geſchichten von der Waldfrau und . . . .“ — „So, ſo! Da weißt du wohl auch von dem übeln Woden und Donar und . . . —“

Da hob die Kleine ernſthaft den Zeigefinger und ſprach: „Du! — ‚Abſag’ ich Woden und Donar und‘ — kennſt du den Spruch denn nicht?“ „Doch, doch!“ ſagte der Alte, ganz beſchämt. „Dann weißt du auch, daß man von denen nicht mehr reden darf. — Herr Karl hat’s verboten.“ — „Bah! Der iſt ja fern in ſeinem Aachen. Der hört es nicht.“ — „Du, da biſt du aber irre! — Erſtens, ſagt Fidus, muß man das Unrecht meiden, auch wo es niemand ſähe: denn Gott der Herr und mein ſchöner Herr Schutzengel“ — ſie errötete über und über — dann fuhr ſie fort — „der ſieht es doch. Haſt du das nicht gelernt?“ „Ja doch, ja!“ Recht kleinlaut ſprach das der Verſucher. „Und zweitens —: weißt du denn nicht, daß Gott ſeinem lieben Freunde, Herrn Karl, gar vieles zeigt, was gegen Herrn Karls Recht geſchieht in allen ſeinen Landen?“ — „So? — Nein! — Davon weiß ich leider gar nichts!“ — „Nicht? Nun, ſo kann ich dir davon erzählen; überhaupt von Herrn Karl.“ — „Wer aber erzählte dir von ihm?“

„Fidus und der Vater und Heimo, die haben ihn geſehen. Und die Mutter. Und Er . . . ich meine, mein Herr Freund! Und jeder Gaſt, der über die Furt wollte und von Mittag kam.“ — „Haben die ihn alle geſehen?“— „Wie du doch ſeltſam fragen kannſt! Nein! Aber gehört von ihm haben ſie doch. Und einer ſagt es immer dem andern. In den Hallen und Höfen, an dem Herdfeuer, die langen Winternächte über reden die Leute ſehr viel von Herrn Karl. Faſt von nichts anderm, ſeit ſie von den Heidengöttern nicht mehr reden dürfen.“ — „Sie ſchelten

wohl auf ihn?“ Wieder hob das Mädchen warnend den Zeigefinger, diesmal noch höher, strenger: „Aber! — Herrn Karl schelten! — Die Bösen freilich, die Grafen“ — „Die Grafen! — Das sind also die Bösen?“ — „Ja, natürlich: meistens, sagt der Vater.“ „Ist ja recht tröstlich,“ meinte der Alte und nickte grimmig. — „Aber alle Guten, die Bauern, die Nachbarn, die Freien wie der Vater — die haben ja — oft sagt es der Vater — nichts zum Schutz als das Schwert an der Seite, den Himmelsherrn da droben und: — Herrn Karl zu Aachen. Oh, was war es mir für ein Trost in all unserem Elend zu wissen, daß Herr Karl und sein Recht auf Erden leben.“ — „Herzlich wenig halfen euch beide. Verhungert und erfroren wäret ihr nahezu, wenn nicht . . . —“ — „Herrn Karls Sendbote des Wegs gekommen wäre. Die sendet Herr Karl: — wie er nämlich meint. — Aber in Wahrheit sendet sie Gott, der auch den Herrn Karl auf die Erde gesandt hat, — als seinen großen Sendboten.“ — „Woher weißt du das?“ — „Ei, das wissen doch schon die Kinder bei uns: Gott der Herr hat Herrn Karl zum König gemacht, zum Heil aller Armen und Schwachen. Die Sänger singen's überall in den Hallen und Höfen!“

Da drückte der Alte einen leisen Kuß auf des Mädchens blondes Haar, so leicht, die Kleine merkte es gar nicht, sondern fuhr gar eifrig fort.

„Jawohl! Und weißt du denn nicht, daß manchmal Gott der Herr seine Engel aussendet in Menschengestalt, die dann als Herrn Karls Sendboten umgehen? Wer weiß, ob nicht auch in meinem Retter . . . ?“ Sie errötete und brach rasch ab. „Aber jenes Vögelein, das mich retten half, das hat mir —,“ nun lachte sie, „darf ich dir was vertrauen? — Sagst du's lieber Herr, auch nicht Herrn Karl?“ und schmeichelnd strich sie seine Wange.

„Von mir erfährt er's gewiß nicht," beteuerte der Alte. „Nun, dann höre: Volkbert ſagt, die Rotkehlchen ſind Herrn Donars Sendboten. Und ſo ſchulde ich — ſagte er — dem rotbärtigen Donnerkönig ein Dankopfer von roten Ebereſchen, ſobald ſie wieder reifen. Sonſt wird er mich mit dem Blitz erſchlagen. Aber ich fürchte ihn nicht, den Heidengott. Denn mich ſchützt Chriſtus der Herr und mein Schutzengel oder auch — mein Freund!" In ſchöner Begeiſterung leuchtete das blaue Auge des Mädchens auf. Der Alte ſtrich ihr über das edel gebildete Haupt. „Amen! Aber den böſen Buben, den Volkbert, an den Ohren zu ſchütteln, dazu wird wohl auch noch Rat werden. Amen." — „Schilt ihn nicht! — Er hat all das von Heimo. Und Heimo war ſehr gut. — Wann kommt endlich der Vater? Und Volkbert? Und Er . . . mein lieber, guter Freund?" — „Wann ſie ihre Geſchäfte erledigt haben. Der Biſchof ſchrieb mir, als er deine Mutter und dich hierher ſandte, er habe deinen Vater ſich als Wegführer in all die Einzelhöfe des Nordgaues erbeten." — „Und Volkbert wollte dabei ſein." — „Alſo der tote Heimo erzählte ſoviel von den Heidengötzen? Gut, daß er tot iſt. Und der Vater und die Mutter — von was erzählten die?" — „Am liebſten von Herrn Karl." — „Muß langweilig werden." — „Du! Das ſag' nicht! Von ſeinen Kriegsfahrten. Und, was ich viel lieber höre, wie er weiſe iſt und gerecht." „Wer weiß, ob alles wahr iſt," meinte der Alte; aber er ſchmunzelte doch. „Aber doch gewiß! Und ach, wie gut war es, daß mir die Mutter ſoviel von ſeinem Recht erzählt hatte. Das gab mir Kraft, auszuhalten in unſerem argen Elend." — „Wie meinſt du das, Kind?" — „So. Ich ſagte mir: ſoviel wert bin ich doch wohl auch wie eine Blindſchleiche. Kennſt du die Art von Tierlein? Sind gar gutartig. Mußt dich nicht

vor ihnen fürchten, weil ſie kriechen wie die Giftnattern.“ „Ich? Ich . . ich fürchte mich nicht gar ſo leicht,“ lachte der Alte. „Aber was willſt du mit der Blindſchleiche?“ — „Nun ja! Das iſt ja die ſchöne Geſchichte, die wahrhaftige, von Herrn Karls Recht. Gieb fein acht, dann erzähl' ich ſie dir. — Nein, nicht zugleich in die langen Rollen ſehen! Nur auf mich mußt du achten. Sonſt paſſeſt du nicht recht auf.“ Gehorſam legte der Alte die aufgenommene Urkunde wieder auf den Tiſch. „Und vor allem: ſonſt wirſt du wieder grämlich, wie du ausſahſt — ſo düſter! — als ich eintrat. Jetzt ſiehſt du ſchon viel freundlicher. Alſo, gieb acht! Nun kommt's. — Der Herr Karl iſt der beſte Herr König, der je gewaltet hat auf dem Erdreiche.“ „Schwerlich,“ zweifelte der Alte, das gewaltige Haupt hin und her wiegend. „Aber wenn ich dir's doch ſage! Du darfſt mir nicht immer in die Rede fallen! — Und er hat Chriſtus dem Herrn gelobet, da der ihm zu Romaburg die Krone aufs Haupt hernieder ſchweben ließ durch ſeinen Engel . . . —“ — „Es war aber doch Papſt Leo und . . . —“ — „Still doch! Da hat er gelobet, das Recht zu ſchirmen allüberall in ſeinen weiten Reichen, auch des geringſten Geſchöpfes, wider Gewalt und Unrecht immerdar. Und Brot und Becher, Fleiſch und Fiſch zu laſſen und Raſt und Ruhe im lieben Lager, im breiten Bett, wann ſie am wohligſten wäre, — du merkſt es wohl: ein Sänger hat den Sang der Mutter vorgeſprochen! — ob irgend ein Armer ein Unrecht klagte beim König.

Und am herrlichen Haus in dem alten Aachen ließ er ſeit langem eine gleißende goldne Glocke hangen zu Häupten der Pforte der Pfalz, ob den ſteinernen Stufen.

Und ſchwur den ſchweren Schwur vor dem Volke der Franken: ‚Wer immer ein Weh, ein arg übel Unrecht leide im Lande, wie arm auch und elend, wer irgend atme in

Karls Königtum, der ſolle, ſelber oder durch bittende Boten, ziehen ohne Zagen am ſtraffen Strange der goldenen Glocke! Und wann immer den weckenden Wehruf die Mahnerin melde: — bei ſteigenden Sternen, bei ſinkender Sonne, in fröhlicher Frühe, in nebelnder Nacht, — ſtets wolle der ſtarke Rächer und Richter, des Rechtes Rat-Rüſter, laſſen vom Leſen, laſſen vom Lager, vom wonnigen Wein, von der ſeligen Seite der milden Gemahlin, und eilen vor allem, mit Hilfe zu helfen dem kleinſten Kläger, der da klingen laſſe das leiſeſte Läuten der gleißenden Glocke.'

Saßen ſelbander ſelig im Saale bei flammenden Fackeln, bei wonnigem Weine Karl der König und die herrlichen Helden: Roland der Recke . . ." „Das iſt dann lange her," ſeufzte der Alte.

„Und Audulf der Edle und Gerold der Gute und alle die andern im goldnen Gemach. Sangen da ſüß in welſchen Weiſen Prieſter des Papſtes. Horch da, hell hallend klang ein Klingen von der Pforte der Pfalz, von der Treppe ein Tönen. Und ein Edeling eilte hinaus aus der Halle, zu ſehn und zu ſuchen.

Aber er fand nicht Freund, nicht Fremden.

Und lautere Lieder ſangen die Sänger: doch horch: man hörte aufs neue durch die Nacht klingen die Klänge.

Da haſtet ein Herzog hinaus aus der Halle, zu bringen den beharrlichen Bitter. Aber Mann nicht merkt er, Weib nicht gewahrt er: leer wie die Luft iſt rings der Raum vor der Pforte der Pfalz, der treuen Thüre.

Und lauter lärmten die luſtigen Lieder, die Freuden des Feſtes, hallten die hellen Harfen, hohe Hörner hoben die Helden — es rauſchte die Rede — horch: da hörte zum dritten dröhnen Karl der Kundige die goldene Glocke: mächtig mahnend, all übertönend das laute Gelage. In

der Hand hielt der Held den bildreichen Becher, das schöne Geschenk der reichen Römer. Durst ihn drängte, der Männer mäßigsten: denn dreimal nur darf, nach gelobtem Gelübde, täglich trinken der Treue: so hat in jungen Jahren der Edle geeidet, seit selber er sah, wie ein redlicher Richter, sonst wacker und weise, der Pflicht nicht pflag und, vom Weine bewältigt, nicht dachte des Dings."

„Das ist wahr. — Mich wundert, daß man's weiß."

„Noch nicht letzte er die lechzende Lippe mit erstem Antrunk: — müd' war der Mächtige! Gerade gekommen aus spanischen Speeren, aus Haufen der Heiden, von dem Staube der Straße —! Horch, da hörte er laut durch das Lärmen wieder den Wehruf des klingenden, klagenden Klangs.

Auf sprang der Edle, den bereiten Becher, den schäumenden, schob er, die liebe Labe, von lechzender Lippe und ging, der Gute, sonder Saumsal, er selber, zu sehen. Fand er da forschend, bei flammender Fackel nahe sich neigend: — denn sorglicher suchte er selber als der erste, der Edling, und der hurtige Herzog, — um den straffen Strang der Glocke geschlungen ein weniges Wichtlein, einen winzigen Wurm, die blinde Blindschleiche. Als die Harrende hörte, die Harmvolle, Herrn Karls des Königs staunende Stimme — er rief: ‚zu richten ruft und zu rächen, mir trauend, ein Tier?' da glitt von der Glocke die Glatte und schlich gar schleunig, — doch oft abwartend, ob der Fürst ihr folge, — herab von der Halle, von den stolzen Stufen, durch staubige Straßen, durch das türmende Thor hinaus in die Heide, oft haltend und horchend, ob fürder ihr folge der rettende Richter. Der folgte mit flammender Fackel allein ihr und ohne die andern. Endlich aber weilte der Wurm vor Gestrüpp und Gestein und dichtem Gedörn.

Da schaute der Schirmer des Rechts, der Richter, wie ins niedliche Nest des wehrlosen Wurmes schlimme Schlange,

neidige Natter, üble Otter, giftgeſchwollene, mit Gewalt ſich gewälzt, verdrängend, verdräuend des Hauſes Herrin, die alte Eignerin, die ſchlichte Schleiche. Und zornig züngelte gegen den ſchimmernden Schein der flammenden Fackel, gegen den guten Gewährer rettenden Rechts, die nächtige Natter, der Neiding: wie alles Untier auf Erden böſe ſich bäumet gegen den guten Karl, den Kaiſer. Heia, nun hob er, der hohe Held, der herrliche Herrſcher, das ſchwingende Schwert und mit hurtigem Hiebe ſchlug er der Schlange häßliches Haupt. Dankbar drängte des Hauſes Herrin, die ihr Recht nun richtig errungen, an die Füße des Fürſten, mit den Lippen ſie leckend. Aber der Edle hob ſie mit Händen, ſänftlich, er ſelber, in Haus und in Heimat und wirkte ihr weihend, wie ein rechter Richter, feierlich Friede. Aber von oben, hoch von dem Himmel, ſchoß mit Schimmern ein ſtrahlender Stern auf das Haupt des Herrſchers: ſeinen Segen ſandte Gott der Gerechte Karl dem Kaiſer, der auch winzigem Wurm ein Rächer des Rechts!"

Das Mädchen war von dem Knie des Alten hinweggetreten im Eifer der Rede: nun ſtand es vor ihm, ſeiner Gegenwart kaum bewußt, die großen lichten Augen weit geöffnet und nach oben gerichtet, auch beide Hände erhoben. Wie verzückt ſtand ſie da.

Der Alte ſah ſie ſchweigend an: es zuckte ihm über die Augen hin: aber er faßte ſich zuſammen. Endlich ſprach er: „Und — glaubſt du das, Kind?"

„Gewiß und wahrhaftig."

„Ein blöder Wurm! Es wäre ein Wunder."

„Gewiß! Der Himmelsherr thut aber Wunder alle Tage, ſeit er die Welt geſchaffen hat, ſein größtes Wunder, ſagt Fidus. Warum ſoll er nicht auch Wunder thun für ein arm hilflos Tierlein? Mir aber ward in meiner

allergrößten Not — im Walde, im Schnee — dieſe Geſchichte zur Rettung. Ich ſagte ſie mir oft und oft, wann ich verzagen wollte in dem Elend der Höhle, und zuletzt im dichten, dicht fallenden Schnee. ‚Vorwärts, Lindmuth,‘ ſprach ich zu mir ſelber, ‚im Himmel waltet Gott der Herr und auf Erden Herr Karl. Gott hat durch Herrn Karl das arme kriechende Tierlein gerettet. Er wird auch dich erretten durch Herrn Karl.‘ Und in Gedanken zog ich an der goldenen Glocke: — ihr leiſes, leiſes Klingen war das letzte, was ich im ſauſenden Ohre hörte, als ich einſchlief im Schnee. Und als ich erwachte: nun? Da ſtand Er, vor mir —, mein Freund, ein Bote Gottes und des Kaiſers.“ — „Du ſeltſam Kind!“ — „Seltſam? Gar nicht. Herr Karl, er iſt des Volkes Hort, der Armen Schild. So ſagen in unſerem Lande alle guten Menſchen, die ich kenne. Und keine Nacht durft ich einſchlafen — ſo hat die Mutter, hat ſogar der Vater mich gelehrt — bis ich die Hände nochmal friſch gefaltet und zu Gott gebetet hatte für Herrn Karl, des Rechtes und der Schwachen Hort. Aber, was haſt du? — Du, du ſiehſt jetzt ſo ſeltſam. Ernſthaft! Und doch freudig?“

„Ein Sachſenkind! — Ich danke Gott,“ ſprach der Alte und küßte das Mädchen auf die weiße Stirn, „daß er mir dich geſandt hat und dieſe Stunde.“ Sie machte ſich leiſe los und ſah zu ihm empor — ein wenig liſtig. „Herr Graf, Ihr habt mir oft geſagt in dieſen Tagen: Ihr habt mich lieb.“ — „Und iſt die Wahrheit, holdes Kind.“ — „Wohl. Ich hab’ Euch auch lieb, nicht wie — aber doch auch. Alſo. Nun, da wir ſo gut miteinander ſind, — nun müßt Ihr mir auch helfen.“

„Gern! Worin? Wobei?“ Sie ſah ſich ſcheu um, man hörte Muthgard fern im Hauſe ſchaffen und walten. „Bei der Mutter. Sie hat zwei ſchwere Stücke auf dem

Herzen. Das eine weiß ich nicht, aber das andere weiß ich.“ — „Nun, was iſt das andere?“ „Mein Freund. Sie ſchieden in Unfrieden: — weshalb, das ahn' ich nicht. Aber es drückt ſie: ſie war wohl ungut gegen ihn. Und es dreht ſich ein klein wenig ihr Herz herum. Ich habe bereits viel daran geſchoben,“ lachte ſie ſchlau. „Sie hatte mir verboten, für ihn zu beten, wie ich das doch gethan jahrelang bevor —“ — „So? Was heißt bevor?“ — „Nun eben, bevor . . ich ihn . . geſehen und er mich. Da bete ich nun bald zehn Jahre für ihn jeden Abend. Und nun, da ich ihn mir glücklich herbeigebetet habe und er mir hilft und iſt ſo gut und ſo viel ſchön . . —“

„So?“

„Jawohl! Findet Ihr das denn nicht? Schon wie ich aus dem Schnee zu ihm emporſah, erſchrak ich faſt, ſo ſchön war er — obzwar ſo traurig. Und ſeitdem hab' ich ihn ſo lieb — gleich nach den Eltern und Volkbert. Heimo hatt' ich auch recht lieb, und Fidus iſt mir ſo wert. Aber ihn — ganz anders! Muß immer an ihn denken. Iſt ja auch meine Pflicht, Dankespflicht — nicht wahr? Ich muß ihn lieb haben! Nicht?“ Sie war ganz eifrig geworden. Er ſah ſie an. „Kind, wie alt biſt du?“ — „Vor wenigen Wochen war mein vierzehnter Winter vorbei.“ — „So! So! So! — Nun — meinetwegen — hab' ihn lieb ſoviel du willſt. — Und was ſoll ich dir nun helfen?“ „Der Mutter Herz noch vollends herumſchieben: denn es fehlt noch ein ganz Ende. Ich betete nun alſo nicht mehr für ihn. Das heißt“ — und ſie lächelte wieder, faſt ſo lieblich wie ihre Mutter — „nicht mehr laut. Aber im ſtillen heißer als je. Neulich Abend nun, — wir hatten ihn und den Vater verlaſſen — als mein laut Gebet zu Ende war, ſagt die Mutter, ganz tief in Gedanken, ‚du biſt ja noch nicht fertig.‘ — ‚Doch.‘ —

‚Nein. Bete wieder für —, für deinen neuen Freund. Bete: Gott soll ihm ein versöhnlich Herz geben.‘ — Merkt Ihr was?“ — „Ich glaub’, ich merke was! Mehr als — du merkst.“ — „Er und die Mutter müssen sich wieder vertragen; sie müssen! — Sonst scheint mir die Sonne nie mehr hell. — Helft mir dazu! Aber horch! Sie ruft mir. Verratet mich nicht! Könnt Ihr wohl auch solch schwer Geheimnis wahren? —“ — „Ei ja, ich hoffe doch!“ „Gleich, Mutter, gleich!“ Sie sprang dahin.

Der Alte sah ihr nach: „Sieh, sieh, das Kind! Es ward ein Jüngferlein! — So war Hildigard, da sie mich liebte und es noch lang nicht recht wußte. Es ist ihr erster holder Herzenstraum. Sie ist die Mutter noch-einmal, verjüngt: nur weicher. Papst Leo giebt ihm sicher die Verstattung, fordr’ ich sie. Wird das die Lösung für sie alle?“

Zweites Kapitel.

In dem Walde, der sich zwischen der Burg Esesfeld im Westen und Welandsfleth im Osten hinzog, ritten aus einer Seitenrichtung, von Norden her, einbiegend auf den Weg nach dieser Siedelung, Volkfried und sein Knabe; sie waren freudigen Herzens: der böse Graf ward sicher bald unschädlich gemacht, und Acerbus hatte zugesagt, der Wieder-aufbau des gegen das Recht geschädigten Hofes solle auf Kosten des Schuldigen geschehen. Muthgard und die Kleine wußten sie gut aufgehoben bei dem andern Königsboten.

Es war ein schöner heller Wintertag: vom blauen Himmel herab lachte die Mittagssonne auf die Bäume, die im Rauhreif prangten, — jede Nadel der Fichten funkelte,

von vielen kleinen zarten Kryſtallen wie von winzigen weißen Federchen umſchloſſen — und auf die harte Schneedecke der Waldſtraße; es war ein fröhlich Reiten in der friſchen, wangenrötenden, aber nicht ſcharfen, windſtillen, klaren Luft. „Laß uns doch wieder raſcher traben," drängte Volkbert. „Wir müſſen ja nun doch bald am Ziele ſein." — „So raſch noch nicht. Vor Nacht nicht. Es ſind noch viele Meilen. Der rechte Reiter ſchont ſein Roß. Immer zu haſtig biſt du mir! Sonſt war ich zufrieden mit dir in dieſen Tagen. Es hat mich nicht gereut, dich auf dein Bitten mitgenommen zu haben auf den Wegen kreuz und quer zu all den Nordhöfen. Es iſt gut, daß du beizeiten das Nachbarland und die Nachbarleute ringsum kennen lernſt." — „Wann ſtößt der gute Herr Biſchof wieder zu uns?" — „Bald, ſowie er fertig iſt mit den noch übrigen Höferſchaften. Zu den letzten konnte er des Weges nicht verfehlen. So erbat ich Urlaub, mit dir zur Mutter . . . Aber horch! Da! Hinter uns hallen ferne Hufſchläge: — auf dem hartgefrorenen Boden hört man's weit. Das kommt von der Straße von Eſesfeld her: — Vorſicht!" Beide hielten und ſpähten ſcharf aus. „Bah," rief der Knabe. „Es iſt nur einer. Aber der hat's eilig, Vater! So ſah ich noch niemals reiten. Der fliegt ja dahin!" — „Welch herrlich Roß! — Aber den Reiter, mein' ich, ſollt' ich kennen: — die Geſtalt —" — „Jawohl! Und nun ſieht man auch ſchon das Geſicht im hellen Sonnenſchein. Das iſt ja . . ." — „Mein Bruder iſt's! Was kann ihn hetzen zu ſo wildem Jagen?" Der Reiter war heran. Die langen dunkelblonden Locken hingen ihm wirr ins Geſicht, der Mantel flatterte weit hinter ihm her: — tief lagen die Augen eingeſunken —: ſeine Wangen waren fahl, obwohl ihm der Schweiß von der Stirne troff. Er hatte nun auch die beiden erkannt: und doch, er hielt das

keuchende Roß an: — nicht mehr die wenigen Schritte, welche die Brüder noch trennten, konnte er zurücklegen; erschöpft, todmüde, ließ er sich vom Sattel gleiten in den Schnee.

Rasch war Volkfried an seiner Seite; er richtete ihn auf, rieb ihm die Hände, die Schläfe: der Knabe mußte ihm aus einem Lederfläschlein Wein einflößen. Da schlug der Bleiche die Augen auf. „Bruder!“ sprach er matt, aber hastig die Worte hervorstoßend — „also lebst du wirklich, wie sie — die Wendin — sagte! Dich schickt der Himmel! Der Christengott — zu dem ich reuig — wie zu Herrn Karl — wiederkehre! — Ich kann nicht mehr! Du kannst, du wirst ihn retten!“ — „Wen?“ — „Eben — ihn.“

„Wen denn, Bruder?“ — „Herrn Karl!“ — „Du fieberst, armer Bruder!“ — „Nein, nein! O Gott — glaube mir doch! Es verrinnt die Zeit! Und jeden Augenblick können sie hier sein, — auch dich aufhalten. Dann ist er verloren. Ich beschwöre dich: glaube meinen Worten! Der Graf dort — im Welandshofe — der alte Königsbote ist kein Graf: — es ist Herr Karl selbst!“

„Der Kaiser? Unmöglich!“ — „Ach, niemand weiß es besser als ich! Ich hab' ihn ja selbst gesehn!“ — „Du? — Was wolltest du in seiner Nähe? Man sagt, du bist des Dänenkönigs Gefolge!“ — „Ich war's —! Davon mehr — später! Wenn wir am Leben bleiben, sollst du alles erfahren; auch Er: — denn er muß mir vergeben! Aber nicht jetzt. Ich erkannte den Kaiser. Ich jagte zurück, es dem König zu melden. Unterwegs traf ich Hardrad und Petrus. — Leider, leider sagt' ich es auch ihnen.“

„Du meinst, nun werden sie entfliehen?“ — „O nein! — Höre nur! — Als ich das Dänenheer erreichte, fand

ich König Göttrik erſchlagen." — „Wie? Von wem?" — „Von einem Bauer, deſſen Recht er brach! Nur Göttrik hab' ich geeidet: — an die andern Dänen knüpft mich nichts Reue, bittere Reue war über mich gekommen. Ich wollte zu Herrn Karl zurück, alles eingeſtehen. Auf dem Wege von Sliesthorp her ſuchte ich Nachtlager — geſtern Abend — in Eſesfeld. Man ließ mich ein: — aber denk', Bruder! — nicht mehr Sachſen und Frieſen: — Wilzen hauſen in der Burg." — „Was? Sind Hardrad und Petrus gefallen?" — „Sie haben die Wenden hereingelaſſen." — „Die Verräter!" — „Sie haben vorher die Sachſen und Frieſen unter allerlei Vorwänden fortgeſchickt: in die leere Burg riefen ſie die Wilzen." — „Woher weißt du . . . —?"

„Wlaſta, die Wendin. Warte nur! — Eins nach dem andern. — Ich muß den Atem ſparen. Als Petrus — weh: durch mich! — erfuhr, Herr Karl weile in der Nähe, beſchloß er, ihn zu morden." „Volkhelm!" ſchrie der Bruder auf; der Knabe ſtarrte ſprachlos vor Entſetzen auf den ſchwer Ringenden. „Hardrad wollte doch zuerſt nicht daran. Er wollte fliehen zu den Dänen. Aber an der Grenze ward er zurückgewieſen. Göttrik war tot, und ſein Neffe, der jetzt ſeine Krone trägt, ſucht Frieden mit dem Kaiſer: er nimmt keine Flüchtlinge aus dem Frankenreich auf. Verzweifelt kehrte der Graf nach Eſesfeld zurück: nun willigte er in des Prieſters Plan." — „Unglaublich!" — „Sie verhandelten mit den Wilzen in der Nähe; ein Schwarm der Wenden beſetzte die Burg; Hardrad und Petrus ritten davon, zu einem zweiten Haufen hier im Walde zu ſtoßen; von hier aus wollen ſie noch heute Herrn Karl überfallen." Volkfried ſprang auf: „Zu Pferd, zu Pferd!" — „Deshalb jage ich ja, wie Woden durch die Wolken! Geduld! Nimm *mein* Pferd! Es iſt ein Roß

des Dänenkönigs. Viel raſcher als —“ — „Aber woher weißt du das alles?“ — „Die Wendin, ſag' ich dir, Wlaſta.“ — „Die Dirne!“ — „Sie bereut. Sie iſt halb irrſinnig vor Reuegram.“ — „Hat Hardrad ihr —?“ — „Nichts hat der ihr vertraut. Aber die Wilzen! Die ziſchelten untereinander in ihrer Sprache: — Wlaſta am Herdfeuer ſchlief nicht, wie ſie wähnten: ſie vernahm, ſie verſtand alles. Sie verriet mir den Plan. Sie verhalf mir zur Flucht aus der Burg: vor Tagesanbruch, denn die Slaven wollten mich darin feſthalten. Seitdem eile ich wie auf Flügeln des Windes.“

„Und die Wendin wollte Herrn Karl retten? Warum?“ — „So forſchte auch ich, voll Argwohns. Aber . . . —“ — „Nun, aber?“ — „Ich verſtehe ſie jetzt. ‚Du frägſt noch?‘ ſagte ſie. „Herr Karl iſt — oft hat Er es geſagt — das Allerherrlichſte auf Erden für —: für Ihn.“ — „Für wen?“ — „So fragte auch ich: ‚Für den einzigen Mann,‘ erwiderte ſie, ‚der lebt, für Wlaſta lebt! Und den Wlaſta in das Elend trieb — für Volkfried. Er lebt: er reitet mit dem anderen Königsboten, ſo meldeten Leute aus den Nordhöfen. Um Volkfrieds willen — rett' ich ſeinen Kaiſer.‘“ — „Fort! fort! Steig aufs Roß, Bruder: — ich kann dich doch nicht allein hier laſſen. Wenn die Wilzen . . . —“ „Zu ſpät!“ „Da ſind ſie ſchon!“ ſchrie Volkhelm, ſich aufrichtend. „O weh! Jetzt ſind wir und ach! der Kaiſer iſt verloren.“

Drittes Kapitel.

Und alſo ſchien's.

Denn plötzlich ward der ſtille Wald lebendig.

Nicht von der großen Straße, nicht von Eſesfeld, ſondern ſeitwärts, von Süden her, kam herangeſauſt ein Schwarm von Wilzen: ſie tummelten ihre kleinen, magern, zottigen Klepper, ohne Weg und Steg, über die Schneefelder hin, manchmal einbrechend, faſt bis an den Bauch, aber immer gleich wieder ſich emporarbeitend: ſo kamen ſie unglaublich raſch heran. Sofort ſperrten ſie, ſobald ſie dieſelbe erreicht hatten, die Straße nach Oſten, nach Welandsfleth; ein kleiner Haufe trabte auf die drei Sachſen heran. Dieſe ſaßen einſtweilen im Sattel, Volkfried auf dem edeln Dänenroß, das ihm der Bruder hingedrängt hatte; auch Volkhelm war trotz ſeiner Erſchöpfung wieder aufgeſtiegen, auf Volkfrieds Pferd. Aber das Entkommen ſchien unmöglich, zu groß die Übermacht.

Der Führer der einen Rotte winkte den Seinen mit der Hand, noch nicht zu ſchießen: denn ein Dutzend Hornbogen waren im Nu, auf jene Drei zielend, geſpannt. Er ritt auf die drei Bedrängten los: er trug nicht wendiſche Pelze, ſondern fränkiſche Waffen. Mit ſtumm eingedenkem Ingrimm erkannte Volkfried Golos, des Fronboten, verhaßte Züge. „Hui," rief dieſer, „das iſt ein hübſcher Fang! Lebend bring ich den Mörder Herrn Fortunats dem Grafen. Gebt euch, ihr Sachſen."

Statt der Antwort riß Volkfried das Schwert heraus. „Hierher, hinter mich, Volkbert! Komm, Bruder! Wir rennen ſie über den Haufen." Und was die Roſſe rennen konnten, ſprengten nun die drei Reiter auf jenen Haufen der Feinde los, der die Heerſtraße nach Oſten beſetzt hielt.

Volkfried kam durch. Ein Schwerthieb ſpaltete dem nächſten Wilzen die Pelzkapuze, den zweiten kleinen Gaul überrannte der ſtarke däniſche Hengſt. Der dritte Slave duckte ſcheu zur Seite. Wie ein Pfeil flog Volkfried weiter auf der guten Straße. Einmal nur ſchaute er um. Da ſah er ſeines Knaben Roß ſtürzen, und zugleich den Bruder von vier Wilzen gepackt. —

Einen Augenblick ſchwankte er: er überlegte. „Umkehren? Noch einmal in die Feinde ſprengen? Den Knaben herausreißen oder mit ihm ſterben?“

Da hörte er Golos Stimme, der, allen voraus, ihm nachgejagt war: „Halt! Sachſe, halt! Ich bürge dir für eure drei Leben! Gieb's auf, den Kaiſer zu warnen! Nicht? — So will ich mit grauſigen Qualen deinem Knaben die Seele aus dem lebenden Leibe reißen! Bleib' — und er lebt! Flieh' — und er ſtirbt!“

Tief auf ſtöhnte das gequälte Vaterherz: es krampfte ſich zuckend zuſammen. Aber nur einmal.

„Herr Karl!“ rief der treue Mann und ſtieß dem Roß den Sporn in die Weichen, daß es, mächtig ausgreifend, davonſchoß.

Viertes Kapitel.

Die Höfe der ſächſiſchen Bauern ſahen — und ſehen heute noch — einander alle ſo ziemlich ähnlich: der gemeingermaniſche Hausbau hat hier eine dem Stamm eigenartige Geſtaltung entwickelt.

So unterſchied ſich denn auch von dem ſchlichteren Heim der Volkinge der Welande reicheres Anweſen im Äußeren nur durch bedeutendere Größe. Auch hier umzog den Hof-

raum ein festgefügtes Pfahlwerk, die Hofwehre, auf der Stirnseite mit nur enger Pforte; im Rücken des Hauses gestattete breitere Öffnung einem Pflug oder auch einem Wagen die Ausfahrt.

Auf der Bank neben der Hausthüre saßen Graf Francio und Muthgard. Lindmuth schmiegte sich an des Alten Kniee.

Die Sonne hatte seit Mittag, durch Gewölk nicht gehemmt, ihre Strahlen reichlich herabgesandt; schwacher, weicher Südwind brachte milde Luft; der freundliche Wintertag neigte nun gemach zum Ende. Es dämmerte allmählich; aber ein schönes rosiges Licht ergoß sich über den sonst klaren Himmel und über die feierliche Schneelandschaft von Westen her, wo die Sonne hinter leicht behauchte Schleier von Dunst und Duft hinabglitt.

Der Sendbote hatte Lindmuth zu sich in den Hofraum gerufen, ihr das reizvolle Schauspiel zu weisen; die Mutter war gefolgt, die Spindel in der Hand: sie hatte auf die Holzbank neben der Thür eine dicke Wolldecke gespreitet, und auf den hier schneefreien Boden ein Wolfsfell geworfen, daß der alte Herr behaglich eine Weile hier sitzen möchte; er hatte ihr freundlich gedankt und sie am Arm an seine Seite auf die Bank gezogen; denn auch die Mutter stand gar sehr in Gunst bei Herrn Francio. Aber Frau Muthgard atmete manchmal schwer, wann es niemand merkte.

„Immer fleißig, wackere Frau. Das lob' ich! So war auch meine liebe Mutter, — die nun schon lang in Gottes Lichte lebt." „Wie hieß Eure Frau Mutter?" fragte Lindmuth. — „Bertha." — „Wie des Herrn Kaisers Mutter. Ja, die soll auch stets gesponnen haben, sagte Fidus. Die Leute rühmen: sie spann Gold und webte Friede." „Ja, Friede webte sie!" sprach er feierlich. „Unermüdlich

ſuchte ſie zu verſöhnen ihre beiden hadernden Knaben, bis . . . bis der jüngere ſo frühe — ſtarb.“ Und er ſah gar ernſt vor ſich hin.

„Nicht traurig werden, Herr Graf,“ ſchmeichelte die Kleine. „Ich hab's Herrn Audulf verſprochen: ich wollte Euch nicht verdüſtern laſſen. Seht, Euch geht's ja ſehr gut! Ihr habt Euch nicht nach Vater und Bruder und nach . . . nun, überhaupt ſo zu ſehnen wie ich — ſo ſehr!“ Muthgard unterdrückte einen Seufzer; aber der Graf hatte es doch bemerkt. „Ihr aber ſehnt Euch nach dem Gatten, ſchöne Frau?“ Ein leichtes Rot, ein lebhafterer Ausdruck flog über die weiße Stirn, über die feinen, aber meiſt ſo ſtillen, faſt allzu ruhigen Züge: — das verſchönte ſie noch. „Ich leugne es nicht,“ ſagte ſie. „Wir ſind faſt noch nie ſo lang getrennt geweſen.“

„Er muß nun bald kommen,“ tröſtete der Alte gutmütig. „Auch Acerbus muß nun bald hier ſein,“ fügte er zögernd bei.

Muthgard wandte das Antlitz von ihm und ihrer Tochter ab.

„Und Audulf muß zurückkehren. Und viele Boten müſſen endlich eintreffen, auf die ich lange harre! — — Dann halten wir das große Sendgericht und wehe . . . Siehe auf der Straße — von Weſten her — die Sonne blendet doch noch — das iſt ein Reiter: — wie der eilt! Das erträgt ja kein Gaul! Gleich — gleich iſt er ſchon da.“ „Iſt das nicht —?“ zweifelte die Kleine. „Mein Mann!“ rief die Frau. Aber hart erſchrak ſie, als dicht vor der Zaunpforte das Roß, wie vom Blitz getroffen, zuſammenbrach, ſowie der Reiter abſprang. „Volkfried! Was iſt . . ? Du glühſt —!“ — „Wo iſt er —?“ — „Wer?“ — „Ah, ich ſeh' ihn ſchon!“ An dem erſchrockenen Weibe vorüber, vorüber an der Tochter, ohne

Wort, ohne Blick, ſtürmte er auf den Alten zu und warf ſich vor ihm auf die Kniee.

Darüber ſtaunte Muthgard am meiſten.

„Wer iſt das?“ fragte ſie ſich ſelbſt, in namenloſem Befremden — „daß Er — daß Volkfried! — vor ihm kniet —?“ Sie brauchte nicht zu fragen.

„Oh Herr Karl,“ rief ihr Mann. „Flieht! Rettet Euch, Herr Kaiſer!“ „Kaiſer Karl!“ riefen Mutter und Tochter zugleich und unwillkürlich ſanken auch ſie auf die Kniee nieder, gebeugt von allüberwältigender Ehrfurcht. „Mein Richter!“ flüſterte Muthgard für ſich. „Was verrätſt du mein Geheimnis?“ ſprach unwillig der Kaiſer, hoch ſich aufrichtend. „Herr, es gilt Euer Leben!“ rief Volkfried aufſpringend. „Wo — wo ſind Eure Krieger? Wo Weland und die Seinen?“

Der Kaiſer ſchwieg.

„Fort! Alle verſchickt!“ rief nun Muthgard, die ſich erhoben hatte. „Wie bat Herr Audulf,“ erinnerte Lindmuth, „nicht ſo verwegen zu ſein! Jetzt verſteh' ich's erſt!“ — „Wie viele Männer ſind im Hof, Herr Kaiſer?“ — „Außer mir nur ein Knecht Welands und einer meiner Krieger. Wer bedroht uns?“ — „Ein Schwarm von Wilzen! Wohl fünfzig! — Geführt von Hardrad und Petrus! — Morden wollen ſie Euch!“ „Wo iſt Volkbert?“ fragte die Frau ahnungsbang, den Finger auf ſeinen Arm legend. Da zuckte es über des Vaters Geſicht — wehevoll. „Gefangen! Vielleicht ſchon tot.“ Nur ganz leiſe ſtöhnte Muthgard; — lautlos blieb Lindmuth: aber zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen.

Der Kaiſer hatte das nicht gehört: — er hatte ſich gewandt und prüfend einen Blick auf das Gehöft geworfen. „Es iſt nicht lang zu halten,“ ſprach er dann ſehr ruhig. „Aber lang genug, Euch zu retten!“ fiel Volkfried eifrig

ein. „Nur ein Mittel giebt's. Der wegkundige Knecht jagt ſofort mit Euch davon, Acerbus entgegen. — Wir anderen drei — die Feinde wähnen Euch noch hier im Hof, — wir verhandeln mit ihnen in Eurem Namen, als wäret Ihr im Hauſe. — Wir halten ſie hin — eine Zeitlang! Endlich, wenn ſie's merken, verteidigen wir das Haus — eine gute Weile! — bis Ihr geborgen ſeid. Aber eilt, eilt!"

„Eilt, eilt, Herr Kaiſer," flehten Mutter und Tochter.

Allein Herr Karl ließ einen langen Blick auf Volkfried ruhn und fragte, ganz langſam: „Du ſtirbſt darüber —: unvermeidbar. Warum thuſt du das?"

„Warum? Weil ich Euch geſchworen: ‚bis zum Tode getreu!' Das iſt der Sachſen Eid."

Da richtete Herr Karl ſeine hohe Geſtalt noch höher auf und ſchlicht ſprach er: „Das gefällt mir, daß du das ſo gut weißt, Sachſe. Aber merke: auch ich habe euch geſchworen, euch zu ſchützen: — ‚bis zum Tode getreu.' Das iſt des Kaiſers Eid. Der wird auch gehalten. Ich fliehe nicht, indes du hier für mich verbluteſt. Ich bleibe." — „Herr Kaiſer, unmöglich könnt Ihr doch . . . —" — „Ich bleibe. Soll ich vor Wenden laufen? Hab's nicht gelernt und lern's nicht mehr. Bin zu alt." — „Herr Kaiſer, denkt des Reiches! Wenn ſie Euch fangen! — Was werden ſie als Löſegeld erpreſſen!" — „Meine Söhne haben Befehl, mich niemals auszulöſen. Und es hat keine Not: — niemand greift lebend Kaiſer Karl: — der ſteht in Gottes Schutz. Und dieſes Eiſens. Zurück ins Haus. Wir wollen uns mannhaft wehren."

Fünftes Kapitel.

Und das that not.

Kaum hatten Karl und Volkfried die beiden Männer aus den Ställen und Nebengebäuden herbeigerufen, die zwei Thore des Wohnhauſes ſorgfältig geſchloſſen, ebenſo die Fenſter mittels der Holzläden, und alle Waffen, die in dem Gehöft aufzufinden waren, auf dem Eſtrich der Halle aufgehäuft, als von Weſten her mit wüſtem Geſchrei der ganze Haufe der Wenden heranbrauſte.

Sie ſtaken alle in Pelzen, meiſt in Schaffellen, die Wolle nach innen; ſie ſtarrten von Schmutz. Von Schaffellen waren auch die hohen, viereckigen Mützen, die zum Schutz gegen die Kälte, auch gegen Pfeilflug oder Schwerthieb, ſo tief herabgezogen werden konnten, daß nur die Augen frei blieben: Seitenklappen, unter dem Kinne verknotet, deckten dann den Nacken, die Wangen, die Kehle; über dem Schafwams flatterte den reicheren über den Rücken hin ein Pelzmantel, bei den vornehmſten mit koſtbarem Rauchwerk verbrämt; aber vom Knie abwärts gingen oder ritten auch die Führer nackt, barfuß: nur etwa um einen Fuß war ein ſchmaler Riemen geſchnürt, den Sporn aus ſpitzem Hartdorn zu tragen. Allein dieſelben Führer prangten in phantaſtiſchem Putz: geſtohlene fränkiſche Gold- und Silbermünzen waren durchlöchert und auf die ſchmierigen Schaffellmützen nebeneinander aufgenäht, hohe Reiherfedern erhoben ſich auf der Stirnſeite. Jedoch ein übler Geruch ging aus auch von dieſen goldprunkenden Fürſten der Slaven, von den ſelten gereinigten Lammfellen, von den niemals gereinigten Leibern. Sie trugen Hornbogen über der Schulter, kleine Rohrbolzen — oft vergiftet an der Spitze — in zierlich geſchnitzten Köchern, Holzkeulen, vier oder fünf, vor dem Sattel in einem Ledergurt — ſie

wußten damit vortrefflich zu werfen, — leichte Lanzen und kurze, oft ſichelähnlich geſchweifte Hiebklingen. Mit einem wölfiſchen Geheul begrüßten ſie das Sachſengehöft, das ſchweigend, im letzten Abendlichte des Wintertages, vor ihnen lag und ihren Anprall feſt, trotzig, zu erwarten ſchien.

Im Augenblicke waren ſie abgeſprungen von ihren muſterhaft gewöhnten Gäulen, die regungslos ſtillſtanden, wo immer ihnen der Reiter die Zügelriemen über den Nacken warf. Sofort waren die wimmelnden Geſtalten über die Hofwehre geklettert, durch die Gatterpforte eingedrungen.

Es ward nun raſch dunkel; in der Halle verbreitete das Herdfeuer Licht und warf es bis auf den Flur: die Angreifer führten hohe, rotflackernde Fackeln von Kien und Werch, welche ſie durch den tiefen Schnee in den Erdboden ſtießen.

„Ein greulich Volk," ſprach der Kaiſer, hauptſchüttelnd, „als Bundesgenoſſen ſchon: — und erſt als Feinde!"

Graf Hardrad trat vorſichtig, mit dem gelupften Schilde ſich deckend, gegen die Vorderthür, dicht neben ihm ſtand ein Fackelträger. „Herr Kaiſer," rief er mit ſcheuem Ton, „wir wiſſen, daß Ihr in dieſem Hauſe weilt. Gebt Euch gütlich gefangen. Wir ſind ſechzig Speere. — Gebt Antwort! — Wo iſt Herr Karl?" „Hier!" erwiderte eine mächtige Stimme aus der halbgeöffneten Luke. Der Fackelträger ſtürzte mit lautem Schrei: — ein Wurfſpeer hatte ihn um und um geworfen: — die Fackel loſch kniſternd, aufſpritzend, im Schnee. Hardrad ſprang zurück. „Er will's? Nun alſo drauf! — Von allen Seiten." „Drauf mit Beil und mit Feuer," rief hinter ihm eine dunkle Geſtalt und ſchleuderte die erſte Fackel in das Holzwerk.

Nur kurz konnte der Kampf währen: allzugroß war

die Übermacht. Die beiden andern, der Krieger und der Knecht, mochten dem Kaiſer und Volkfried nicht helfen: ſie hatten alle Mühe, die in den „Achterhof“ mündende zweite Thür des Hausganges zu halten.

Eifrig bearbeiteten die Wenden mit Feuer und mit ſcharfem Eiſen die beiden Thüren des Hofes und die Läden. Unter den vielen Beilhieben ſplitterten alsbald die Bretter der Thüren: nur im Anfang hier und da konnten die vier Männer durch eine raſch aufgeriſſene und raſch wieder geſchloſſene Ladenluke einen Pfeil ſchießen, eine Wurflanze ſchleudern: bald mußten ſie hierauf verzichten: denn ſobald einmal die Angreifer die Luken genau bemerkt hatten, flogen, ſowie ſie von innen ein wenig geöffnet wurden, die kleinen Bolzen von den Hornbogen der Wenden in Menge herein.

„Was können wir beiden thun?“ flüſterte Muthgard, auf die Kleine deutend. Volkfried legte den langen Speer ab, ſchob den linken Arm in einen breiten Lederſchild und zog das Kurzſchwert aus dem Gürtel. „Beten! Heiß beten,“ erwiderte er, ebenſo leiſe. „Es geht zu Ende.“

Im ſelben Augenblicke flog die ganze Vorderthür krachend nach innen, ihre brechenden Bretter trafen den Kaiſer. Wildes Gejauchz der Slaven ergellte: zwei von ihnen ſprangen zugleich auf die Schwelle. Aber ſchon ſtand Volkfried zur Rechten vor Herrn Karl: mit dem Schildbuckel gegenfahrend fing er den Lanzenſtoß des einen auf, — der taumelte zurück, dem zur Linken ſchlug er das Schwert über das Geſicht. Einen Augenblick wichen die vorderſten. Da trat der Kaiſer ganz vor auf die Schwelle, offen und ungedeckt. „Wagt es, ihr Elenden,“ rief er, „mich anzutaſten! Vor euch ſteht der Geſalbte des Herrn. Weh dem, der Hand an mich legt.“

Einen Augenblick bebten alle zurück, von der Majeſtät des Anblicks eingeſchüchtert.

Da mahnte eine heisere Stimme: „Hand anlegen? — Nicht nötig! Wurfspeer und Pfeil!“ Und der Priester gab das Beispiel: sausend flog seine Wurflanze. Aber schon stand wieder Volkfried vor dem Kaiser: sein Schild fing auch dies Geschoß auf. „Nieder mit dem Sachsen!“ schrie Hardrad. „Alle Speere auf ihn.“ Ein Hagel von Geschossen flog auf die Thüröffnung. Im Augenblick staken und hingen so viele Wurfspeere und Bolzen in Volkfrieds Schild, — er konnte ihn nicht mehr halten: müde senkte er den linken Arm. Und da rannte, die Lanze mit beiden Händen fassend, ein neuer Feind herzu: Golo war's. Scharf zielte er auf des Sachsen schutzlose Brust, der, sein nicht achtend, mit gezücktem Schwert nur den Kaiser zu schirmen gespannt war. Schon erreichte fast des Feindes Speer Volkfried, als ein machtvoller Schwerthieb auf jenen niedersauste, Sturmhaube, Haupt und Hals des Angreifers spaltend: lautlos fiel er.

„Dank, Herr Kaiser!“ rief Volkfried. „Das war ein Streich.“ „Ja! Giojosa, die freudige Klinge,“ sprach der Alte ruhig, „ist noch immer scharf.“ Mit scheuer Furcht, mit Entsetzen wichen die Slaven, die den gewaltigen Hieb gesehen.

„Drauf, ihr feigen Wenden,“ mahnte der Priester. „Flieht ihr vor einem Greise?“

„Herr,“ erwiderte einer der Gescholtenen. „Er sieht aus wie der weißbärtige Gott des Todes!“ — „Das war keines greisen Mannes Hieb!“ — „Feuer fliegt aus seinen Augen!“ — „Das ist kein Sterblicher!“ „Laß doch sehen! Gieb mir deinen Bogen!“ Und der Priester kniete nieder und zielte scharf.

Da kam Graf Hardrad von hinten her um die Ecke des Hofes zurück. Er hatte versucht, von dort her einzudringen, den Kaiser plötzlich, überraschend von rückwärts,

lebend zu fangen. Er ſcheute ſich noch immer, ihn zu töten; auch erwog er im goldgierigen Herzen, was ihm Slave oder Avare oder Byzanz für dieſen Gefangenen zahlen würde. Aber die Thüre da hinten und die beiden Verteidiger gaben nicht nach. Und das Geſchrei, das die Wilzen bei Golos Fall erhoben, rief ihn nach vorn. Er überblickte raſch die Lage. Sofort ſchlug er mit dem Schwert dem Prieſter den Bogen aus der Hand. „Lebend müſſen wir ihn haben! Stellt euch! Ein Anlauf! — Den Sachſen niederſtoßen, den Alten greifen.“ Volkfried überſah die Gefahr. „Leb wohl, Muthgard,“ rief er. Denn nun ſchien doch das Äußerſte unabwendbar. Wohl deckte Volkfried den Kaiſer mit ſeinem Leibe: aber ermattend wankte er und mit ihm wankte der Kaiſer.

Da plötzlich erſcholl aus den hinteren Reihen der Angreifer gellendes Geſchrei: „Flieht! Die Franken! Die Sachſen über uns! Flieht!“

Und gleichzeitig tönte von fernher die helle Trompete des fränkiſchen Heerbanns und der dumpfe Hall des ſächſiſchen Stierhorns. Fackeln in großer Zahl näherten ſich raſch, manche der Wilzen flohen. Freund und Feind horchte nach der Ferne hin.

Graf Hardrad eilte an die Thüre des Zauns, zu ſehen, was es gebe.

Dieſen Augenblick erſah Petrus: er hatte bis dahin ſich im dunkeln niedergekauert: nun ſchnellte er vom Boden auf und zielte mit dem Dolch einen tödlichen Stoß auf den Kaiſer. „Stirb, Tyrann!“ ziſchte der Langobarde. Aber im ſelben Augenblick ſtürzte er zu Boden. Der erſte der Erretter, weit voraus allen andern, hatte den Zaun von der Seite her, eine Streitaxt in der Rechten, überklettert und den Prieſter niedergeſchlagen.

„Volkhelm! Fluch!“ ſchrie der im Fallen. Volkfried

wandte ſich ſtaunend ſeinem Bruder zu: da warf ein Wilze die Lanze auf den Kaiſer.

Und er traf; aber nicht Herrn Karl, ſondern Volkhelm, der — es war das einzige Mittel, den Kaiſer zu retten — dazwiſchen ſprang. „Volkhelm!“ rief Volkfried, „du ſtirbſt?“ — „Ich glaube. Aber der Kaiſer — iſt gerettet! Und dein Knabe lebt auch.“

„Zu Hilfe,“ ſchrie einer der beiden Knechte von der Rückſeite des Hauſes her, „ſie dringen ein!“ Da eilte der Kaiſer mit erhobenem Schwert zu Hilfe in den Gang.

Schon kehrte Graf Hardrad von der Zaunthüre zurück. „Fliehen können wir nicht mehr,“ rief er. „Wohl aber den Kaiſer, bevor ſie da ſind, fangen. Dann: — ſein Leben für das unſrige. Hört!“ Und er flüſterte leiſe, mit haſtigem Deuten auf die Thüre, dann auf Volkfried. Gleich darauf teilten ſich die Wenden: eine Schar zog ſich um die Ecke des Hauſes herum, die Angreifer auf der Rückſeite zu verſtärken. Sechs andere warfen ſich zugleich auf Volkfried.

Wohl wehrte ſich der heldenhafte Mann gewaltig: aber in dem Ringen ward er von der Schwelle herausgezerrt. Und nun war er verloren.

Wie ein Rudel Hunde, mag gar mancher unter ihnen blutend davongeſchleudert werden von den grimmen Hauern, den tapfern Eber zuletzt doch deckt, wehrlos macht und niederhält, bis ihm der Jäger den Fang giebt: — ſo riß die Überzahl der Slaven den ſtarken Sachſen trotz alles Widerſträubens endlich zu Boden. Zwei hielten ſeinen linken Arm gepackt, auf jedem ſeiner Füße kniete einer: und Graf Hardrad, über ihn gebeugt mit gezücktem Schwert, ſpähte nach der Blöße der Bruſt, die der müde rechte Arm doch nun gleich öffnen mußte, mit dem er ſich, das Kurzſchwert in der Fauſt, noch verzweifelt verteidigte.

Da ſchrie ein Wende, vorn in der Hofthür, einen Warnungsſchrei und fiel.

In der Hofthür erſchien ein Mann, der erſte der Entſatzſchar. Er trug, barhäuptig, weder Brünne noch Schild: ein dunkler Mantel flatterte um die Geſtalt, ein nacktes Schwert, irgendwo aufgerafft, hielt die geballte Fauſt: er ſpähte in den Hofraum, wo nur ſchwer Freund von Feind zu unterſcheiden war. Nun langte hinter ihm an ein zweiter Mann, ein vollgewaffneter Krieger: „Zurück, Herr, um Gott!“ rief der, „es ſind zu viele! Wir ſind des ſicheren Todes! Wartet hier.“ Aber nun hatte der im Mantel die Lage überſchaut, den am Boden Liegenden erkannt. „Volkfried?“ rief er. „Ich komme!“ Im ſelben Augenblick ſtand er mitten zwiſchen den Wenden. „Graf Hardrad! Seht Euch vor!“ rief einer derſelben, niedertaumelnd. Schon riß der Retter Volkfried an dem rechten Arm vom Boden auf. „Graf Hardrad!“ rief er, „wendet Euch. Nicht morden, fechten müßt Ihr jetzt.“

„Wer wagt es? Tollkühner!“ ſchrie der Graf, ließ ab von Volkfried, der ſich nun wieder mit Erfolg der Wenden erwehrte, und warf ſich auf den neuen Angreifer.

Und nun hob an ein fürchterliches Fechten!

Wohl war Hardrad der Stämmigere, wohl deckten ihn alle Schutzwaffen: Eiſenhelm, Brünne und Schild und ſchutzlos bot ihm Haupt und Bruſt ſein kühner Feind: aber er war gar raſch von Handgelenk, dieſer Feind. Zwar ſprang ein Wende von hinten herzu und ſchlug ihm eine Wunde in den Rücken, daß das Blut hoch aufſpritzte: aber er achtete es nicht. Er führte die Klinge ſo meiſterlich, als wäre ſie beſeelt: im Doppelſchwang, wie eine zuckende Schlange, züngelte ſie bald rechts, bald links um das wuchtige Hiebſchwert des breitſchulterigen Grafen, alle die zornigen, ſtarken, aber ungeſchlachten Streiche auffangend,

nicht wieder ſchlagend, nur eine ungedeckte Stelle an dem Leibe des Ganzgepanzerten zum Stoße ſuchend.

Hardrad ward immer grimmiger über die Erfolgloſigkeit ſeiner beſten, bewährteſten Hiebe: „Ich mach' ein Ende!“ ſchrie er nun, faßte, den Schild fahren laſſend, das gewaltige Langſchwert mit beiden Fäuſten und hob es, einen furchtbaren Hieb auf das helmloſe Haupt herabzuſchmettern.

Aber dieſer Hieb fiel nicht mehr: mitten durch die Kehle fuhr dem Grafen zuvor blitzſchnell die ſchmale ſcharfe Klinge: raſſelnd in allen ſeinen Waffen ſtürzte er ſchwerfällig auf den Rücken. Da flohen ſchreiend die Wenden aus dem Hofe. Volkfried war frei.

„Ihr — Biſchof? Ihr ſeid's?“ rief er. „Zum Kaiſer!“ antwortete der und ſprang in das Haus. Muthgard eilte ihm entgegen. „Wo iſt der Kaiſer?“ fragte er. — „In Sicherheit! Der Seniſkalk iſt vom Rücken her in den Hof gedrungen. Aber wo iſt mein . . .?“

„Da,“ ſprach der Biſchof, Volkfried vor ſich her auf ſie zuſchiebend, wankend, auf ſein ganz blutig Schwert geſtützt — „da, Frau Muthgard, habt Ihr Euren Mann!“ „Er hat — er allein — mich gerettet,“ rief Volkfried. „Eure Wunde —?“ — „Nicht Wortes wert! — Aber nun — war's doch wohlgethan — daß . . . Gott — mich ſchuf.“

Und er ſtürzte zuſammen.

Sechſtes Kapitel.

Alsbald nach des Grafen Fall waren von allen Seiten die Befreier herbeigeſtrömt, auch Volkbert war in die Arme der Eltern geſprungen.

Hell leuchtete am andern Tag aus klarſtem Winterhimmel die Sonne auf den Welandshof. Im Laufe dieſes Tages waren auf gar vielen Wegen eilende Boten eingetroffen, welche dem Kaiſer brieflich oder mündlich allerlei Nachrichten brachten. Immer heller und heiterer wurde das gewaltige Antlitz.

Die Spuren des Kampfes wurden, unter Frau Muthgards ſorglicher Leitung, ſo gut es ging, getilgt, die Erſchlagenen fortgeſchafft und im Walde eingeſcharrt.

Volkhelm, dem unter der Schwägerin Pflege das Bewußtſein wiedergekehrt war, lag, wohl gebettet, in einer Kammer des Hofes. Die Gatten und die beiden Kinder ſaßen an ſeiner Seite.

Der Knabe aber erzählte: denn Volkhelm war das Sprechen faſt unmöglich.

„Gewiß," rief Volkbert, „hat der Herr Kaiſer dem guten Oheim hier ſeine Rettung zu danken: er war es doch, der all die Franken und Sachſen herbeigeholt, die dem Vater und dem Kaiſer herausgeholfen. Aber freilich: der Oheim und ich, — wir wären nicht losgekommen ohne die Wendin, — weißt du, Vater? — die Wlaſta! Das war nämlich ſo. Gar traurig lagen wir beide, der Oheim und ich, an Händen und Füßen mit Stricken gebunden, nebeneinander im Schnee. Nachdem es Golo aufgegeben hatte, dem Vater nachzuſetzen, erhob er drohend die geballte Fauſt gegen uns und ſchrie: ‚Entgeht uns der Fang durch des Sachſen Warnung, zerbrech' ich euch alle Knochen

im Leib.' Er hatte die Vorhut der Wenden geführt; bald traf der größere Haufe, unter dem Grafen und dem Abtvikar, ein: und auch von Esesfeld her ein paar Reiter: dieſe, die Wilzen ſind ja des Landes fremd — zu geleiten, hatte ſich ihre Stammgenoſſin Wlaſta erboten. Sofort brach die ganze Schar auf, gegen euch. Wir wurden auf ein Pferd gebunden; ein paar Wilzen ſollten uns mit Wlaſta nach Eſesfeld bringen. Noch nicht weit waren wir geritten, — gar traurig gedacht' ich, daß ich euch alle drei wohl niemals mehr im Leben ſehen würde! — da trieb die Wendin ihr Rößlein an uns heran und rief laut, drohend, ſcheltend, in ihrer Sprache gegen uns. Wir verſtanden es nicht. Ja, ſie hob die Hand und ſchlug mit geballter Fauſt dem Oheim in das Antlitz und mir auf den Rücken; ſie fuchtelte in der Luft herum gegen uns mit einem ſcharfen Meſſer. Der Slave hinter uns lachte ihr zu und ritt an uns vorüber. Kaum hatte er den Rücken gekehrt, da zerſchnitt ſie mit dem Meſſer gar flink unſere Stricke und flüſterte uns auf Sächſiſch zu: ‚Nun reitet, was ihr könnt! Im Süden zieht — ſo meldeten eben die Späher dem Grafen — eine fränkiſche Schar, die holet nach Welandshof zu Hilfe. Du aber,' ſprach ſie zum Oheim, ‚ſag' ihm, wenn er den Knaben in die Arme ſchließt: die Wendin ſchickt ihm den Sohn. Er ſoll ſie nicht mehr — in ſeinen Gedanken — ſtoßen mit dem Fuß. Ich weiß nicht, was das ſagen will . . . —'" „Weiter," drängte Volkfried. „Weiter." Aber er verzieh der Ungeſtümen in ſeinem Herzen.

Frau Muthgard nickte leiſe, verſtändnisvoll, vor ſich hin.

„Kaum," fuhr der Knabe eifrig fort, „merkten die beiden Wilzen, was geſchehen war, als ſie die Gäule herumwarfen, uns nachzuſetzen. Dem einen fiel das Mädchen in die Zügel und hielt ihn feſt, lange, bis er ſie aus dem Sattel

hieb: ich ſah es: denn ich, hinter dem Oheim ſitzend, ſchaute mich angſtvoll um: — lautlos fiel ſie in den Schnee. Nun ſetzten uns beide nach. Aber nicht gar weit. Der von Wlaſta Aufgehaltene kam uns ſchon gar nicht mehr nach. Und der Oheim kannte rings die Gegend. Er verließ ſofort die feſtgefrorne Straße und ſprengte mitten in den Wald hinein; — er mied meiſtens die lockeren, die unſichern Stellen. Wohl ſanken auch wir zweimal in den tiefen Schnee ein: — aber raſch half der Oheim dem Roſſe heraus und wir jagten wieder davon, während der eine Wilze, der uns noch nachſetzte, ſo oft und ſo tief einbrach, daß er uns bald nicht mehr einholen konnte, ſondern aus dem Geſicht verlor. Wir eilten nun immer fort nach Süden, wohin uns die Wendin gewieſen. Und wie es dunkel ward, ſahen wir nicht mehr gar weit Fackeln glänzen — es waren die Leute des Biſchofs und des Seniſkalks, die aber gar nicht zu euch, — durchaus nicht! — die noch weiter gen Süden ziehen wollten. Der wilden Verzweiflung des Oheims glaubten ſie gar bald: — Herr Audulf gleich, aber der Herr Biſchof machte große Augen! — daß es hier den Herrn Kaiſer zu retten gelte. So ritten ſie und wir denn, was die Roſſe laufen konnten. Und kamen, ſcheint es, gerade noch zu rechter Zeit." —

Volkhelm hatte der Erzählung eifrig zugehört, manchmal genickt, manchmal die ſtarr blickenden Augen noch weiter aufgeriſſen. Jetzt ſprach er mit matter Stimme: „Bruder, — ich kann nicht ſterben — ohne — ohne — ſeine Verzeihung. Rufe mir den Herrn Kaiſer herbei." „Ach," mahnte Volkfried, „quäle dich nicht darum. Du haſt, wie ſo viele Tauſend unſeres Volkes den aufgezwungenen Eid gebrochen, biſt zuletzt zu den Dänen geflohen. — Das iſt zwar ſehr ſchlimm! Aber er hat ſo vielen verziehen, die ihn nicht, wie du, reuig vom ſicheren Tode gerettet: er

hat dich geſtern ſchon von der Acht gelöſt, er wird auch dir verzeihen. Laß es gut ſein.“

„Nein, Bruder! Du weißt nicht! — ſollſt es nun auch nicht mehr erfahren. Ich flehe dich an, ruf' ihn! — Aber ſag' ihm vorher — was der Knabe erzählt, — daß ich ihn wirklich gerettet! — Es eilt — ich kann nicht mehr warten.“

Volkfried ging zum Kaiſer in die Halle und erzählte ihm alles und ſagte ihm des Sterbenden Wunſch. „Ihr werdet nicht!“ rief Audulf zornig. „Ihr ſagtet ja, es ſei kein Zweifel — Ihr habt ihn gleich erkannt . . . —“ „Still, Seniſkalk!“ ſprach der Kaiſer, ſich ruhig von dem Sitz erhebend. „Soll ich einem Sterbenden, einem ſo tief Bereuenden nicht verzeihen?“

„Nein! — Warum?“

„Warum? — Ich bete jede Nacht vor dem Einſchlafen das Vaterunſer: ſoll ich nicht mehr ſprechen können: ‚wie wir vergeben unſern Schuldigern?‘“ — —

Gleich darauf ſtand er an des Wunden Lager.

„Herr, Herr!“ hauchte der, mit letzter Kraft ſich auf dem linken Ellbogen aufrichtend und ihm die rechte Hand entgegenreckend. „Verzeiht mir: — alles! Schweigt vor Volkfried von — von dem andern.“

„Das bleibt zwiſchen uns beiden,“ ſagte der Kaiſer. „Ich habe dir geſtern Abend ſchon verziehen, bald nachdem ich dich erkannt. Ich hatte vor, dich, wenn du geneſen, nach Spanien gegen die Saracenen zu ſchicken, mit dem Auftrag, dort zu kämpfen, bis du für den Herrn Chriſtus und für mich den Heldentod gefunden. Du findeſt den ſchon jetzt! — ſo gehe mir voraus zum Heiland; grüße ihn von Herrn Karl und ſag' ihm: ‚Herr Karl hat mir vergeben. So vergieb auch du, Herr Chriſt, ihm ſeine vielen Sünden: — denn er hat's nötig.‘“

Und er reichte ihm die Hand, Volkhelm drückte ſie und ſank zurück und ſtarb. Und Volkfried weinte, wie er den Bruder begrub.

Siebentes Kapitel.

In einem Nebengebäude des Hofes an dem Lager des Biſchofs ſaß ein welſcher grauköpfiger Mönch, der Heilkunſt tief gelehrt; er war als einer der Boten aus Italien gekommen.

„Bruder Sincerus," ſprach der Biſchof, die dunkeln Augen ihm in die Seele ſenkend: „Ihr ſchweigt noch immer? Wohlan: bei Eurem prieſterlichen Gehorſamseide legt Euch der Biſchof von Arezzo zwei Pflichten auf. Vorerſt: Ihr ſollt mir die volle Wahrheit ſagen." — „Ich werde ſie Euch ſagen." — „Was wird mit meiner Wunde?" — „Ihr könnt heute noch — jetzt gleich — aufſtehen." — „Ja, aber dann? Ich meine, es iſt doch zum ſterben? Ihr zögert? Die Wahrheit, Bruder Sincerus. Redet! Ich gebiet' es."

Dieſem Blicke war weder auszuweichen noch zu trotzen. „Es iſt zum ſterben. Der Rückenwirbel iſt zu ſchwer verletzt. Ihr werdet jetzt geneſen: — werdet auch — nicht ohne bittere Schmerzen freilich — gehen, reiten können, aber nicht auf gar lange." — „Wie lange?" — „Ein Jahr: — nicht zwei." — „Es iſt gut ſo." — „Wie, hochheiliger Biſchof?" — „Sehr gut ſogar. Sterben für ſie — auf daß ſie ihn behält! . . . Nun gelobt mir, zum zweiten: Schweigen gegen alle!" — „Auch gegen den Kaiſer?" — „Auch gegen den Kaiſer." — „Jedoch — die blonde Frau? Es ſind ja jetzt viele in den Häuſern,

aber ich meine die Schöne. Sie verſteht ſich offenbar gar fein auf Wunden — ich erſtaunte über ihre Fragen — ſie will Eure Wunde unterſuchen: ſie wird alles merken.“ „Nein,“ ſprach der Biſchof kurz, die Decke zurückſchlagend und ſich erhebend: „denn ich ſtehe ja jetzt — geneſen — auf. Da iſt nichts mehr zu unterſuchen. Helft mir ein wenig beim Ankleiden.“

Als ſie damit zuſtande waren, trat der Kaiſer ein. Der Mönch verneigte ſich und ging. „Ich dank' auch Euch, mein ſchwerttapferer Herr Biſchof. Ich war ſogleich bei Euch, als der Kampf zu Ende war. Aber Ihr lagt bewußtlos da.“ Des Biſchofs bleiche Wangen erröteten heftig, er beugte tief das Haupt. „O, mein Herr und Kaiſer! Euch — Euch — hab' ich gebeichtet.“ Der Kaiſer reichte ihm die Hand. „Es iſt alles gut gemacht. Ich komme als ein Bote — von ihr. Von Frau Muthgard. Sie wollte Eure Wunde pflegen: — ich ſehe, das fällt weg.“

„Ja, das fällt weg.“

„Und dann — ſie wollte vor ihrem Manne und mir mit Euch reden. Überwindet es! Ich will Euch — heute — gar nicht Eurer Prieſterſchaft mahnen: Ihr ſeid wund am Leib und an der Seele — ſonſt ſpräche ich ganz anders! Hört aber ein Wort — wenig chriſtlich, wenig kaiſerlich: aber wahr: ‚Ein Mann, der ſich zergrämt, weil ihm Ein Wunſch nicht erfüllt werden kann . . .‘“ — „Ein Wunſch! Der Wunſch des Lebens!“ — „‚Iſt ein Thor. Oder krank.‘“ — „Oder er liebt.“ — „Sehet auf mich: mein Blut war ſehr heiß, meine Macht faſt ohne Schranken: und doch ſag' ich Euch: es kann ein Mann nicht jedes Weibes froh werden, deſſen er begehrt.“

Hoch richtete ſich der Wunde auf: „Ihr vergeßt, großer Kaiſer, ich habe, ſolang ich atme, nur Ein Weib geliebt.“

„Ihr — Euer Schickſal — ſchafft ihr Unraſt.“

Der Biſchof ſchüttelte lächelnd, zweifelnd, ein wenig den Kopf.

„Doch! Ich weiß es! Von Eurer kleinen Freundin weiß ich es. Wie hold iſt dieſes Kind! Und ganz die Mutter, ſüßen Reizes voll! — Wie wär's, mein Freund? Papſt Leo thut, was ich verlange. Ihr könnt die Kleine haben, ſobald Ihr wollt. Ja, Ihr habt ſie ſchon!“

Abwehrend ſtreckte Acerbus den Arm aus. „Wer die Roſe verlangt, den tröſtet nicht die Knoſpe. Wie ſagt Frau Muthgard? ‚Lieben, — das iſt Ewigkeit!‘ Recht ſoll ſie auch darin behalten.“ — „Euch iſt nicht zu helfen! Übrigens — es iſt mir lieb, daß es dem herben Sachſenweib doch endlich zu Herzen geht. Ich wartete darauf, bei dieſer Art von Frau.“ — „Weshalb?“

„Weil . . . ! Nun, es giebt auch eine andere Art von Weibern, die ſolches freut und ihres Reizes Schaden ſtiftend Werk. Sie ſpielen mit dem Verderben aus eitel Übermut. Dagegen dieſe Muthgard! Laßt mir die Frau fortab in Frieden und Ruh!“ — „Ich habe ihren Frieden nie geſtört. Und ihre Ruhe? Hab' ich die gewirrt, — ich gebe ſie ihr wieder. Kommt, Herr Kaiſer, Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein.“

Achtes Kapitel.

Sie gingen in das Hauptgebäude; der Wunde hielt ſich ganz aufrecht, nur bei dem Ausſchreiten ſtützte er ſich manchmal auf das Schwert, das er, aus dem Wehrgehänge gelöſt, eingeſcheidet in der Rechten trug.

In der Halle trat Muthgard mit der Anmut ihres ſchwebenden Schrittes ihm entgegen, ihr Mann folgte. Sie hielt die Augen ſtreng niedergeſchlagen und wandte das Haupt leicht zur Seite, als ſie mit feſter Stimme ſprach: „Herr . . . Acerbus!“ — „Ich heiße wieder Richwalt.“ — „Ich danke Euch für meines Gatten Leben.“ „Und — du verzeihſt — Ihr verzeiht mir?“ rief er raſch. Innig bittend, angſtvoll flehend hafteten ſeine dunkeln Augen auf dem ſo ſchönen, aber nun ſo ſtrengen Antlitz; ſie fühlte das wohl, aber ſie wandte ſich ſchweigend noch weiter ab.

Ein langes, banges, banges Schweigen. Ihm ſchien es endlos. Das Herz pochte ihm zum Springen.

Endlich, endlich belebten ſich ihre ſtarren Züge.

Kaum merklich öffneten ſich die feſt geſchloſſenen Lippen. Noch immer abgewandt, mit niedergeſchlagenen Wimpern, hauchte ſie ein ganz leiſes, kaum hörbares „Ja!“

„Das kam hart heraus!“ ſtöhnte er.

Dieſes gepreßte, aber abgrundtiefe Weh drang doch überwältigend in das lang ſchon ringende Frauenherz. Sie fühlte den Wunſch, den Trieb, ihm irgend etwas zu bieten, zu ſpenden, zu gewähren. Ihr ſuchender Blick fiel auf einen kleinen Becher, der auf dem Tiſche ſtand: es war nur eine ganz kleine Neige Weines darin: aber ſie langte danach und reichte ihm ſchweigend das Gefäß, die Augen nun voll auf ihn gerichtet; ein holdes Erröten überflog die weiße Stirn; er ergriff den Becher und ſchlürfte haſtig die paar roten Tropfen. „Ja — ich verzeih Euch ganz! Und — mehr noch!“ Alles kam ſchwer, abgerungen, heraus. Sie ſtockte wieder. „Es iſt nicht recht . . . es iſt mir leid, daß Ihr Euch . . . Der Herr Kaiſer ſagt — und der muß es verſtehen! — es wäre ſchade um Euch. Und Eure Freundin Lindmuth“ — hier lächelte ſie ein wenig — „die meint das auch. Sie redete mir ſehr eifrig

zu — ich ſoll . . . . . Ja, und will es Euch auch ſagen! Ich . . Ich kann es nur ſo ſchwer zeigen! Ich haß' Euch nicht mehr: ſeid Ihr doch ſein Retter. — Ich will verſuchen, — ob ich kann! . . . Ja, ich meine, ich werd' es können — ich glaube, ich bin Euch ſchon . . . faſt . . . ein ganz klein wenig — gut."

Sie hielt inne und atmete tief, wie nach einer großen, ſchweren That.

Da leuchteten zum erſtenmal Herrn Richwalts trauerdunkle Augen auf.

Und eine große Wandlung kam nun über ihn. Wohl verflog jenes Aufleuchten ſofort wieder: allein über dieſen Augen, die ſonſt getrauert oder allzuſcharf geblitzt hatten, lag es jetzt wie ein ſanfter Schleier; die bleichen Wangen, allerdings heute noch bleicher, wurden nicht mehr von jäh aufflammender Lohe gerötet: das unruhige Wetterleuchten zuckte nicht mehr über das verſöhnte Antlitz hin: ein Hauch leiſer Wehmut, aber aufgelöſt in Frieden ſchwebte darüber und mild war ſeiner einſt herben Stimme Klang, als er begann: „Ich habe nun in dieſen Tagen — und vollends in dieſer letzten Nacht — Frieden gefunden. Nicht durch Gebet! Nicht durch die Heiligen! Nicht der Prieſter, der Mann in mir hat mir geholfen, hat geſiegt. Oh welche Wonne war's, wieder einmal das Schwert zu fühlen in der Fauſt! — Ich gönne Euch von ganzem Herzen Eurem Mann. Nicht Euch beſitzen iſt das Höchſte, — Euch würdigen. Und darin," er lächelte traurig — „nehm' ich es getroſt auch mit Freund Volkfried auf! — Ihr ſeid ſchön: — wohlan, ſo iſt der Stern, der geſtern abend, der dann die lange Nacht über auf mein Lager ſchaute. Ich will den lichten Glanz nicht für mich, will nicht ihn haben. Aber ich darf ihn doch ſchauen, darf mich freuen, daß Gott der Herr ihn ſo wunderſchön geſchaffen. So darf

ich Euer denken — immerdar, — daß Ihr ſo ſchön ſeid und — ſo gut! Ihr bleibt mir heilig bis ich ſterbe! Es war ein furchtbar Leiden. Aber nun, nachdem ſich alles ſo gewendet, ſo vortrefflich für uns alle" — da rüttelte ihn bitterſter Schmerz, er griff nach dem Pfeiler der Halle, ſich zu halten, faßte ſich aber ſofort wieder — „nun geb' ich, was ich erlebt und gelitten, geb' ich mein Weh' für alles Glück nicht hin. — Nachdem ich dies beſtanden, trotz' ich allem, was noch kommen mag auf Erden. — Seltſam! Ich muß jetzt der Sage gedenken, die mir dereinſt ein Skalde ſang in grauem Bart." — Er fuhr wie träumeriſch mit halbgeſchloſſenen Augen fort: ‚Ein Held ſah einſt die blonde Göttin Freia ſelbſt. Er liebte ſie. Da lächelte die Göttin, — ſie verzieh ihm! — und ſie zog aus ihrem goldenen Haar ihre goldene Nadel und fuhr ihm damit ritzend über die Bruſt: — nie heilt die Wunde und ihr ſüßes Weh. Doch unbezwingbar ward der Held im Kampf und keinen anderen Schmerz der Welt verſpürt' er mehr.'

So ſang der Skalde. Es war ein traurig, aber ſtolzes, ſchönes Lied. — Ich konnte Euch nicht zwingen, mich zu lieben, aber wenn ich einſt — vielleicht lange vor Euch — ſterben werde . . . —"

„Oh Richwalt!"

„Dann werd' ich Euch gezwungen haben, zu ſagen: ‚Das war ein Sieger.' Und dann wird meiner Augen letzter Traum ſein — Euer Bild."

Er ließ ſich nun langſam niedergleiten auf die Bank der Halle. Er winkte mit der Hand, ſie möchten ihn ruhen, ihn allein laſſen.

„Nun iſt alles ja gut mit ihm," ſagte Volkfried im Hinausſchreiten.

Die Frau ſah zu ihm empor und nickte. „Ja, frei-

lich, ganz gut! — Nicht Er liegt mir jetzt noch in Gedanken —, nur . . . das andere!“

Der Kaiſer folgte den Gatten: er warf noch einen Blick auf Richwalt — und ſchüttelte ſchweigend das Haupt.

Neuntes Kapitel.

„Und nun, Frau Muthgard,“ hatte der Kaiſer geſagt, „nun ſollt Ihr uns zeigen, was Ihr als Hausfrau leiſten könnt: keine Frau, nur Mägde ſind ja im Welandsfleth. Welanding ſelbſt, ſeit lange verwitwet, iſt noch nicht zurück von den Botengängen, auf welche ihn Graf Francio verſchickt hat. Auf Mangel an Vorräten ſollt Ihr Euch nicht ausreden können: ich geb' Euch freie Hand über all die zwanzig Wagen, guter Dinge voll, die da draußen aufgefahren ſind auf dem Hof. Ihr ſeid morgen des Kaiſers Mundſchenk, Truchſeß und Küchenmeiſter, Euch müſſen all' die Meinigen gehorchen. Ihr rüſtet uns das Kaiſermahl, das Siegesfeſt!“

„Euer Wille wird geſchehen,“ erwiderte die Frau ruhig und ging ans Werk.

Der Kaiſer und der Seniſkalk lehnten in einem der Fenſter und ſahen hinaus in den Hofraum.

„Herr,“ ſprach Audulf, „ſchaut nur die Frau, dieſe ſächſiſche Bäuerin! Habt Ihr je ihresgleichen geſehen an Vornehmheit zugleich und Anmut? Wie ſie jetzt über den Hof hinſchreitet — nein, hinſchwebt! Sie trägt in der Hand nur eine Schüſſel kalten Fleiſches: — aber ſie trägt ſie, als wär's der Königshort zu Aachen in der Pfalz!

Und ſeht nur, wie ſie da für ihren Gruß den langobard'ſchen Reiterführern dankt: ſo freundlich, ſo fraulich und ſo vornehm doch! Die halten ſie — ſo ehrerbietig neigen ſie ſich! — für eine Herzogin. Herr Kaiſer, das wäre eine Frau für Euren Sohn, Herrn König Karl, der ſtets noch unvermählt."

„Ei, ei, Herr Seniſkalk im grauen Bart! — Auch Ihr? Großvater ſeid Ihr? Ich werd' es Eurer Frau in Aachen melden! Haben wir zwei Greiſe, — Kriegsmänner, Reichslenker — nichts Weiſeres zu reden als von dieſer blonden Frau?" — „Weiſeres vielleicht — Beſſeres nicht." — „Und Schöneres ſchon gar nicht! Und keine königlichere Frau verlangt' ich mir für meinen Sohn! Allein wir werden ſie doch wohl dieſem glücklichen Volkfried laſſen müſſen: wir, wie — wie andere Leute. Nun wollen wir gehen, uns für Frau Muthgards Mahl zu ſchmücken."

Und gar gewaltig und ſtolzprangend erſchien Karl, eine wahrhaft kaiſerliche Geſtalt, wie er, der ſiebenmal ſeines eigenen Fußes Länge maß, nun alsbald mit feierlich langſamem Schritt in die Halle trat.

Unter dem blauen Mantel — eine koſtbare griechiſche Spange hielt ihn auf der Schulter zuſammen — trug er jetzt ein golddurchwirktes Gewand von weißer Seide. Edelſteine ſchmückten ſeine goldenen Schuhe. „Joieuſe", „die freudige Klinge", hatte er abgelegt: er führte, aus dem Wehrgehäng gelöſt, in der Hand, wie einen Stab, ein breites Prunkſchwert in ſilberner Scheide: an dem Kreuzgriff desſelben funkelten und blitzten ebenfalls lichte Steine und zwei ſchwere goldene Ketten umzogen den mächtigen Nacken; hell leuchteten, freundlich und freudig, die ſehr großen, hellblauen Augen: ganz großartig, gebietend, war die

hohe, machtvolle und doch mild freundliche, echt väterliche Erſcheinung.

Der Seniſkalk hatte geſtaunt, als ihm Herr Karl, der ſonſt ſtets in einfachſter Gewandung ging, geboten hatte, die große Truhe, in welcher ſie koſtbaren Schmuck mitführten, heranbringen und öffnen zu laſſen. „Ja, ja," hatte Herr Karl dem Befremdeten zugelächelt, „heute feiern wir ein Feſt: eigentlich viele Feſte für viele Siege."

Als nun das Mahl bereitet war und die Tafel, reich mit Silbergeſchirr bedeckt, in der Mitte der Halle prangte, da befahl der Herr Kaiſer, daß Volkfried ihm zur Rechten, Frau Muthgard ihm zur Linken ſitzen ſollten: ihm gegenüber der Biſchof und der Seniſkalk. Lindmuth aber und Volkbert mußten ihm die Speiſen zutragen und den Becher füllen.

Und wenn die Kleine ſich auf die Zehen ſtellte und dem Rotkehlchen in ſeinem Käfig, der an der Hinterwand der Halle hing, die Broſamen zuſchob von dem zarten Weizenbrote auf des Kaiſers Tiſch, — dann ſah das Vöglein mit klugen, vergnügten Augen auf das Mädchen herab, als wollt' es ſagen: „und ich hab' auch ein wenig mitgeholfen."

Und als das Mahl zu Ende ging, da ſprach der Herr Kaiſer: „Nun hört, ihr getreuen Herzen, gar viel, was euch erfreuen mag. Die Gnade des Herrn Chriſtus hat Großes an mir gethan in dieſen letzten Monaten und Wochen, ohne daß ich's wußte, ahnte!

All' das ſchwarze Gewölk, das ich über dem Reiche drohen ſah auf vielen Seiten, hat er hinweggeblaſen, ohne mein Verdienſt, mit dem allmächtigen Hauche ſeines Mundes. Gar viele freudige Kunden trafen in dieſen Tagen zuſammen unter dieſem ſchlichten Dach: wohl darf der Kaiſer heut' ein Feſt begehen. Mein tapferer Sohn Pippin hat den

trotzigen Herzog von Benevent geſchlagen. Mein tapferer Sohn Karl hat den letzten Ring der Avaren geſtürmt. Mein Sohn Ludwig," hier furchte er leiſe die Stirne — „nun: alle Söhne können nicht gleich kühne Helden ſein — mein Sohn Ludwig meldet, mein gewaltiger Feldherr, Graf Wilhelm von Toulouſe, hat Huesca und Saragoſſa in Spanien bezwungen: nur Tortoſa trotzt noch: davon alsbald mehr! Der Kalif von Bagdad, mein trauter Freund, Herr Harun Arraſchid, — er iſt ein edles, ein kluges und ein heiteres Haupt: aber ſeine Neigung, verkappt im Land herumzuſtreichen, iſt doch zuweilen — nicht ungefährlich: ich mache ihm das ſobald nicht wieder nach —! hat mir die Schutzgewalt über das Grab des Heilands zu Jeruſalem übertragen, ſie fortab vereint mit ihm zu üben. Mein Comes Stabuli Burchard hat die ſaraceniſchen Seeräuber mit meiner fränkiſchen Kriegsflotte — ſelbſt hab' ich ſie geſchaffen! — bei der Inſel Korſika geſchlagen: — dies Eiland und der Balearen eine — ich weiß wirklich gar nicht ſo genau, wo die ſchwimmen! — haben meine Frankenſchiffe erobert. Und der neue Dänenkönig Hemming bittet um Frieden."

„Herr," rief der Seniſkalk, „von allen Seiten ſtrömt's wie Wunder auf Euch ein. Der Himmel hilft Euch ſichtbar!" „Ja," ſprach der Kaiſer, langſam den Silberbart ſtreichend, „dem Herrn allein die Ehre!" Da trat Hülſung der Weſtfale mit einer Meldung an des Biſchofs Seite. Der ſprach tief gerührt:

„Gott hat auch dieſes ſchön gefügt! Der Mönch — Fidus — der gute . . . —" „Was iſt mit ihm?" fragte der Kaiſer. „Aus vollem Herzen billigte und lobte ich, Herr Biſchof, die Buße, welche Ihr ihm auferlegt. Das habt Ihr gut gemacht." Da fragte Muthgard — freundlich ſah ſie dem Biſchof in die Augen und ohne Zucken

erwiderte der den Blick: „Ich erfuhr — von Graf Francio — des guten Mönches Schuld und daß Ihr — Ihr! — seine Buße bestimmen solltet. Was habt Ihr ihm auferlegt?“ Bevor der Bischof antworten konnte, erwiderte der Kaiser: „Er hat ihm auferlegt, das Grab seines geliebten Weibes aufzusuchen und dort für beider Seelen Heil ein Vaterunser zu beten.“ Da reichte Frau Muthgard Herrn Richwalt über die Tafel hinüber schweigend die schöne, weiße, schmal zulaufende Hand. Er drückte sie fest und fuhr ruhig fort: „Er war schon recht schwach, der gute Alte, da er von mir Abschied nahm; nun meldet dieser treue Mann, Hülsung der Westfale —“ „Ich kenne ihn wohl,“ nickte der Kaiser. „Das alte Sachsenrecht wird eifrig in diesem Geschlecht überliefert. Und minder nicht die alte Heldensage: gar manches Stück vom Kampf auf roter Heide hab' ich von den Männern und Frauen des Hülsenhofes mir und Einhard erzählen lassen — keiner weiß soviel davon wie die Hülsunge! — für meine große, große Sammlung solcher Sagen. Gebt ihm einen vollen Becher meines besten Weines, Hülsung dem Westfalen.“

„Ich hatte ihn zum Führer der Bedeckung des Mönches bestellt. Sprich du selber, Hülsung.“

Der Westfale neigte sich tief vor dem Kaiser und hob an: „Sowie er das einsame Grab wiedergefunden, das er selbst gegraben hatte, — das Kreuz ragte noch ein wenig aus dem hohen, frisch gefallenen Schnee — da hat er mir und den Wehrmännern geboten, zurückzutreten. Mit lauter Stimme hat er dann das ‚Vaterunser‘ gesprochen und sich nach dem ‚Amen‘ auf den Schneehügel geworfen mit dem Rufe: ‚Hercha, liebes Weib! Nun führt uns Gott der Herr zusammen für immerdar.‘

Lang lag er so schweigend, regungslos mit ausgebreiteten Armen; als ich hinzutrat, ihn aufzuheben, da war er

tot. Und ein ſelig Lächeln hatte die Züge des Greiſes verjüngt. Da gruben wir ihm ein Grab neben ſeinem Weibe und ließen die beiden Gatten ſchlafen nebeneinander im einſamen Walde.“

„Er war getreu bis in den Tod,“ ſprach der Kaiſer. „Herr Chriſtus — vergieb ihm ſeine läßliche Schuld! Hätt' ich Frau Hildigard aufgeben ſollen, — ich weiß nicht, ob ich mich nicht viel heißer verſündigt hätte. — Ja, die! — Frau Hildigard!“ — Er ſchwieg; plötzlich rief er: „Lindmuth, Kleine! Du haſt ja Thränen in den Augen!“ „Verzeiht mir — Herr Kaiſer, — bei einem frohen Mahle! Aber ich habe Fidus ſehr, ſehr lieb gehabt.“ — „Komm zu mir! So! an mein Knie. — Einmal darfſt du mir noch den Becher füllen: ich habe den letzten — den dritten — Trunk geſpart — zu gutem Abſchluß. Bleib' nur hier, an meinem Knie: du biſt wie der Frühling, wie ſie auch meines Lebens Frühling war.

Ich bin noch nicht zu Ende mit meinen Botſchaften. Das Beſte, das Größte hab' ich zum Schluß aufgehoben.“ Er winkte Audulf, nahm dieſem eine mächtige Pergamentrolle mit ſchwerem Siegel ab und hielt ſie in die Höhe. „Hier! Das langerſehnte Schreiben aus Byzanz. Der Kaiſer daſelbſt hat — endlich! — mich als Kaiſer anerkannt:“ ſtolz und freudig leuchteten die blauen Augen: „der Kaiſer dort nennt mich ‚ſeinen Bruder‘, nennt mich ‚Baſileus‘ und ‚Imperator‘! Das iſt, ſeit Papſt Leo mir die Krone aufgeſetzt, das mächtigſte Geſchehnis in der Welt. Der lange Krieg mit Byzanz, er iſt zu Ende. Verſöhnt ſind Abendland und Morgenland, die ganze Chriſtenheit hat Frieden. — Und was ſchreibt nun mein Geſandter aus Byzanz? ‚All' meine Mühe war umſonſt — da lief ein Schreiben ein des Biſchofs von Arezzo‘ — der Kaiſer blickte hinüber zu Richwalt, der die Augen niederſchlug —

‚das hat ihn völlig umgeſtimmt, Nikephoros den Kaiſer — ſo ſagte der ſelbſt ihm — ſo geiſtüberwältigend hat es ihm dargewieſen, daß ſeines eigenen Reiches Vorteil wie des Abendlandes dieſe Anerkennung und die Verſöhnung fordere.‘ — Der Mann, der dieſe Staatsſchrift verfaßt hat, darf mir nicht Biſchof von Arezzo ſein: — das kann ein anderer auch — und vielleicht beſſer. Mein Kanzler Rado iſt geſtorben — er war mir ſchon lange zu alt und langſam — ich brauche einen raſchen Geiſt um mich, einen Mann von klugen, ſcharfen, feinen Gedanken, der das Herz des Menſchen kennt in allen ſeinen Tiefen, in ſeinen Schwächen und Leidenſchaften und in ſeiner Heldenkraft. Dieſe aber iſt: die Stärke der Entſagung. Denn es iſt mir lang aufgegangen: das iſt die Tugend, die der echte Chriſt und der echte Held — und ſei er Heide! wie mein Freund Harun — gemein haben: die allüberwindende Stärke der Entſagung, die Tod und Schmerz nicht ſcheut, nein, freudig überwindet, weil alſo Gott, weil ſo die Treuepflicht gebeut. So war Fidus, der alte Mönch, der leibſchwache, ein Held, wie's dieſer ſtarke Volkfried da zu meiner Linken iſt. Der Kanzler, den ich brauche, — der ſeid Ihr, Herr Biſchof. Ich werde das ſchon durchſetzen bei dem Herrn Papſt: er hat mir das Gleiche wiederholt bewilligt. Und als mein Kanzler und oberſter Palatin dürft Ihr auch, obzwar Biſchof, die Waffen führen. Nur Ein Feind iſt noch unbezwungen. Im Laufe des Jahres wird ein neuer Feldzug nötig gegen die Araber in Spanien: zweimal hat mein Sohn Ludwig vergeblich Tortoſa belagert: es *muß* fallen! Das ganze Heer des Reiches ſend' ich dazu aus. Und Ihr, Herr Kanzler, ſollt dies Heer mir führen. Man weiß, daß Ihr die Heere wie das Schwert zu führen wißt. Nehmt hin — hier — Audulf, reich' es ihm! — mein *eigen* Schwert Ich weiß, vom Sieg umlaubt bringt —

oder," und der Kaiſer ſah ihm gütevoll, aber traurig, tief in die Augen und flüſterte „oder ſchickt — Ihr mir's zurück."

Da fuhr er auf vom Sitz, der ſonſt ſo ſtreng ſich bändigende Mann, mit beiden Händen griff er leidenſchaftlich nach dem breiten eingeſcheideten Schwert, das ihm Audulf darreichte: er riß es an ſich, er drückte es an die Bruſt, er küßte haſtig den Knauf: er konnte nur ſtammeln: „Dank Euch, mein Kaiſer!" Und die ſo traurigen Augen ſtrahlten vor glückſeligem Stolz.

„Und ich werde dafür ſorgen," fuhr der Kaiſer fort, „daß Ihr zwar nicht unſere Freundin Muthgard ſelbſt, aber deren jüngeres Ebenbild oft am Hofe ſeht. Nein! Erſchrick nur nicht. Ich ſchleppe dich nicht fort von den Eltern — noch nicht! Aber in ein paar Jahren! Ich habe, Frau Muthgard, am Hofe einen gar feinen Knaben von zwanzig Jahren, den Sohn des Grafen Wido: von dort, wo der ſtarke Rhein die ſchlanke Jungfrau Moſel ſich vermählt. — Was ſagt Ihr zu dem künftigen Eidam?"
„Aber Herr Kaiſer," ſprach die Frau. „Wie mögt Ihr ſpottend ſcherzen mit der heiligen Ehe? Eines ſchlichten Freiſaſſen Kind und . . . —"

„Ja ſo!" Und er lächelte vergnügt vor ſich hin. Er ſchwieg eine Weile und ſtrich den ſchönen, langen, blütenweißen Bart. Dann ſprach er laut, ohne irgend einen der Tiſchgenoſſen dabei ins Auge zu faſſen, gerade vor ſich hin: „Ein Geſandter der Wilzen kam vor einer Stunde. Sie unterwerfen ſich. Sie bitten um Erlaß der Strafe. Eſesfeld iſt von ihnen geräumt. Die Burg muß erweitert werden, aus der ſchmalen Grafſchaft mach' ich eine große Markgrafſchaft. Herr Markgraf von Eſesfeld, zieht ein in Eure Feſte!"

Er rief das ſo laut, jetzt plötzlich in der Richtung auf

Volkfried blickend, daß dieser sich umwandte, den so Angeredeten zu sehen.

Aber hinter ihm stand niemand.

Erstaunt sah er nun auf den Kaiser; der aber lachte laut und sprach: „Du, Volkfried, bist der Markgraf von Esesfeld. Deiner Treu' — ich habe sie erfahren! — vertrau' ich diese schwer bedrohte Mark. Aber ein Markgraf muß breite Hufen haben. Das Allod des Verräters Hardrad ist dem Krongut verfallen: — nach Abzug alles dessen, was der Elende deinen Nachbarn wider Recht abgepreßt — ich schenk's dir, Markgraf Volkfried: es bleibt noch all' genug! Ihr aber, schöne Frau Markgräfin . . ."

Jedoch Frau Muthgard rang schon lang mit sich gewaltig. Sie konnte sich nicht der Freude voll hingeben. Statt frohen Stolzes lag der Ausdruck der tiefen Beschämung, der Scheu, der Reue auf ihrem edlen Antlitz: ihr Busen wogte, die sonst so weiße Stirn erglühte, die Nüstern der fein geschnittenen Nase zuckten: — plötzlich sprang sie auf, warf sich ungestüm zu Füßen des Kaisers und streckte beide Hände wie abwehrend gegen ihn empor.

„Halt ein! Herr Kaiser! Halt! Ihn belohnet — nichts ist zu viel! — er ist das treueste Herz der Welt. — Ich aber verdiene nicht Lohn, — Strafe verdien' ich für schwere Schuld. Seit Monden lastet sie auf mir! — Ich muß es von der Seele wälzen! Bestraft mich! Ich ward Euch ungetreu und Eurem Recht!"

Staunend, mit großen Augen sah Herr Karl auf das schwer ringende Weib.

„Seit ich gewußt" — fuhr sie in atemloser Hast fort — „der Kaiser steht vor mir, wollt' ich's Euch gestehen — Euch allein — Euch im geheimen. Aber nun! Nun, da Ihr solche Huld — wie nur Gott oder doch wie nur ein sehr großer Kaiser kann — ausgeschüttet über mich

und all' die Meinen — nun ſei's meine Strafe, daß es alle hören. Ich — ich — habe — meines Mannes Bruder — Volkhelm, der da draußen ſchläft im Wald, — als er geächtet war — zwar nicht ins Haus genommen, ſo heiß er bat! — aber — er war am Verſchmachten — ich hab' ihn — vor dem Hofzaun — geſpeiſt und getränkt! Wir wollten — beide — ſchon bevor wir in die Bärenhöhle flohen — zu Euch nach Aachen gehen und Euch alles ſagen und Euch fragen — denn wir wiſſen's nicht! — welche Strafe ſteht darauf? Sagt's, Herr Kaiſer, und gebet mir keine Gnade! nein: meine Strafe! — ich flehe Euch drum auf meinen Knieen." Und ſie ſchwieg erſchöpft und warf die beiden zuſammengeſchlungenen Hände auf des Kaiſers Kniee und feſt darauf drückte ſie den herrlich gerundeten Kopf, und über ihren Nacken floß gelöſt das wunderſchöne blonde, das wellige Haar. —

Tiefe Stille entſtand in der Halle: niemand wagte ein Wort: — die Leute hielten den Atem an: denn der Kaiſer ſah ſehr, ſehr ernſt auf das gebeugte Weib, das vor ihm lag. Endlich — nach geraumer Weile, ſie ſchien den Gäſten allzulange — ſprach er: „Du willſt es. So werde dir dein Recht. Hülſung, alter Schöffe: du warſt dabei, als wir das Sachſenrecht neu ordneten zu Aachen. Sprich: Finde du das Urteil: was ſagt für dieſe That das Sachſenrecht Herrn Karls?"

Der Weſtfale erhob ſich, tief erſchrocken: „Herr Kaiſer — Ihr werdet doch nicht? — Ihr wolltet . . . ?" —

„Soll Kaiſer Karl zweimal um ein Urteil bitten?" ſprach der Gewaltige mit drohender Stimme. „Sprich, Schöffe! Oder kennſt du nicht dein eigen Sachſenrecht, das du mit verzeichnen halfſt?"

Da ſprach der Mann, die linke Hand auf die Bruſt legend, die rechte hoch erhebend, feierlich: „Ich weiß das

Sachſenrecht Herrn Karls: Wer einen Ächter hauſet oder hofet, der ſoll des Todes ſterben.“ — „Das hat ſie nicht gethan! Weiter.“ — „Wer aber einen Ächter ſpeiſet oder tränket, der ſoll den Hals in Ketten tragen bis an ſein Ende, ſolang er lebt.“

Alles blieb ſtill in namenloſem Schrecken.

Nur Lindmuth trat vor und hob beide Hände bittend zu dem Kaiſer auf.

Der aber ſprach, die hohe Stirn entwölkend, — und wunderſchön leuchtete nun der milde, freudige Blick des blauen Auges: — „Du haſt den Spruch gehört? Du willſt nicht Gnade, ſondern Strafe — nimm ſie denn.“ Er löſte von ſeinem Halſe die ſchwere Goldkette, die in zwei breiten Schnurreihen zweimal ihn umſchloß, und hing ſie um den weißen Nacken der knieenden Frau.

„Steh auf, Frau Muthgard, viel Schöne und viel Getreue! Und trage dieſe deine Strafe bis ans Ende. Gott ſegne dir, mein Töchterlein, dein klares Antlitz und deine klare Seele,“ ſprach der Kaiſer und ſtrich ihr leiſe über das Haar.

Langſam erhob ſich, leiſe bebend, die edle Geſtalt. — „Dank!“ hauchte ſie. Dann ſuchten ihre feuchten Augen das Auge des Gemahls: der drückte ihr nur ſtumm die Hand: — ſie war ſo ſchön wie nie zuvor.

Lindmuth ſchenkte Richwalt ein: aber der Becher war ganz voll — es war nur eine Liſt — „Mein Freund und — oh mein Herr!“ flüſterte ſie, „ich will mich aber gar nicht vermählen. Ich will immer bei der Mutter bleiben, abends für Euch beten, aber auch des Tages über recht viel an Euch denken: mit geſchloſſenen Augen — da geht es am beſten! — Euer Antlitz ſchauend und . . . —“ — „Die Mutter wird dich ſelbſt an den Hof ſchicken.“ — „Treff' ich Euch dann am Hofe?“ fragte ſie raſch und

freudig. — „Gewiß! Ich werde dich dann vielleicht — aber beeile dich: in zwei Jahren triffst du mich nicht mehr dort! — selbst mit dem Grafensohne trauen.“ — „Ich mag ihn aber gar nicht!“ „Das ändert sich, mein Kind. Er ist sehr schön: du wirst ihn schon mögen, wenn ich . . . geh, schenke Herrn Audulfs leeren Becher voll.“ Und er schob sie sanft von seiner Seite weg —

Herr Karl aber erhob seinen Pokal und rief mit freudiger Stimme: „Erst laßt uns demütig dem Herrn Christus danken, der alles dies so wunderbar gelenkt: — Herr Gott, wir danken dir! — Und nun ruft Heil mit mir, ein lautes Heil: dem Kanzler und dem Markgrafen Heil. Sie waren treu: — treu bis zum Tod — drum hat sie Gott mit Sieg gekrönt!“

Zehntes Kapitel.

Es war im Spätsommer dieses Jahres.

Ausgebaut, vollendet war die Burg zu Esesfeld.

Auf dem Dache des höchsten Turmes flatterte der blumenbunte Kranz, den die Zimmerleute als frohes Zeichen des Abschlusses ihrer Arbeit um den Firstbalken geschlungen hatten.

Auf der Zinne seiner Burg aber stand der Markgraf der neugeschaffenen Eidermark, an seiner Schulter lehnte seine schöne Markgräfin, an beider Kniee schmiegten sich die Kinder. Das Jahr war ein reichgesegnetes gewesen: überall, wohin das Auge traf, strotzte das fruchtbare Land: Spelt und Hafer nickten mit wehenden Halmen im sommerlichen Abendwind. Denn es sank der Tag.

Und der Markgraf ſtreckte den rechten Arm aus und wies ſeinem Weibe nach allen Himmelsſtrichen, wie weit ſein Amtsgebiet ſich dehne, und wo das Kronland mit des Markgrafen Allod oder Lehngut grenze. — „Sieh',“ ſchloß er, „ſoweit du ſchauen magſt, — all' dieſe reichen Felder: ſie ſind mein eigen.“

Da hob ſich die Bruſt der Frau voll höchſten Stolzes auf ihren Mann: ſie ſchlug den holden Blick zu ihm empor — ſie drückte zärtlich, verborgen vor den Kindern, ſeine Hand und flüſterte ihm zu:

„Und all' das haſt du erreicht, nur durch die eigene Kraft und Treue. All' das dankſt du dir ſelbſt, allein! Oh Volkfried, was biſt du für ein Mann! Wie ich dich liebe!“ Und erglühend barg ſie das ſchöne Haupt an ſeiner Bruſt.

Und die Abendſonne legte ihren vollen Strahlenguß auf die Frau: es leuchtete wie Gold ihr wellig Haar!

Und dieſelbe Abendſonne leuchtete zur ſelben Stunde im fernen Spanien auf ein blutig Feld.

Die große Schlacht vor Tortoſa war geſchlagen: ein Sieg der Franken, wie er ſeit vielen, vielen Jahren nicht erfochten worden war. In zwei Tagen hintereinander hatten die Chriſten das Entſatzheer abgewehrt, welches in ungeheuren Maſſen von Cordoba herangezogen war: und gleichzeitig den letzten verzweifelten Ausfall der Belagerten. Lange, lange ſchwankte die Schlacht hin und her. Endlich hatten ſich vor den Reihen beider Heere getroffen und im Einzelkampf gemeſſen ein Palatin der Franken und der große Emir von Cordoba ſelbſt, Ibrahim, „der Zauberer des Schwertgefechts“, wie ihn der Islam in ganz Spanien und Afrika pries: als ihn nach hitzigem Gefecht ein Stoß

durch die Kehle vom Roſſe warf, da hatte das Entſetzen ſeine heulenden Araber in wilder Flucht entſchart. —

Da war auch die gleichzeitig ausfallende Beſatzung von Tortoſa in die Feſte zurückgetrieben worden: mit den Weichenden vermiſcht waren die Franken in das Oſtthor der Stadt eingedrungen: die Geſchlagenen flohen zum Weſtthor hinaus.

Damit ſchien dem durch zweitägiges Ringen gegen die Übermacht erſchöpften Heer der Sieger für dieſen Abend der Arbeit genug gethan und übergenug: denn die heiße Sonne des Auguſtmonds ſank bereits.

Aber da ſprengte, hochragend auf ſchwarzem Roß, der Franken Oberfeldherr auf den Marktplatz der Stadt: er befahl, mit Trompetenruf eine kleine Schar von Reitern hier um ihn zu ſammeln. Bis ein müdes Häuflein beiſammen war, hielt er auf dem Platz: ſchwer atmend, aber ſtolz aufrecht ſaß er im Sattel, vom ſchwarzen Helm bis an den Wehrgurt war er über und über mit Blut beſprengt.

Jetzt trieb aus einer Seitengaſſe Audulf, der Seniſkalk, das matte Pferd heran:

„Wie?“ warnte er, „Herr Kanzler? Ihr wollt noch nicht ruh'n? Zwei Tage lang habt Ihr über Menſchenkraft hinaus gekämpft, — über Menſchenmaß hinaus geſiegt. Erſt Ibrahim vom Gaul geſtochen! Und der Erſte im Thore von Tortoſa! Ihr blutet aus vielen Wunden!“

Aber der Kanzler hob ſich hoch in den Bügeln: „Keine tief genug!“ Aus ſeinen dunkeln Augen leuchtete ein wunderbares Feuer: nicht einem Lebenden, einem bleichen Geiſt der Schlachten ſah er ähnlich. Er hob ſchräg den Arm hoch und wies wagrecht mit der ſchmalen Klinge nach Weſten dem Feinde nach: „Blaſt! Blaſt zur Verfolgung! Herr Karl und Sieg!“

Und bei dem ſchmetternden Rufe der lauthallenden Reiterfanfare — vom Knaben auf vor allen anderen Tönen hatte er dieſen Klang geliebt! — in Kampf und Tod treibt er, zwingt er, reißt er hinein! — jagte Richwalt, hell auffjauchzend vor Kampfes- und Siegesluſt, weit voraus den Seinen zu dem Weſtthor hinaus. Verwildert in dem langen Kriege war ihm Bart und Haar: im Weſtwind flogen wieder aus dem Helm ihm nach die langen dunkeln Locken, wie er ſie, vor dem Mönchsgelübde, in froher ſtolzer Jugendzeit getragen: durſtig ſog er tief noch einmal die Luft, die Luſt, den Stolz des Lebens in vollen Zügen ein. Die andern konnten ihm nicht folgen: bald war er ganz allein.

Am Rand eines Piniengehölzes hatte ſich, den Rückzug der Maſſen zu decken, ein Häuflein arabiſcher Pfeilſchützen in dem Waldgraben feſtgeſetzt: — eine bunte, mit vielem Gold geputzte lange Fahne ragte aus ihrer Mitte. Kurz vor Pfeilſchuß vor ihnen hielt der Reiter auf der breiten, ganz offenen Heerſtraße: er ſchleuderte den Helm von dem Haupte, ſchnallte und riß die Brünne von der Bruſt, ließ den Schild vom linken Arme fallen und ſprengte unter die Feinde mit dem jauchzenden Rufe: „Karl und Muthgard!“

Sie ſchoſſen ihre kurzen, ſpitzen, ſchwarzen Pfeile ab: — ein ganzes Schwirrgewölk davon ziſchte ihm entgegen: — aber ſie hielten nicht ſtand, als der mächtige Rappe nun in edlem Schwunge ſtolz wiehernd unter ſie ſetzte: den Bannerträger holte der Verfolger noch ein, durchſtach ihn und riß ihm die Fahne aus der Fauſt.

Dann ſtürzten, von vielen, vielen Pfeilen getroffen, Rappe und Reiter.

In der Ferne, im Weſten, verſchwanden die fliehenden Feinde.

Die Abendſonne ſchien voll zwiſchen den Wipfeln der Pinien hindurch in das bleiche Antlitz; er hatte die Augen geſchloſſen. — —

„Um Gott, Herr Kanzler!“ rief nach kurzer Weile der graubärtige Audulf, über ihn gebeugt. „Ich ſah — was Ihr gethan! Ihr habt ihn geſucht, den Tod.“

„Nein,“ ſagte der Sterbende, feſt, die Augen nochmal aufſchlagend: „den Sieg und — endlich — den Frieden! Bringt dem Kaiſer dieſes eroberte Banner; es iſt das zwölfte. Und hier — ſein Schwert — gebt es ihm zurück. Ich hab's geführt, wie er — erwartet hat. Nun ſterb' ich doch, ein Held, für ihn, wie einſt ſein Roland fiel — bei Ronceval. Grüßt ihn und . . . Ah, da iſt ſie ſchon! Sie ſchreitet, nein, ſie ſchwebt heran! Sie lächelt: den Himmel ſeh' ich ſtrahlend offen ſtehn! — Muthgard! Der Ehre und dir — bis zum Tode — getreu.“

Welt-Untergang.

Geſchichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 n. Chr.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Den Freunden

Karl Gareis, Lorenz Grasberger,
Mathias von Lexer

und

Anton Freiherrn von Tröltsch

in dankbarem Gedenken gemeinsam zu Würzburg
verlebter Tage

zugeeignet.

Digitized by Google

„Dem Stift Wirzburg viel Gutes hat gethan
Biſchof Heinrich, der herrliche Man,
Das muß man von ihm ſagen!
Zwei Grafſchaften bracht' er daran,
Drei neue Kloſter fing er an
Zu bauen bei ſeinen Tagen:
Neumünſter, Haug und Sankt Stephan,
Darin des Gottesdienſtes pflagen
Viel fromme Chorherrn ſonder Wahn:
Sankt Benediktus Ordensban
Thäten's alle jagen."

Alter Spruch.

* *
*

In ew'ger Gegenwart ſteht alles Leben. — —

Vorbemerkung.

Die Gedichte, welche Gedanken und Namen — beides — nachfolgender Erzählung tragen, ſind bereits 1868 entſtanden, 1873 in der erſten Auflage der zweiten Sammlung meiner Gedichte (Stuttgart, J. G. Cotta) zuerſt, zuletzt in der dritten Auflage dieſer Sammlung (1883, Leipzig, Breitkopf und Härtel) veröffentlicht worden.

Erſtes Buch.

I.

Gar wunderhold, wie ſonſt kaum irgendwo auf deutſcher Erde, zieht der Frühling ein zu Würzburg an dem Main.

Frühzeitiger als anderwärts kehrt er zu: im Hornung ſchon flötet die Amſel ihr melodiſch Lied hoch vom Ulmenwipfel, wann die Sonne zu Rüſte geht über dem Guttenberger Wald, Thal und Rebgelände tauchend in eitel Gold und Segen. Frühe ſprießen an ſonniger Halde die Veilchen hervor und wie leuchten, wie duften ſie in den Weingärten der ſanften Hügel, die wilden, gelben Tulpen! Dankbar gedenkt, wer je ſein genoß, des Würzburger Lenzes. —

Und ganz beſonders ſchön, herrlicher denn je zuvor, meinten die frohen Menſchen, war der liebe Lenz in das Mainthal eingefahren im Jahre des Herrn Eintauſend.

Das Land weithin ſtand in eitel Maienluſt.

Das Wildgedörn, das die Rebgärten rings an den ſanft aufſteigenden Hängen umhegte — Weißdorn und Rotdorn und zahlloſe Hagerоſen — blühte ſo reich, daß der ſüße Duft, vom Südwind getragen, berauſchend flußabwärts zog. In den dichten Hecken vor der Stadtmauer, aber auch in den häufigen Gärten innerhalb der Umwallung ſang die Mönchsgrasmücke, ſang die Nachtigall ihr feurig Lied. —

Am Abend eines wunderschönen Maientages leuchteten vom linken Flußufer her über den Wall am rechten Ufer, zumal über die Mainbrücke hin, die Strahlen der versinkenden Sonne: sie trafen voll auf den ragenden Dom und das unmittelbar im Süden daranstoßende „Bischofshaus“: das heißt das gemeinsame Wohnhaus der Kanoniker. Brücke und Dom standen damals bereits genau an derselben Stelle wie heute: aber beide waren von Holz gebaut und erheblich schmäler als dermalen.

In dem Hauptsaale — der Bücherei — des Bischofshauses, in dem einzigen Stockwerk oberhalb des Erdgeschosses, stand an dem hochgewölbten romanischen Rundbogenfenster ein ernster Mann in mittleren Jahren. Er hatte soeben den von zierlichen Querlatten gebildeten Fensterladen, der den heißen Tag über verschlossen gehalten worden, nach außen aufgestoßen und blickte nun hinaus. —

Wo sich heute bergab, gegen den Fluß zu, die „Domstraße“ senkt, lag damals ein offener Platz, nur in weitem Abstand vom Dom und dessen Anbauten durch ein paar unverbundene „Höfe“ begrenzt.

Der einsame Mann neigte das braunhaarige, aber stark ergrauende Haupt leicht hinaus; er strich langsam mit der Linken über den breiten, fast völlig weißen Bart; er schloß die grauen, schwermütigen Augen; seltsame Augen waren es: nicht schön von Form oder Farbe: müde von vielem Lesen: — vielleicht auch von anderem: — aber doch war ihr Blick scharf, — wie der des Falken — und unvergeßbar für jeden, der ihn aus der verhaltenen, ja trüben Ruhe hatte plötzlich aufleuchten sehen in flammendem Blitz. —

Aber jetzt, als er sie wieder aufschlug, war der Ausdruck dieser sinnigen Augen tief verträumt. Lange blickte er schweigend hinaus. „Wie schön,“ sprach er endlich leise

vor sich hin, „wie friedevoll! Des Herrgotts reichster Segen ruht auf Gau und Stadt. Soll ich — darf ich — diesen Frieden stören? — Aber muß ich nicht? — Und wird nicht — wie sie sagen — vielleicht der Herrgott diesen Frieden in wenigen Wochen wandeln in flammende Zerstörung, in Verderben? — Er nach einem unerforschlichen Ratschluß im großen — ich im kleinen, nach Pflicht meines von ihm mir verliehenen Amtes, also doch auch nach seinem Ratschluß."

Er richtete sich hoch auf, trat von dem Fenster zurück und machte einen Gang durch den geräumigen, durch zwei Reihen von Holzpfeilern mit Rundbogen gegliederten Saal.

Die Einrichtung war einfach, ohne Prunk, aber würdevoll; das ansehnlichste Gerät bildete eine Art Baldachin, der an der Ostwand gegenüber den nach Westen blickenden Fenstern, von zierlich geschnitzten Rundpfeilern getragen, eine lange Truhe überhöhte, deren Deckel, mit weichen Decken belegt, als Rücksitz diente; in der Mitte der Bücherei stand ein mächtiger runder Tisch, dessen weiße Ahornplatte mit Schreibgerät und mit vielen Pergamenten bedeckt war, an welchen an Lederriemen und bunten Schnüren große Siegel in hölzernen, bleiernen und silbernen Kapseln herabhingen.

„Mein Amt?" raunte er nun leise. „Ist es nur des Amtes Pflicht, was dich treibt, Heinrich von Rothenburg! Oder ist es die alte Lust am Kampf?" — Er ballte die Rechte wie um Schwertesknauf und spannte die Muskeln des eingebogenen Armes. — „Am Kampfe, — zumal gegen diesen Feind? — — Also Sünde? — Sünde also plante ich, während der Rächer aller Sünde vielleicht schon die Wolken zusammenballt, auf denen er niederfahren wird, zu richten die Lebendigen und die Toten!" —

Er hielt erſchauernd inne in ſeinem haſtigen Gang und ſchlug andächtig ein Kreuz über Stirn und Bruſt. —

„Sünde?“ — begann er aufs neue, wieder ausſchreitend. „Jawohl! — Hätte ich nicht dringendere Pflichten, — vielleicht! — aber die meinen immer noch weltlichen Sinn weniger befriedigen, meine Kampfesfreude ſchwächer — locken? Denn dieſe Pflicht des Amtes lockt dich, Heinrich! Iſt das nicht ein Zeichen, daß ſie weniger Pflicht als — — Leidenſchaft?“

Er ſtieß bei einer raſchen Wendung an den Rundtiſch: eine der Urkunden glitt herab und rollte vor ſeine Füße. Er hob ſie auf und warf einen Blick auf das daranhängende Siegel. „Kaiſer Karls Verleihung! Sie ſelbſt! — War das ein Wink, eine Mahnung des Herrn? Wüßt' ich es nur, — zweifelfrei: — ich nähme ſie ja ſo gern auf mich, die Pflicht und den Kampf.“ — Er drückte das Pergament heftig an die Bruſtfalten ſeines langwallenden dunkel-porphyrfarbigen geiſtlichen Gewandes.

II.

Da ward die in das Vorgemach — nach Süden — führende Thüre des Saales geräuſchlos geöffnet und ebenfalls in geiſtlichem, aber ganz ſchwarzem Gewande trat ein wenige Jahre älterer Mann ein. Dicht an der Schwelle, zwiſchen den dunkelgelben Thürvorhängen, blieb er ſtehen; demütig neigte er tief das ganz glattgeſchorene Haupt und mit leiſer Stimme hob er ehrerbietig an: „Hochehrwürdiger Herr Biſchof, Ihr habt befohlen.“

Der Angeredete trachtete, ſeine lebhafte Erregung zu

bändigen, zu verbergen; er legte die aufgeraffte Urkunde ganz ſacht auf den Tiſch: — er ſuchte, vor denſelben tretend, ſie dem Blicke des Beſuchers zu entziehen. „Laß dieſe unterthänige Weiſe, Bruder Berengar“, ſprach er gütevoll. „Sind wir doch Kampfgeſellen: du biſt mein eifrigſter Mitſtreiter.“

Der andere trat näher, langſamen Schrittes. Die ſtarren Züge des langen, hageren, gelbfahlen Geſichtes blieben unbeweglich, die ſchmalen Lippen öffneten ſich kaum, die tiefſchwarzen Augen hielt er ſtreng zu Boden gerichtet, als er ſanft erwiderte: „ich darf nicht anders. — Euer Vorgänger, der hochſelige Herr Biſchof Bernwart, hat mir ſolches Gebahren beſonders auferlegt zur Buße für meine hochfärtige Überhebung.“

„Ja, ja,“ lächelte Herr Heinrich — und die freundliche Heitre ſtand dem wohlgebildeten Antlitz, den feinen Zügen herzgewinnend gut, „mein geſtrenger Oheim war ein ſtolzgemuter Herr.“ — „Er durfte es ſein. — War er doch ein Graf von Rothenburg, — wie Ihr.“ Der Biſchof zuckte die Achſeln: „Edle Geburt iſt wertvoll.“ „Ha, wirklich?“ flüſterte der Prieſter, aber ganz unhörbar. —

„Doch iſt ſie kein Verdienſt. — Aber er hatte dich im Verdacht, Archidiakon“, — und er hob mit lächelnder Drohung den Finger — „erſtens ſchon bei ſeinen Lebzeiten Bistum und Biſchof beherrſchen und zweitens um jeden Preis ſein Nachfolger werden zu wollen.“ — „Was doch nur abermals ein Rothenburger werden ſollte.“ Ganz tonlos und unterwürfig kam das aus den kaum geöffneten Lippen. Aber der Biſchof ſchüttelte lebhaft das Haupt und hob, ſchmerzlich berührt, in Abwehr die Hand: „Da irrſt du, Freund. — Mein Oheim konnte nicht ahnen . . . . . War ich doch ein Kriegsmann! Ein Mann der Staatskunſt . . . .“ — „Und was für einer! In keiner Heerfahrt

des Kaiſers Otto des Roten und des jungen Otto fehltet Ihr auf deutſcher, wendiſcher und zumal auch meiner italiſchen Heimaterde. Wie oft ginget Ihr als der Frau Kaiſerin Theophano Vertrauter in Geſandtſchaft nach Rom, ja ſelbſt nach Byzanz!"

„Alſo!" unterbrach Herr Heinrich, kopfſchüttelnd. „Mein Ohm und ich — wir dachten wahrlich nicht daran, daß ich weltlicher, mit viel Schlachtenblut befleckter Mann jemals geiſtlich, vollends Nachfolger des heiligen Burchhard werden würde. Du — Archidiakon, es iſt wahr — hatteſt das nächſte Anrecht auf dieſen Stuhl." — „Kaiſer Otto der Junge dachte anders, weiſer — als er Euch — noch nicht ſehr lange trugt Ihr geiſtlich Gewand — das Bistum gab." Der Rothenburger ſeufzte: „Ja: Er gab es mir." Beſchwichtigend fiel der Archidiakonus ein: „Ihr ſeid vom Kapitel gewählt." — „Ja, ja, aber warum? Weil der Kaiſer es wünſchte." — „Nachdem er und die Regentin ſo ſehr überraſcht waren durch Euern Rücktritt aus der Welt." „Sieh, Berengar," fuhr der Biſchof fort, „das iſt es ja, was mir den Entſchluß ſo ſchwer macht. Er — der König — ſetzt mich in dies Würzburg, vertrauend, daß ich ſein Recht und ſeinen Vorteil hier nach Kräften wahre. Und nun ſoll ich Stadt und Grafſchaft ihm entreißen!" Der Archidiakon glitt geräuſchlos näher; ſcharf richtete er auf den Ringenden die dunkeln Augen, die unter kohlſchwarzen, ſtreng regelmäßig geſchwungenen Brauen hervorblitzten. „Verzeiht," ſprach er ruhig, „Herr Biſchof: das iſt nicht biſchöflich geredet." — „Mag ſein! Aber es iſt ehrlich gedacht: — mit Gedanken treuer Lehenſchaft." — „Ihr aber ſeid vor allem Sankt Peters Vaſall! Von ihm, nicht vom deutſchen König oder römiſchen Kaiſer, tragt Ihr den Biſchofſtab zu Lehen. Sankt Peters und Eures großen Vorgängers, Sankt Burchhards, Recht habt Ihr zu wahren,

auch gegen des Königs Vorteil. Und nicht im Recht, im Unrecht iſt der König! Gedenkt des Briefes Kaiſer Karls! — Scharf ſah ich es, wie ich eintrat: — er hatte Euch gerade wieder beſchäftigt! Dieſe ehrwürdige Urkunde giebt Euch nicht nur das Recht, — hört es, Herr Biſchof! — ſie legt Euch die Pflicht auf, in jenen Kampf einzutreten und nicht zu raſten noch zu wanken, bis Ihr Gott erſtritten habt, was Gottes iſt. Dem Kaiſer bleibe, was des Kaiſers iſt.“ — „Dann bleibt ihm wenig genug in Stadt und Gau!“ — „Gleichviel! Habt Ihr des Kaiſers Sache zu führen oder die der heiligen Kirche? Wollt Ihr, nachdem Ihr das gute, klare Recht des Bistums entdeckt habt, es dieſem Bistum vorenthalten — aus Schwäche, aus Menſchenfurcht?“

Unwillig fuhr der Biſchof auf und griff an die Stelle, wo er einſt im Wehrgehäng das Schwert getragen hatte.

„Verzeiht: aus Liebe zu dieſem Kaiſerjüngling vorenthalten, was der große Karl aus Ehrfurcht vor Sankt Kilian und Sankt Burchhard dem Stuhle zugewandt? Erkennt Ihr nicht den Finger Gottes darin, daß er Euch — gerade Euch! — durch Zufall, — ſagen die Weltleute — durch ein Wunder der Heiligen, ziemt uns Geiſtlichen zu ſagen — in der Kämmerei, unter altem wertloſem Gerät und Gerümpel dieſes koſtbare Pergament auffinden ließ?“

„Ja, es iſt erſtaunlich,“ ſprach Herr Heinrich nachdenkſam, das Kinn in die linke Hand ſchmiegend. „Iſt wirklich wunderſam! Unter Biſchof Dietho — vor achtzig Jahren — verbrennen mit dem damals erſt ſeit ſiebenundzwanzig Jahren vollendeten Dom — hier, an der Stelle des jetzigen, ſtand auch er — in der Sakriſtei alle Urkunden des Bistums, aber auch alle! So daß, als Biſchof Burchhard der Jüngere, der wackere Henneberger, vor etwa zwei Menſchenaltern dies Gotteshaus hier neu erbaute, auch

nicht Eine Urkunde, nicht Ein Beweismittel für all unsere Rechte vorhanden war: mußten alle vom König, von den Erben der anderen Schenker und Verleiher neu ausgestellt werden — auf vieles Bitten meiner Vorgänger. Und nun muß ich vor wenigen Monaten in einer alten Truhe der Kämmerei unter abgetragenen, zerschlissenen Meßgewändern und angebrannten Altardecken dieses unschätzbare Kleinod auffinden! Wie kann das aus der Bücherei oder aus dem Archiv dahin geraten sein?"

Berengar zuckte die Achseln: „Wer soll das wissen? Vielleicht gelang einem der Brüder die Rettung dieses wertvollsten Stückes aus dem brennenden Archiv: — er selbst mag darüber umgekommen sein." „Ja, ja," bestätigte der Bischof, „es sind mehrere bei dem Brand erstickt, und zwar gerade auch — in der Kanzlei — der Protonotar, der dem ganzen Urkundenwesen vorstand, der pflichtgetreue Bruder Skapelarius." — „Die Kämmerei lag auch damals im Erdgeschoß — die Urkunde, in die Altardecke gewickelt, kann von dem Kanzleifenster — hier, im ersten Stock — in das offene Fenster der Kämmerei geworfen worden sein, als der Protonotar, der sie retten wollte, erkannte, daß er selbst nicht mehr zu entkommen vermöge."

„Klingt ganz glaublich! — Aber weshalb lassen die Heiligen die wichtige Urkunde sechzig Jahre verborgen bleiben und sie auffinden gerade durch *meine* weltliche, schwertgewohnte, vom Schlachtenblut befleckte Hand?" — „Gerade darin erblickt und verehrt die weise Fügung der Vorsehung." — „Wie meinst du das, Archidiakon?" „Heinrich von Rothenburg," erwiderte dieser feierlich, wieder leis einen Schritt näher gleitend, „gebt der Wahrheit die Ehre, hier im Kämmerlein vertrauter Zwiesprache: mehr vom Kriegsmann, als vom Geistlichen, mehr vom Staats-

mann, denn vom Prieſter, mehr vom rechts- und waffenkundigen Grafen, als vom Biſchof habt Ihr an Euch — immer noch!" „Ja, leider," ſeufzte Herr Heinrich demütig, „immer noch!" „Weshalb — vor fünfzehn Jahren etwa — der tapferſte Graf über alles deutſche Land, die rechte Hand der ſchönen Kaiſerwitwe und Reichsregentin, Frau Theophano, plötzlich das Schwert ablegte und Prieſter ward — — kein Menſch weiß es . . ." Er zögerte: er ſchien geſpannt auf Auskunft zu warten. Allein Herr Heinrich ſprach nur leiſe zu ſich ſelbſt: „Aber Gott weiß es" und drückte die ſchwermütigen Augen zu.

Der Welſche wartete noch eine Weile: da aber der andere beharrlich ſchwieg, fuhr er fort: „Aus der Haut konntet Ihr eben nicht fahren, wie aus der Brünne, auch nicht, als Ihr, nach kurzer Prieſterzeit, hier Biſchof wurdet. Nach wie vor weilen Eure Gedanken noch häufiger bei Recht und Gericht und weltlicher Wohlfahrt und weltlicher Gewalt, denn bei Beten und Büßen und bei dem Jenſeits." „Leider!" wiederholte Herr Heinrich betrübt. „Nein, nicht leider: zum Heile dieſes Bistums! Seht Ihr denn nicht? Deshalb eben führten die Heiligen Kaiſer Karls Verleihungsbrief gerade in Eure ſtarke Hand! Euch, Eurem weltkundigen Sinn vertraute Sankt Burchhard, Eurer weltlichen Klugheit, Eurer friſchen Manneskraft ſeine Rechte an, nicht Euren Vorgängern, meiſt mönchiſchen weltflüchtigen Pſallierern. Der Biſchof, nicht der Graf, muß herrſchen über dieſe Mainſtadt und den Waldſaſſengau, darin ſie liegt. Vor allem über die Stadt! So wollte Kaiſer Karl! So will es Gott! Seht hier auf dieſen Plan der Stadt" — er wies auf eines der Pergamente, die auf dem Tiſche ausgebreitet lagen — ein langes Jagdmeſſer war darüber gelegt, es auseinandergeſpreitet zu halten — „Ihr ſelbſt habt ihn — mit der Hand des

kundigen Feldherrn — entworfen: glaubt Ihr, es ist ohne Bedeutung, daß die Stadt ein Fünfeck bildet, genau wie Eure Bischofsmütze, die dort liegt, Herr Heinrich?" „Spiel des Zufalls!" erwiderte dieser. Aber der Einfall behagte ihm. — „Ihr seid der Mann, des Bistums Recht zu wahren, mit scharfem Wort und — muß es sein — mit scharfem Schwert. Sankt Burchhard, Sankt Kilian, Sankt Petrus, ja Gott selber rufen Euch in diesen heiligen Kampf. Heinrich von Rothenburg, der Mann ist ein Felon, der irdischem Lehnsherrn die geschuldete Heerpflicht weigert: Heinrich von Rothenburg, willst du sie dem himmlischen Lehnsherrn weigern?"

„Nein! Bei meinem Schwerte!" rief der Starke und seine grauen Augen blitzten auf. „In solchem Lichte sah ich's noch nie. Gott ruft zum Streit. So will ich denn streiten bis zum Sieg oder — Untergang! Ich fürcht' ihn nicht, den Grafen Gerwalt!" „Gewiß nicht! Und" — der Welsche trat näher und flüsterte — „jene Weissagung des arabischen Magiers in Kalabrien, die Ihr mir vertraut — wie war es doch?" „Ich werde nicht sterben — so las er in meiner rechten Hand — bis ich mit dieser Hand meinen schlimmsten Feind auf Erden erschlagen," sprach Herr Heinrich mit grimmiger Freude. „Nun also! Und das ist doch ohne Zweifel —" „Graf Gerwalt!" nickte der Bischof.

„Aber," fuhr Berengar fort, „es wird zum Waffenkampfe gar nicht kommen müssen. Ihr werdet schon auf dem Wege Rechtens — vor dem Reichstag gewinnen. Sicher! Das Gericht möchte ich sehen —" und hier flog ein stolzes Lächeln um die schmalen, allzu schmalen Lippen des Lombarden und seine schwarzen Augen funkelten — „das Gericht möchte ich sehen, welches gegen jene Urkunde Kaiser Karls irgend eine Einwendung gelten lassen könnte."

„Allein,“ warf der Biſchof ein — „warum haben alle meine Vorgänger ſeit bald zwei Jahrhunderten das Recht aus der Verleihung nicht geltend gemacht?“

Berengar zuckte die Achſeln: „Wer kann ſolche Fragen beantworten? Soviel ſteht feſt: Graf Gerwalt, Euer ſchlimmſter Feind . . —“ „Der Welſche weiß nicht,“ flüſterte Herr Heinrich zu ſich ſelbſt, „wie ſehr ſein Wort die Wahrheit trifft!“ — „Kannte die Urkunde nicht. Und groß war ſein Erſtaunen, ja ſein Zorn, als ich ſie ihm — wohlweislich nur in Abſchrift — überſandte. Dieſe Urkunde iſt unanfechtbar. Nicht umſonſt hab' ich Jahre um Jahre in der Rechtsſchule zu Pavia geiſtlich Recht, Lehenrecht, Landrecht gelernt bei den erſten Lehrern. Viele, viele hundert Urkunden von Königen und Kaiſern hab' ich eingeſehen, viele Dutzend hab' ich abgeſchrieben, hab' ich ſelbſt verfaßt im Auftrag des Pfalzrichters daſelbſt. Erkennt Kaiſer Otto unſer Recht nicht an, ſo rufen wir das Urteil des Reichsgerichts am Reichstage an. Nach dem Rechte m u ß es für uns ausfallen! Siegt aber in dem barbariſchen Reichstag dieſer plumpen Deutſchen — verzeiht, aber manchmal bricht das Blut Italiens in mir durch! — die Scheu vor dem Herrn König, ſo lebt noch ein anderer Richter, der uns — das heißt Sankt Kilian und Sankt Petrus! — unzweifelhaft zu unſerem Recht verhelfen wird.“ „Gott der Herr!“ ſprach der Biſchof fromm. „Der iſt gar fern und unberechenbar! — Nein, der Herr Papſt zu Rom. Nicht raſten will ich und nicht ruhen, bis wir geſiegt — für Sankt Burchhard. Und müßt' ich auf meinen Knieen im Sankt Peter dem heiligen Vater Bann und Interdikt über König und Reich der Deutſchen entwinden!“ „Nein! Nimmermehr!“ rief der Rothenburger erſchrocken. „Ich ſollte den Bann herabbeſchwören auf des großen Otto Enkel, meines teuren Feldherrn in ſo vielen Schlachten?

Das Interdikt auf dieſe geliebte deutſche Erde, auf dieſes blühende Mainthal? Es iſt nicht deine Heimat, Lombarde!“

„In die Hölle ſtoß' ich ganz Lombardenland, das abgefallene, um dieſen Sieg!“ ſchrie der Welſche, fortgeriſſen von wilder Leidenſchaft.

Betroffen ſah Herr Heinrich auf ihn herab: „Abgefallen? Von wem?“

„Von . . . ſich ſelbſt!“ rief Berengar noch heiß erregt, dann fuhr er zuſammen und erläuterte: „Von ſeinem wahren Heil — das heißt: von der Herrſchaft der deutſchen Könige.“

„Aber wie,“ fiel Herr Heinrich, plötzlich ſtehenbleibend, ein, „wenn all unſer Planen und Trachten gar nicht mehr Zeit fände, ſich zu vollenden? Wenn es ſündhaft, frevelhaft wäre, ſolch' irdiſcher Sorgen zu pflegen, an Herrſchaft über Stadt und Gau und an weltliche Macht zu denken, während Stadt und Gau und Welt in wenigen Wochen . . .?“ Er brach ab. Der Welſche lächelte; es zuckte wie Hohn über ſeine ſonſt ſo ſtarren Züge hin. „Ihr meint? Auch Ihr? Jene Weisſagung — aus meiner Heimat kam ſie über die Berge — unheimlich — wie der ſchwüle Südwind . . . —“ „Es iſt der Glaube ja weit verbreitet,“ ſprach der Biſchof ernſt. „Viel gelehrtere und viel frommere Männer als ich hegen keinen Zweifel. Ich — ich kann's noch nicht recht glauben. Entſcheidend iſt mir der Ausſpruch des Herrn Papſtes. Und der, ſo ſchreibt man mir aus Rom, ſchwankt hin und her.“

„Wie? Papſt Sylveſter? Er? Der große Gerbert von Reims, der Schüler der Araber in Spanien, der Lehrer des Erdkreiſes, von faſt übermenſchlicher Weisheit! Wenn der nicht daran glaubt, dann . . . .“ — „Ich ſage Euch ja, er ſoll zweifeln. Seine Auslegung der Schrift

und der Väter führte ihn nicht zur Bejahung.“ — „Nun alſo.“ — „Aber ein heiliger Einſiedler — den Namen erfuhr ich nicht — ſoll ſtets wachſenden Glauben nicht nur bei dem ganzen Volke in Welſchland, auch bei dem tief gelehrten Papſte finden. Doch, wie dem ſei! Ich muß der Kirche, des Oberhauptes der Kirche Weiſung einholen, nicht nur für meine Belehrung, ſondern darüber, wie ich mich als Biſchof gegenüber meiner Gemeinde zu verhalten habe.“ „Mich würde der nahe Untergang herzlich wenig freuen,“ meinte Berengar ſpöttiſch. „Noch gar viel hab' ich vor in der Welt.“

„Iſt das ein Grund für den Himmelsherrn, ſie noch zu erhalten, wenn das Maß der Sünden voll? Ich fürchte ſehr, ſolcher Wunſch, ſolch weltlich Begehren iſt auch für mich der letzte Grund, der, unbewußt in der Tiefe der Seele wirkend und wühlend, mich abhält, daran zu glauben. Und ſo hab' ich denn über die Alpen, nach Rom, an den Herrn Papſt einen ganz eigen gearteten Boten geſandt.“ „Wen?“ forſchte Berengar eifrig. „Es fehlt keiner aus unſerem — wollte ſagen: Eurem Klerus.“ Der Biſchof ſchwieg; ein heiteres Lächeln ſchwebte um ſeinen feinen Mund. „Denn,“ fuhr der Archidiakon eifrig fort, „es kommt oft ſehr auf den Boten an, welche Botſchaft er heimbringt. Wenn einer von den Schwarmgeiſtern, den Träumern, den geheimnisbrünſtigen Prieſtern, wie ſie Kloſter Cluny züchtet —“ Herr Heinrich lachte. „Nun, hat keine Gefahr! Ungefähr das Gegenteil von ſolcher Art hab' ich zur Kundſchaft ausgeſchickt. Wenn dieſer Bote, der welt- und lebensfreudigſte Mann —“ — „Dann meint Ihr Arn aus Bayerland, Euren Jägermeiſter! Richtig! Er fehlt ſeit Wochen!“ — „Wenn der in Welſchland dazu bekehrt wird, an den Untergang der Welt zu glauben —“ „Arn? Ja dann,“ lächelte der Lombarde, „dann muß ſie vorher

ſchon halb untergegangen ſein. Einſtweilen aber: — ruhet nicht, handelt, Herr Biſchof. Die Zeit iſt günſtig; der Mann, der von Amts wegen ebenſo berufen iſt für den Kaiſer, wie Ihr für Sankt Burchhard zu handeln — der Graf des Gaues, iſt fern — man ſagt, in Italien. Wenigſtens ſeine Reiſigen und Vaſallen alle hat der König nach Rom entboten: der Marienberg da drüben iſt faſt unbeſetzt: ein raſcher Handſtreich und — aber —" er ſtockte und ſprach leiſer zu ſich ſelbſt — „es ſcheint beinah, Er — der andere — hat recht." Herr Heinrich ſtutzte. „Wer? — Was ziſchelt Ihr da?" — „Ich? — Oh nichts!"

„Doch! Ich hörte genug, um mehr hören zu müſſen! Wer hat recht?" Drohend, ahnungsvoll trat er näher. — „Nicht doch," wich der Welſche aus. „Laſſet ab, Herr! Nicht gerne nenn' ich Euch dieſen Namen. Er pflegt Euch zu ergrimmen!" „Graf Gerwalt!" rief Herr Heinrich und ſeine Augen blitzten. „Dacht' ich's doch! Was — was hat er gewagt, von mir zu ſagen?" „Es wird Euch erbittern!" warnte Berengar. „Oh nein," knirſchte der Biſchof und zerbrach mit der ſtarken Rechten die Armlehne von Eichenholz des hohen Stuhles, den er ergriffen, „ich bin ja ganz ruhig! — — Was hat er . . . . ?" — „Nun — vor ſeiner Abreiſe — er war ja nur ein paar Tage auf der Burg — an der Brücke war's — der Zollwart erhob den Zoll von den Mainſchelchen, welche den Fluß zu Berg getreidelt wurden und meinte —: ‚Nun wird der Zoll, wie jedes Gefäll in der Stadt, bald nicht mehr in des Herrn Grafen Jagdranzen, in des Herrn Biſchofs Kirchenbüchſe wird er wandern.' Da lachte der Graf, wie er zu Pferde ſtieg, — er und ſein Jagdtroß ſperrten mir den Weg über die Brücke — und meinte: ‚Bah, es wird gehen wie immer zwiſchen uns. Wo ich gegen ihn vor-

trete —'" — „Nun? Was . . . ?" — „‚Tritt der Rothenburger zurück.'" „Ah, ah, ah!" ſchrie der Gepeinigte auf, wie von einer Natter gebiſſen. „Das hat er geſagt? Er ſoll ſich irren! Graf Gerwalt liebt es zwar, an ſich zu reißen, was nicht ihm, — was mir gehört: aber doch nur, wenn ich fern, wenn ich wehrlos bin gegen ihn. Doch Sankt Burchhards Recht ſoll er mir nicht entreißen. Und wehrlos? Noch bin ich's zwar — nicht lange mehr will ich's ſein! — Wo . . . ?" Er ſchritt, haſtig, heiß erregt, durch den Saal. „Wo ſtehen die Wenden? Du weißt: die Söldner, von denen wir ſprachen?"

Der Archidiakon war nun dicht an den Tiſch getreten: er legte beide Hände auf die hohe Lehne des Eichenſtuhles und hielt ſich feſt daran: er drückte darauf, während ſeine Augen wachſam jedem Schritte, jeder Miene des Erbitterten folgten. „Mainaufwärts, wenige Tagemärſche. Noch auf deutſcher Erde, aber nahe der böhmiſchen Mark. Sie ſind von Markgraf Eckhard von Meißen — nach tapferen Dienſten — entlaſſen. Ihr Führer, Zwentibold, verhandelt um neuen Dienſt mit Herzog Boleslav von Polen. Kommt der zum Abſchluß, dann ziehen ſie nach dem fernen Oſten . . . —" — „Nichts da! Wir müſſen ſie an der Hand, zur Verfügung bereit haben. — Noch dieſe Nacht muß an ſie ein geheimer Bote — ein verläſſiger Mann .... wen ſchicken wir?" Berengar folgte dem Gange des Biſchofs durch die Halle: „Ich will gehen: ich ſelbſt," ſagte er mit leiſer, aber feſter Stimme. — „Du wollteſt? Es iſt halsgefährlich!"

Berengar zuckte die Achſeln: „Ich trage dieſes Haupt nur für Sankt Burchhard und für Euch." — „Gut! Dank! . . . Aber höre! — Noch nicht feſt abſchließen! — Ich bin jetzt — ein wenig — erregt! In der Hitze ſoll man nichts beſchließen. — Nichts übereilen!" — „Aber

auch nichts verſäumen ſoll man! Die Söldner ſind viel umworben. Auch der Magdeburger Erzbiſchof, Herr Giſiler, will ſie dingen . . . .“ — „Die Wenden ſollen warten! . . . . Nur noch kurze Zeit!“ — „Das thun ſie nicht — ohne Wartegeld.“ — „Freilich! Freilich! und die Kammer iſt . . . . ?“ — „Leer. Nur der fällige Betrag für die Armen — das Drittel der Einkünfte . . . .“ — „Nein! Nichts da! Kein Schilling davon! Aber — wie ſteht es denn mit dem Gelde für meine Bauten in der neuen Vorſtadt?“ — „Euerer Vorſtadt: auf dem Sande?“ — „Jawohl! Das Waiſenhaus und die Kloſterſchule . . . . freilich: der Verſchlag, in dem jetzt beide untergebracht ſind — recht elend iſt er. Aber bah! — Menſchenalter hindurch hat es genügen müſſen: — beſſere ich es, iſt's mein eigenſtes Werk. Drängt ſich mir nun Notwendigeres vor, ſo . . . ! Die Waiſen, die Schüler können warten: die Wenden, — du haſt recht — die warten nicht. Nimm das Geld für meine Bauten in der Sandvorſtadt. Bezahle Zwentibold die Wartezeit.“ — „Es wird nicht reichen.“ — „So nimm die Summe für das geplante Siechenhaus bei Sankt Andreas überm Main dazu. Aber eile.“ — „Ihr ſollt mit meinem Eifer zufrieden ſein.“ Er ſtand ſchon in den Vorhängen der Thüre. — „Aber noch nicht abſchließen: nur Wartegeld! hörſt du?“ Die Vorhänge rauſchten. — Ohne Erwiderung war Berengar verſchwunden.

III.

Gar früh am Tage — wie heute noch bei unſeren Bauern auf dem Lande — begann dazumal auch in den Städten das Leben.

Mit Sonnenaufgang und den Vögelein erhob man ſich vom Lager: um elf Uhr pflegte das Mittagmahl gehalten zu werden: bald nach Einbruch der Dunkelheit ſuchte man den Schlaf: die recht ſpärliche Beleuchtung der Zimmer lud nicht dazu ein, Arbeit oder geſelligen Verkehr im Hauſe in die Dunkelheit zu verlängern.

So war denn auch an dem ſchönen Maientage, der auf Berengars raſche Abreiſe folgte, das Leben in dem Städtlein früh erwacht. Bei der erſten Hahnenkraht war diejenige Rotte der ſpeertragenden Bürger, die für dieſe Nacht die Reihepflicht der Wache an den Thoren, in den Türmen und auf den bezinnten Mauern getroffen hatte, abgelöſt worden von der „Tagwacht".

Und der „Morgengruß" den, ſobald die Sonne über die Höhen emporgeſtiegen war, die Türmer weithin über die Holzdächer der kleinen Siedelung aus ihren langen, gewundenen „Tuthörnern" ſchmettern ließen, weckte überall in den wenigen ſchmalen Gaſſen, in den zahlreichen „Höfen" der freien Plätze ſofort rühriges Regen.

Die Runde der neu aufziehenden Wache bedurfte nicht langer Zeit, den ganzen Umfang der Umwallung abzuſchreiten. Denn das liebe, liebliche Würzburg war dazumal noch gar enge beſchloſſen: zählte doch die Umwallung, eingerechnet die Geiſtlichen, die Mönche, die biſchöflichen Dienſtmannen und die Reiſigen des Grafen auf dem Marienberge, nicht mehr als etwa viertauſend Bewohner.

Der Archidiakon hatte recht, als er die Geſtalt der

Stadt einer Biſchofsmütze verglich. Denn ſie bildete damals ein Fünfeck und deſſen Grundlage der von Süd nach Nord, dann nach Nordweſt gerichtete Lauf des Mains.

Eine Holzbrücke, wie bemerkt, gerade an der Stelle der heutigen ſchönen und breiten Steinbrücke, bezeichnete ungefähr die Mitte der ganzen, damals noch auf das rechte Ufer beſchränkten Stadt: auf dem linken Ufer lagerten ſich an den Fuß der alten Feſte, um ein paar Kapellen und ein Kloſter nur wenige Hütten armer Fiſcher. Die Siedelung auf dem rechten Ufer hatte erſt vor etwa achtzig Jahren Erdwälle, hier und da durch ſteinerne Mauern verſtärkt, und davor einen ſchützenden Graben erhalten zur Abwehr der ungariſchen Raubreiter, die wiederholt ſo weit weſtlich geſtreift und alles nicht ummauerte Land verbrannt und verheert hatten.

Damals hatte der bisher offene Flecken zugleich Stadtrecht empfangen; aber auch die neue „Stadt“ war unter der Amtsgewalt des Grafen des Gaues, — Waldſaſſen hieß er — zu welchem ſie gehörte, geblieben.

Die Brücke oder — in ihrer Verlängerung — der ihr im Oſten gerade gegenüberſtehende Dom ſchied die Stadt in zwei ungefähr gleich große Teile. Denn von der Brücke lief die Ringmauer mainaufwärts gen Süden, wandte ſich dann in ſcharfer Biegung nach Oſten bis an den Zwinger, das heißt den Zwingergraben, vor dem Wall, und bog von da nach Nordoſten, die Wieſen öſtlich außerhalb des Grabens belaſſend. Von dort zog ſich die Umwallung weiter gen Nordweſten, dann von Oſt nach Weſt, wandte ſich dem dermalen noch ſogenannten „inneren“ Graben entlang dem Fluſſe zu und erreichte ſtromaufwärts von Nord nach Süd den Ort, von dem wir ausgegangen: die Mainbrücke.

So war alſo die ganze damalige Stadt eingeſchloſſen

durch die Grenzen, die heute der Fluß im Westen, die Neubaugasse im Süden, die Kettengasse und die Theaterstraße im Osten, der innere Graben im Norden bilden. Auf dem linken, dem westlichen Ufer schaute von dem Marienberg die Burg des Grafen, das „Castellum Virteburch", weithin über Stadt und Gau.

Die von dem Fünfeck der Umwallung umhegten Häuser bildeten nun aber sehr selten Straßen oder Gassen: waren es doch „Höfe", ganz wie die Siedelungen der Landsassen draußen vor den Thoren im Gau, fast ausschließlich aus Holz aufgezimmert, nur etwa der Unterbau aus Stein: die vornehmeren „Höfer" liebten es wohl hier, ein paar Platten des wunderschönen fränkischen roten Sandsteins als Treppenstufen vor die alsdann etwas erhöhte Thüre des Wohnhauses zu legen. Dies war aber — ganz wie auf dem Lande draußen — stets umfriedet von einem manneshohen Hofzaun aus Pfahlwerk: der „Hofwehre"; das Hofthor mußte so weit sein, daß die zweispännigen breiten Wirtschaftswagen bequem ein- und ausfahren konnten. Denn Ackerbürger waren sie, diese burgenses, und die Anfänge von Handel und Gewerk noch sehr bescheiden. So lagen auch innerhalb der Mauern weite Strecken von Wiesen, lagen Äcker, besonders aber Gärten, in welchen Wein, Obst, Gemüse gepflegt wurden.

Alsbald nachdem bei Sonnenaufgang von der Zinne des Brückenturmes der Thorwart seinen Morgengruß geschmettert, antwortete ein höchst friedlicher Schall: auf dem Widderhorn blies der Gemeindehirte seine Herde von blökenden Schafen und meckernden Ziegen zusammen. Er fing damit an im Nordwesten der Stadt, hielt vor jedem Hof und wartete, bis der Viehschalk die bereits aus der

Stallthüre entlaſſenen und an dem verſchloſſenen Hofthore ſich drängenden Tiere aus dieſem zu dem Hirten hinausließ.

So zog er die Kreuz und die Quer an allen Höfen vorbei, bis er an das „Südthor“ gelangt war. Wie im Norden und im Oſten zog ſich auch im Süden um die Stadt, hart vor Graben und Wall beginnend, ein breiter Gürtel von Wieſen und Gärten innerhalb des „Pfahlhags“, den an geeigneten Stellen ein paar Blockhäuſer, aus feſten Balken gefügt, verſtärkten; hier wohnten kleine Leute, die als Taglöhner, Gärtner, Zeidler, Winzer, Fiſcher ihr Leben friſteten.

Gleich hinter den wenigen ärmlichen Lehmhütten und Holzhäuslein dieſer werdenden „Vorſtadt“ begann die weitgeſtreckte, bis zu dem „Acker des Randahar“ ſich hinziehende „Allmännde“, das Gemeindegut der Stadt, beſtehend aus Weide, Wieſe und buſchigem Wald, von den „Burgenſen“ beſonders zur Weide für Rinder und Schafe verwendet; während manches Borſtentier mit grunzendem Wohlbehagen in den häufigen Pfützen ſich ſielte, die, an Stelle von gepflaſterten Straßen, Hof von Hof zu trennen pflegten.

IV.

Rado, der graubärtige, hünenhaft lange und ſtarkknochige Gemeindehirte, kam nicht ſo raſch hinweg von den meiſten Höfen als er wünſchte: — denn ihm war nur wohl draußen in Wald und Heide: in der Stadt, dieſem ummauerten Grabe, müſſe er erſticken, ſchalt er.

Und er war ein Liebling der Leute, der Alte: Haus-

herr und Hausfrau, Knecht und Magd, zumal aber die Kinder ließen ihn nicht leicht los ohne ein paar Fragen. Er wußte gar ſo viel, ſo vielerlei, was ſonſt kein Menſch mehr wußte: von Jagd und Fiſchfang und Viehzucht, von geſunden und kranken Tieren. Das Wetter verſtand er ganz genau vorher zu ſagen, manche meinten, geheimnisvoll nickend, weil er es ſelbſt — ein wenig — mache.

Und alte Geſchichten vollends wußte er zu erzählen — von ſeiner verſtorbenen Mutter her — und Mären und Sagen, daß Kinder und Große offenen Mundes lauſchten; und Segen: Wundſegen, Jagdſegen, Kampfſegen, Reiſeſegen, Bierſegen, Viehſegen, Fiſchſegen — in mannigfaltigſter Auswahl: ſeltſam nur, daß er ſie alle plötzlich vergaß, trat in den Kreis ſeiner Hörer ein „Geſchorener", wie er unwillig ſagte. Herr Heinrich ſchalt wohl oft darüber, aber er lächelte dazu und ließ ihn gewähren: denn der Hüne war in jungen Jahren ein gar treuer und trefflicher Waffenknecht der Rothenburger Grafen geweſen und hatte — ſo ſagte man — dem Vater Herrn Heinrichs das Leben gerettet in Welſchland.

Während nun der Hirt von Knecht und Magd und Kind an dem Hofthor aufgehalten ward mit Frag' und Antwort, wartete der vorwärtsdrängenden Herde gar oft — und auch heut' — ein anmutvolles Kind mit dicken, langen, dunkelblonden Zöpfen, die durch die lebhafte Kleine ſtets in Bewegung gehalten wurden, daß die hellblauen Bändlein an deren Enden hin- und herflatterten. Sie zeigte weit über ihre vierzehn Jahre hinaus voll und üppig entwickelte Formen, aber ſie war ſo mutwillig und ſo kindlich wie die ſpringenden, bockenden Zicklein ihrer Herde.

Als der Alte aus dem letzten Hofe vor dem Thor der Sandvorſtadt zurückkam, fand er die Kleine aus vollem Halſe lachend: lachend, daß ihr aus den hellgrauen Augen

die Thränen über die dicken, runden Kinderbacken liefen. Sie hielt ſich vor Lachen kaum aufrecht an dem langen, gebogenen Schäferſtab, den ſie einſtweilen dem Alten abgenommen hatte.

„Was haſt du, Fullrun?“ fragte der. „Dich reiten wohl wieder die Elben!“ „Es iſt zum Zerſpringen!“ keuchte ſie, ſich mit der umgewandten Linken über die Augen fahrend. — „Was?“ — „Schau ihm nur nach, Ohm! Da — links hin! — humpelt er davon. Sieh nur, wie er ausſchaut! Ganz weiß vom trockenen Straßenſtaub. Wie der Müller aus der Au! Nur nicht ſo ſauber!“

Der Alte reckte die hohe Geſtalt und hielt die Hand vor die buſchigen Augenbrauen: denn die Morgenſonne blendete von dort her: „Ei, das iſt ja Junker Blandinus, der Sohn des Dogen aus Venetia, der jüngſt erſt ankam, Korn zu kaufen von dem Juden Renatus. Was hat der hier — in deiner Nähe wieder! — geſucht?“ Und er nahm ihr den Stab aus der Hand und hob ihn drohend, daß ſein langer Mantel, aus drei Wolfsfellen zuſammengenäht, von ſeinen Schultern zurückwallte. „Weiß nicht, Ohm. Aber was er auch ſuchte: — gefunden hat er was anderes. Er iſt immer um die Wege, mit ſeinem ſeidenen Mäntelein und dem bunten gezipfelten Wams. Wäre gar nicht ſo übel im Geſicht, putzte er ſich nicht ſo weibiſch heraus. Kaum warſt du im Hammerhof verſchwunden, da bog er flugs um die Ecke der Wirſinge und ſtand vor mir. ‚Jungfrau Fullrun!‘ flüſterte er in ſeinem welſchen weichen Ton, ‚ſegne Euch Sankt Amor!‘ ‚Ich heiße die runde Runel und mein Schutzheiliger heißt Sankt Kilian!‘ rief ich. ‚Wer iſt Euch wohl der Liebſte auf der Welt nach Euren Geſippen?‘ fragte er und machte ganz verſchwommene Augen. ‚Schnufilo!‘ erwiderte ich raſch ohne Beſinnen. Denn es iſt ja auch wahr. ‚S—Se—ch? —

Schn—ufilo?‘ wiederholte er liſpelnd. ‚Wo iſt er? Iſt er ein Ritter, daß ich ihn beſtehen mag? Ich durchſpeere ihn!‘ ‚Durchſpeeren? — Meinen Herzens-Schnufilo? Nun wartet! Komm!‘ ſchrie ich ‚faß, Schnuf, faß!‘ Und grimmig bellend ſprang der herzige Schnuf herzu und fuhr ihm an die Waden.

‚Oh — ohimè — Eine bestia? Ein monstro!‘ Nun trat der Schwarzkopf wieder näher: die dunkeln Locken — ’s iſt wahr — laſſen ihm nicht übel! Aber ſein Haar ſtank ſüß von Salben! Ich hielt mir die Naſe zu! — So!“ Und ſie machte es dem Alten vor: — ſo drollig, daß er lachen mußte. „Und wiſperte: ‚Wißt Ihr auch, ſchöne Runa, wie man in Venetia küßt?‘ ‚Nein,‘ ſagte ich. ‚Ich küſſe überhaupt nur Schnuf und Schnee.‘ ‚S—ch—nee? Iſt das auch ſo eine Beißbeſtia?‘ forſchte er, beſorgt um ſich blickend. ‚Nein, hier mein Mailämmlein.‘ ‚So will ich Euch küſſen lehren!‘ lächelte er und machte einen Schritt. Aber — o Sankt Kilian ſei geprieſen! — er trat, nur auf mich guckend — auf das Ferkelein, das da — nun wieder! — in der Pfütze liegt. Laut aufquiekend fuhr ihm das zwiſchen die langen Beine — er ſtolperte und fiel bäuchlings in den weißen Staub daneben. Nun fuhr auch Schnuf ganz erboſt wieder gegen ihn und zerriß ihm den langen erdbeerroten Flattermantel. Fluchend ſprang er auf und entwich eilfertig.“

„Kommt er wieder,“ drohte Rado, „lehr’ ich ihn, wie man im Waldſaſſengau — haut! — Auf, Thorwart, auf mit dem Gitter!“ — Und nun flüſterte er ganz andächtig, gen Himmel blickend:

„Unſern Ausgang
Geleite der graue
Wandrer, weiſe der Wege.
Die Wölfe wehr’ er
Von Herde wie Hirt.“

„Hier, Giero, hier!" Er pfiff dem mächtigen grauen Hund: der trieb in unabläſſigem Umkreiſen die zerſtreuten Schafe und Ziegen auf dem weiten Platze raſch zuſammen, ſo daß ſie nun in guter Ordnung durch das geöffnete Thor und dann über den an eiſernen Ketten herabgelaſſenen ſchmalen Steg über den Graben trippelten. Draußen begrüßte das kluge Tier freudig in luſtigen Sätzen und laut bellend die Freiheit. Einverſtanden klopfte ihm der Alte den Kopf. Fullrun folgte zuletzt; ſie trug über den geländerloſen Steg gar ſorgſam auf ihrem vollen linken Arm ein ſchneeweißes Lämmchen, das ſie aus der blökenden Menge gegriffen hatte: mit der Rechten hob ſie den Saum ihres rotbraunen Röckleins bis über den Knöchel des unbeſchuhten Fußes: im Morgenwind flog das krauſe kurze Haar an ihren Schläfen: mit vollen Zügen ſog ſie den friſchen Hauch des Morgens in die junge Bruſt.

V.

An demſelben Morgen trabte, nachdem die Frühmeſſe in dem Dom zu Ende, ein bunter Reiterzug den freien Platz hinab auf die Mainbrücke zu.

Die Hengſte der Männer und auch zwei zeltende Paßgänger für Frauen — mit zierlich gegitterten hohen Seitenwänden an den weichen Sätteln aus ſpaniſchem Leder — waren neben der Kirche von mehreren Knappen in Bereitſchaft gehalten worden. Als das gemeine Volk aus den weitgeöffneten ſchön geſchmiedeten Doppelthüren und über die vier roten Sandſteinſtufen des Eingangs hinab ſich verſtreut hatte, wurden die Pferde dicht an die kniehohen

„Roßſteine" geführt, die, an dem Dom, wie an gar manchem Eckgebäude angebracht, das Aufſteigen und Abſteigen reitender Damen erleichterten.

Ein ſchlanker Jüngling von nicht allzuhohem, aber zierlichem Wuchs und von auffallend anmutvoller Haltung geleitete gar höfiſch, nur an den Fingerſpitzen ihren hellgelben Reithandſchuh berührend, ein ſchönes junges Mädchen die Stufen des Domes hinab. Das veilchenfarbene Barett, geſchmückt mit dem weißen Gefieder der Silbermöwe, ſtand gut zu dem dunkelbraunen dichten Gelock des jungen Ritters mit dem etwas helleren Bart, der überall das feine Geſicht umrahmte. Das enganliegende Wams, von gleicher Farbe wie das Barett, zeigte vorteilhaft die geſchmeidigen, wohlgeſtalteten Glieder: die zarten Gelenke der Hände und der Knöchel ſchienen nicht deutſche oder doch nicht ungemiſcht deutſche Abkunft zu bekunden.

Lebhaft ſprach er zu der jungen Dame, feurig blickte er ihr — und recht nah! — in die großen Augen von hellſtem ſonnig goldenem Braun, welche unter blonden, nicht allzuſtarken Brauen hervor freundlich und freudig in die ſchöne Welt hineinleuchteten. Ihre Wangen waren hold wie vom Flaum des Pfirſichs überzogen: die friſchen, ein wenig aufgeworfenen Lippen lächelten gar gern und zeigten dann zierlich gereiht die weißeſten Zähnlein. Ein Reiterhut von weißem weichſtem Filz mit ſehr breitem Rand und ſchwarzer Feder wiegte ſich keck auf dem ganz hellbraunen, aber leicht von einem roten Schimmer durchleuchteten Haar. Gar anmutvoll war die Bewegung ihrer ſchmalen langen Hand, mit der ſie das weitflutende weiße Wollkleid aufhob, wie die feinknöcheligen Füßlein über die Steinſtufen vorſichtig hinabglitten. Herzhaft lehnte ſie dabei den vollen warmen Arm auf den des Ritters; der führte ſie an den weißen iberiſchen Zelter mit hellrotem Sattel-

und Zaumzeug, der, ungeduldig harrend, mit dem rechten Vorderhuf geſcharrt hatte und nun, die ſchöne Herrin erkennend, ſie freudig begrüßend laut wieherte.

Der Junker hielt ihr beim Aufſteigen die Hand unter den Schuh und umſpannte dabei den feinen Knöchel erheblich feſter, als die Sicherheit der Reiterin gerade würde erheiſcht haben. Dieſe zürnte aber nicht, ſondern ſowie ſie ſich ſicher im Sattelſitz fühlte, neigte ſie ihm das wunderſchöne Antlitz zu in gar holdſeligem Lächeln: er erglühte vor Glück über ſoviel Huld, ſeine dunkelgrauen Augen blitzten und freudig ſchwang er ſich auf ſeinen feurigen frieſiſchen Rapphengſt.

Hinter dieſem Paar ſchritt langſam ein zweites die Domſtufen hinab: gleich jung, gleich ſchön, aber in ganz anderer Haltung und Stimmung, ſo ſchien es. —

Zwar der Ritter, deſſen blondes Haar dicht aus der ehernen Sturmhaube quoll, ließ die blauen Augen gar ſehnend ruhen auf dem ſchmalen, blaſſen, nur ganz zart roſig überhauchten Antlitz der Dame; aber dieſe preßte den kleinen, ſtolzen Mund feſt zuſammen, ſchlug die Augen unerbittlich nieder und furchte ſtreng die Brauen, deren tief dunkelbraune Farbe ſcharf abſtach von dem faſt weißgelben Gerieſel ihres gewellten Haares, das unter der himmelblauen runden Seidenkappe hervor auf den gleichfarbigen langen Mantel frei, gelöſt, flutete; dieſer Gegenſatz der faſt ſchwarzen Brauen zu dem weißblonden Haar verlieh dem höchſt vornehmen, edeln, aber marmorkalten Antlitz eigenartig feſſelnden Reiz: wer dieſe ſtolzen, feinen Züge einmal geſchaut, — er mußte ihrer gedenken für und für. Die ganze ſchlanke hohe Schilfgeſtalt ſchien ein ſchönes, aber herbes Rätſel; man mußte nachgrübelnd fragen, welch Geheimnis das junge Herz ſo ſtreng verſchloſſen hüte? Denn die hellgrauen Augen, die ſie ſelten aufſchlug, ſchienen

auch dann nicht in die Welt, ſchienen nach innen zu ſchauen, feſt entſchloſſen, um keinen Preis zu verraten, was ſie in dieſen Tiefen erblickten.

Schweigend, ſinnend, zögernd, wie widerſtrebend, ſchritt ſie nun die Stufen hinab: ſie waren noch feucht vom Morgentau: — ſie glitt ein wenig aus: — der Jüngling hielt ihr raſch den rechten Arm hin: aber ſie achtete deſſen nicht: noch ſchärfer die langgeſtreckten Brauen furchend richtete ſie ſich — allein — raſch auf zu ihrer vollen Höhe, ſchritt ſicheren Fußes fürbaß und winkte, auf der letzten Stufe angelangt, einen grauhaarigen Knappen herbei: der mußte ihr auf den Rücken ihres Falben helfen. Dem Jüngling klirrte laut Schuppenbrünne, Wehrgut und Schwertknauf aneinander, wie er ſich nun haſtig auf das ſtarke Streitroß ſchwang, einen braunen Flanderer ſchwerſten Schlages.

Die beiden Junker ritten jetzt an die Seite der beiden Edelfräulein und nun ging's in raſchem Trab hinab an die Brücke: — deren Thor ward von den Wächtern ehrerbietig aufgethan: — nun über die dröhnenden Balken und drüben aufwärts auf dem linken Ufer, wo ſich der Leinpfad zum Schleppen für die Mainſchelche hinzog.

Ein Holzverhack ſperrte den ſchmalen Weg zwiſchen dem Fluß zur Linken und dem ſteil abfallenden Felſen des Marienbergs zur Rechten: jenſeit eines engen Durchlaſſes in dem Verhack wartete der beiden Paare ein Häuflein von Jägern mit Pferden, Hunden und Falken: denn der Falkenjagd, der Reiherbeize galt dieſer Morgenritt.

VI.

Das Jagdgeleit beſtand aus nur Einer „Rotte“: das heißt dem Falkenmeiſter und drei Falkenieren; alle vier waren beritten; die letzteren hielten abwechſelnd den Falkenrahmen, eine leichte viereckige Trage, aus weißem Holze zierlich geſchnitzt, auf welcher zwei Beizvögel, mit einer langen Kette unter dem Flügelbug und einer kurzen um den rechten Lauf und Fang angefeſſelt, ſaßen: zierlich ſtand den ſchlanken Vögeln die Falkenhaube, ein Käppchen von rotem Leder aus Cordoba, oben mit weißen Federn, unten mit kleinen ſilbernen Schellenkügelein geſchmückt: ein ſchmales Lederriemchen hielt die Haube, über Kopf und Augen gezogen, unter der Kehle feſtgeſchnallt. Den Berittenen folgten zu Fuß drei Hundekoppeler, von denen jeder zwei Stöberhunde an der Koppelleine führte: mächtig zerrten ſie vorwärts, die ſtarken, grauhaarigen, hochbeinigen Rüden aus Ungarland: aber ſcharf erzogen, gaben ſie bei aller Jagdgier nicht Laut.

„Was habt Ihr heute für Vögel auf den Rahmen geſetzt, Herr Fulko?“ fragte die Braunlockige, anmutvoll den Kopf und den breitrandigen Hut nach ihrem Begleiter zurückwendend. „Geht es auf hohen oder auf niederen Flug?“ „Wer mit ſchön Minnegardis jagt — und für ſie, — denkt nur an hohen Flug,“ erwiderte der Junker mit weicher, wohllautender Stimme. „Die Falkeniere haben Reiher angeſagt in den Altwaſſern des Mains, nahe der Fähre bei den Höfen der Heitinge: ſogar einen —, nun, nicht vor der Jagd von der Strecke plaudern, ſonſt verfällt ſie dem wilden Jäger! Heute wollen wir erproben, Freund Hellmuth, ob des Herrn Biſchofs isländiſcher Girofalk beſſer arbeitet oder mein Wanderfalk: ich

holte ihn, gerade flügge geworden, selbst aus dem Horst auf dem Geiersberg im Spechteshart."

„Deiner steigt besser und streicht gehorsamer zurück auf die Faust zur Atzung," antwortete der Blonde, trüb war, gedämpft der Ton seiner Rede. „Ei ja," rief Fulko, „er hat mir auch manch Federspiel zerzaust, bis er's gehörig lernte. Der Isländer ist nicht gut abgetragen: denn Freund Arn, der Jägermeister, der's besser als wir alle kann, ward vom Herrn plötzlich verschickt, bevor der teure Vogel stoßreif war. Aber nun, habt acht, Jungfrau Minnegardis! Die Stöberer springen ein." „Da platschen sie ins Röhricht," rief das Mädchen, und setzte in hellem Jagdeifer ihren Zelter in lustigen Trab. „Seht, schon müssen die vordersten schwimmen: da ist's schon tief." — „Ja, ein altes Weidmannswort scherzt: ‚Reiher ist von höherem Stand denn Rüde'. Aber jetzt — den Rahmen herbei!" Die Ritter lösten den Vögeln beide Fesseln, nahmen sie von der Trage und setzten einen derselben je einem der Fräulein, — Minnegard den Wanderfalk, Edel den Isländer — auf den seidengestickten Handschuh der rechten Hand, so daß die scharfrandigen Krallen den Zeigefinger fest umschlossen; die Kappen blieben noch unbehoben.

Es war nun gar schön zu schauen, wie die beiden holden Reiterinnen in raschem Trabe den Fluß entlang dahinflogen, mit wehenden Federn, Locken und Mänteln, die stolzen Vögel auf dem anmutig gebogenen Handgelenk.

„Hört ihr?" rief Fulko. „Da schlagen die Stöberhunde den Reihergruß. Lüpft die Kappen! Werft eure Vögel, edle Jägerinnen!" Die Mädchen schnallten den Vögeln rasch die Kappenriemen ab, ließen die von dem plötzlichen Lichteinfall Geblendeten noch einen Augenblick in den Himmel schauen, wiesen ihnen dann Beute und Flug, sie in der Richtung der rasch enteilenden Reiher in die Höhe hebend,

und schnellten sie mit kräftigem Schwunge des Gelenks in die Luft mit dem lauten Rufe: „Holî! Holî!“

Sofort hatten die Falken das steigende Wild eräugt und stiegen nach, pfeilschnell, mit gellendem Schrei, dem der kreischende Angstruf der Reiher „krätsch! kraitsch!“ antwortete. Beide Flüchtlinge blieben auf dem linken Ufer und eilten flußaufwärts: die Berittenen hatten also nur die nebenherziehende breite Heerstraße einzuhalten, so konnten sie leicht folgen.

Herrlich war der Anblick der Flucht und der Verfolgung durch die Lüfte. Zuerst entleerten die beiden Sumpfvögel die Kröpfe des Fraßes, ihren Flug zu erleichtern: denn sie hatten mit Erfolg in dem Schilfwasser gefischt, stets gegen die Sonne stehend und watend, damit der hinter sie fallende Schatte die Fische nach vorn ihrem Schnabel zutreibe. Dann legte jeder den langen kegelförmig zugespitzten Schnabel mit den messerscharfen Schneiden auf den Kropf, streckte die langen Ständer gerade hinter sich und sausend ging es nun in die Höhe, immer höher, immer höher, dem Verfolger das Überfliegen unmöglich zu machen.

Denn der Falke konnte den viel größeren Feind nur zwingen, wenn er ihn überstieg und dann von oben her schlug, ihm zwischen den Flügelschultern und dem Ansatz des Halses den Haken des Schnabels mit dem scharf ausgeschnittenen dreieckigen Zahn des Oberkiefers einhieb, die beiden Fänge aber mit den kräftigen spitzen Krallen unter den ausgespannten Flügeln — vor deren Bug — in den Rumpf schlug und so schon durch den Druck von oben den keineswegs immer tödlich getroffenen Reiher zum sausenden Sturz brachte; der Falkenier eilte dann herzu und tötete oder fing den Verwundeten, während der Falke, wenn gut abgetragen, auf die Hand der Herrin zurückstrich.

Aber nicht gerade aufwärts stiegen die Reiher, sondern

ſchraubenförmig, ähnlich den Lerchen, in immer höher und höher gezogenen Ringen: der ſchwere Vogel konnte nicht ſenkrecht oder ſehr ſteil ſchräg fliegen, während der Falke ſchnurgerade, nur ſtets etwas höher zielend als ſein Gegner flog, auf dieſen losſtürmte.

Übrigens kamen diesmal die beiden Paare in den Lüften und demgemäß die beiden Jägerpaare auf der Erde bald ziemlich weit auseinander. Edel hatte ihren Vogel früher geworfen als Minnegard: derſelbe erſah daher den zuerſt aufgeſtandenen grauen Reiher: dieſer und ſein Verfolger, der Isländer, gewann raſch ſtarken Vorſprung in die Höhe und in die Weite vor dem Wanderfalk, der den zweiten etwas größeren Reiher — weiß wie Schnee leuchtete im Sonnenglaſt deſſen Gefieder — ſtets vom Waſſer ab nach dem Walde hin zu treiben ſuchte.

VII.

Edel und Hellmuth ſprengten an dem anderen Paare vorbei und hatten bald Mühe, zu Pferd den raſchen Fliegern zu folgen.

Lange vermochte der Isländer nicht, dem Feinde nachzukommen: endlich, endlich aber hatte er ihn überſtiegen — etwa um ſechs Fuß — und ſofort ſtürzte er ſich nun aus dieſer Höhe auf ſeine Beute. Allein blitzſchnell hatte der Reiher den bisher abwärts auf dem Kropfe getragenen ſtarken, ſpitzen und langen Schnabel — eine fürchterliche, oft den Augen des Jägers ſogar, der den wunden Vogel greifen will, gefährliche Waffe — ſenkrecht nach oben gekehrt: der Falke, der mit voller Wucht herabſtieß, ſpießte

ſich dabei die Bruſt auf wie auf einem Speer, ſo daß die Spitze des Reiherſchnabels ihm im Rücken zwiſchen den Flügeln hervordrang. Der Sieger aber konnte ſich nicht von dem verendenden Feinde losmachen, nicht unter dem Drucke dieſer Laſt den Schnabel aus der Wunde reißen und ſo taumelte er denn, den Rücken nach unten, ſauſend zur Erde. Kaum war er aufgefallen, — zwiſchen der Straße und dem Fluß — war Hellmuth ſchon zur Stelle, Edel folgte. Der Junker ſprang ab, riß den toten Falken von dem Reiher los, faßte dieſen mit der Rechten im Genick an beiden Fittigen und warf ihn hoch in die Luft: „Geh!“ rief er dem haſtig Enteilenden nach. „Du haſt dich ritterlich gewehrt — haſt geſiegt: ich mag dich nicht unritterlich erwürgen. — Ich habe doch recht gethan?“ fragte er zu Edel hinaufblickend, die nun dicht hinter ihm auf dem ſchnaubenden Falben hielt. „Gegen Reiher ſeid Ihr ritterlich,“ erwiderte ſie herb, ohne eine Miene zu verziehen, wandte das Roß und ritt langſam zu dem anderen Paare zurück.

Auch deſſen Beize war ausgebeizt. Gar bald hatte der Wanderfalk den großen, glänzendweißen Vogel überhöht, und ihn von dem Fluſſe, den er nun überſchreiten wollte, ab- und auf das linke Ufer zurückgedrängt: auf den erſten Stoß gelang ihm das Schlagen: Reiher und Falk taumelten, aber der Falke rittlings auf ſeiner Beute ſitzend, auf die blumige Wieſe zur Rechten der Heerſtraße. „Ruft ihn, ruft ihn raſch,“ drängte Fulko die Jägerin, während beide heranſprengten. „Er verliert ſonſt die Zucht und den Heimſtrich.“ „Hilô! Hilô!“ rief Minnegardis freudig und ſetzte in vollem Jagen über den breiten Graben auf die Wieſe: ihre ſchwarze Feder flog, ihre Locken flatterten. Entzückt folgte Fulko der zierlichen Geſtalt der mutigen Reiterin.

Gehorſam kam der kluge Vogel zurückgeſtrichen und ließ ſich auf dem Handgelenk der Herrin nieder: vergnügt die beiden Schwingen leicht ſchlagend rief er ganz leiſe, — nicht den gellenden Kampfſchrei — und ſah mit ſeinen nußbraunen Augen in Minnegardens Antlitz: ein Falkenier brachte ihr eilig auf goldenem Stäblein ein Stück Rinderherz und hielt ihr den Zügel, während der Vogel aus ihrer Linken behaglich und mit leiſem Dankrufe gierig kröpfte: dann ward er wieder gehaubt und auf die Trage zurückgebracht.

Nicht eher doch hatte der Falke ſeinen Gefangenen freigegeben, bis Fulko, vom Roſſe geſprungen, denſelben an beiden Schwingenknochen gefaßt hatte; er hielt ihn nun der Jägerin hin, die ſich anmutvoll aus dem Sattel herabbeugte. „Welch herrlich Tier!“ rief ſie erfreut. „Welch leuchtend Weiß! Nie ſah ich ſeinesgleichen!“ — „Es iſt ein Silberreiher. Ich wollt' es nicht — vor der Zeit! — verkünden. Aber ich hatte ihn geſtern abend angeſchlichen.“ — „Er iſt — wie es ſcheint — ganz unverletzt?“ — „Faſt ganz. Nur wenig blutet hier der Hals. Das hab' ich ihn gelehrt, den klugen Greif, am Federſpiel: — für den Silbervogel! — nur fangen, nicht morden!“ — „Oh! dann wollen wir das edle Tier freilaſſen! Nicht?“ — „Gewiß: Ihr ſeid ja ſeine Fängerin, nicht ich! Und ich: — im voraus erriet ich Euer gütig Herz.“ Er griff in die kleine von Stricken geflochtene Jagdtaſche, die er am Wehrgurt trug. „Das mögt Ihr jetzt leicht ſagen,“ lächelte ſie. „Ich beweis es, Herrin!“ gab er zur Antwort. — „Wie? Was wollt Ihr thun?“ — „Wie immer: Euren Willen. — Nur ein Andenken an dieſen frohen Morgen ſoll Euch Euer ſchöner Gefangener laſſen. Seht Ihr die beiden ſilberweißen Federn hier auf ſeinem Haupt?“ — „Wie ſtolz ſie wallen! Schaut, ſie

reichen noch weit über ſeinen Rücken.“ — „Wie prächtig werden ſie ſich abheben von Eurem Jagdhut und von Eurem Haar.“ Er zog nun mit ſanfter Gewalt dem Vogel die beiden Kopffedern aus und überreichte ſie der Jägerin, die ſie freudig dankend nahm und ſofort in dem Goldring ihres Hutes befeſtigte. Sie ſchmückte ſich ſo gern! Für ſich und für andere. Und jeder einfachſte Schmuck ließ ihr ſo gut. Aber nun vollends dieſe ſtolze fürſtliche Zier!

„Ihr ſeht aus wie die Königin von Avalon, dem Feenland!“ — „Wenigſtens trägt keine Königin ſchöneren Schmuck.“ — „Und keine Kaiſerin würdiger denn Ihr.“ — „Dank! Recht von Herzen Dank!“ — „Aber nun wollen wir ihm die Freiheit geben, dem Glücklichen, der Euch erfreuen und Euch zieren durfte. — Seht, lange hab' ich vorgedacht für dieſe Jagd.“ Und er zeigte ihr, was er aus der Netztaſche hervorgeholt: es war eine kleine, runde Goldplatte an einer länglichen, rohrartigen, innen hohlen Schließe aus Silber: „Was hab' ich darauf ritzen laſſen von Meiſter Aaron, dem kundigen Goldſchmied zu Frankfurt? Schon vor Wochen ritt ich deshalb hinüber.“

Und das Mädchen las mit holdem Erröten:

„Mich fing die wunderſchöne Minnegard
Und gab mich wieder frei:
Der Freiheit wenig Dank ihr ward:
Denn wen ſie fing, die holde Fei,
Will, daß er ewig ihr Gefangner ſei.“

„Ihr ſeid ein Schalk,“ lächelte ſie, „wie alle Sänger, aber ein feiner.“ — „Und was Ihr ſeid, — das ſingen und ſagen alle Sänger der Erde nicht aus! — Nun fliege, Reiher, und verkünde in allen Landen vom Maine bis zum Jordan Minnegardens Schönheit!“ Er hatte nun das Silberröhrlein um den linken Ständer des Gefangenen

zuſammengedrückt, die Schnalle geſchloſſen und gab ihn jetzt frei: der Reiher reckte ſich in die Höhe, hob den langen Hals, breitete dann die mächtigen Schwingen aus, ſtieß vom Boden ab, hob ſich und flog, mit lautem frohem Ruf der Erlöſung, ſchwirrend in die Höhe: bald war er im fernen Blau wie ein ſchimmernd weiß Gewölk verſchwunden.

VIII.

Das Jagdgeleit ward nun entlaſſen, es kehrte in die Stadt zurück; die beiden Paare jedoch, gefolgt von einigen Dienern zu Pferd, wandten ſich von der Heerſtraße und dem Flußufer ab nach Weſten die Hügel hinan dem ſchönen Walde zu, der jetzt der Guttenberger heißt, damals der Königswald genannt wurde.

Sobald der kleine Zug wieder beiſammen war, gab Minnegard ihrem Zelter, aber auch dem Falben ihrer Genoſſin einen leichten Schlag mit der Gerte, die ihr Fulko von einer Weide gebrochen: „Ei," rief ſie, „geſtrenge Edel, nun wollen wir ſehen, welcher Reiterin Rößlein raſcher läuft: deren Herz ſchlägt auch wohl mutiger." „Raſcher das deine, aber mutiger nicht!" erwiderte die Blonde ernſt und ſchoß weit an ihr vorüber. Sie wollte ſichtlich allein ſein; Hellmuth folgte ihr nicht; er hielt den Hengſt an und blieb ſo auch hinter dem anderen Paare zurück.

Der ſteil anſteigende Weg ward bald ſo ſchmal, daß zwei Pferde nur gerade zur Not nebeneinander Raum fanden. Dies machte ſich Junker Fulko zu nutze. Gar bald hatte er ſeinen Rappen dicht neben Minnegards Weißrößlein gelenkt und nun wich er nicht mehr von ihrer Seite.

Geraume Zeit ritten ſie, nur ſtumme Blicke tauſchend, nebeneinander hin, damit begnügt, Aug' in Auge zu ſenken. — Da ſtrauchelte das Tier der Reiterin — allzuwenig achtete ſie des Weges! — über eine knorrige Wurzel, die den Pfad kreuzte: es drohte, auf die Vorderfüße zu fallen und ſeine leichte Laſt vornüber zu ſchleudern. Mit raſchem Griff riß der Junker das Pferd empor und ſchob die Errötende in dem Sattel zurecht. Sie war wohl ein wenig erſchrocken: aber ſie lächelte ſchon wieder mit ſchalkhafter Fröhlichkeit: „Dank!“ rief ſie. „Waret Ihr nicht an meiner Seite . . . —“ — „O dürft' ich's immer ſein!“ „Ausreden laſſen!“ ſchalt ſie. „Waret Ihr nicht an meiner Seite, hätte mich dies Unheil nicht bedroht.“ — „Wieſo?“ — „Ei, dann hätte ich wohl beſſer, zwiſchen den Ohren meines Rößleins durch, gerade vor mich auf den Weg geſchaut, wie mich Herr Biſchof Heinrich, mein geiſtlicher Reitlehrer und reiſiger Beichtiger, gelehrt hat. Da Ihr mich in Gefahr gebracht, mußtet Ihr mich freilich auch beſchützen.“ — „O könnt' ich Euch auf meinen Armen über alle Gefahren hinweg — durch's Leben — tragen.“ — „Gemach, Herr Ritter von Yvonne! Zunächſt müßtet Ihr mich dann tragen — in das Kloſter, das zu ſchmücken ich beſtimmt bin.“ — „Ihr ſeid noch nicht darin!“ — „Aber bald werd' ich's ſein.“ — „Arme Minnegard!“ — „Und armes Kloſter!“ — „Man kann Euch nicht zwingen.“ „Ich zwinge mich ſelbſt. War es doch der letzte Wunſch meiner ſterbenden Mutter. Meine Oheime, die Biſchöfe von Köln und von Würzburg, kennen dieſen Wunſch und . . .! Oder vielmehr,“ lächelte ſie, — „weshalb wähnt Ihr, daß es des Zwangs bedürfe? Warum ſoll ich nicht gern eine Heilige werden?“ „Weil's ein Frevel iſt!“ brach der Junker los, „eine Sünde wider die Natur, die Euch holdes Wunder, ſo wunder-anmutvoll geſchaffen hat! O Minne-

gard, Ihr gleicht an holdem Reiz, an blühender Schöne der Alpenroſe, die Euerer wie meiner grünen Heimat Berge ſchmückt. Ihr ſeid geboren, zu beglücken und beglückt zu ſein! Schon Euch anſchauen iſt wie heiße Qual, ſo heiße Wonne, heiße Seligkeit! Und all dieſer Reiz — er ſoll verblühen? O viel edle Dame! Ich ſah einmal — zu Paris war's — in der Baſilika der heiligen Genoveva — hinter einem Gegitter von Golddraht auf dem Seitenaltar ſchöne, wirklich wunderſchöne vollblühende Blumen: Lilien, Roſen, Krokus, — auch eine Alpenroſe war darunter! — Staunend trat ich näher: denn draußen lagen fußhoch Eis und Schnee: allein ach! meine Freude ſchwand! Gemacht waren ſie, dieſe armen Blumen, aus Flitter, aus Lappen, auf Draht gezogen, ſeelenlos, duftlos: — vielmehr ging ein Geruch von Staub, von dumpfem Moder von ihnen aus! — Das, o holde Alpenroſe, iſt die Nonne! Und Ihr ſolltet alſo vertrocknen? Dieſe leuchtenden Augen ſollten nicht Liebe ſtrahlen? Dieſe roten, weißen, weichen Lippen . . . ." — „Hört auf, Herr Fulko von Yvonne! Vernähmen es die Leute, ſie dächten, Ihr wüßtet drum, ob meine Lippen weich oder hart. Und davon wißt Ihr doch ſo wenig wie . . . ." — „Ach ja! wie Ihr von meiner heißen Liebe!" — „Ei, meint Ihr? Ich glaube, davon weiß ich doch ein wenig mehr!"

Und ſie ſchaute ihn dabei ſo freundlich an und ſie lächelte dabei ſo hold, daß er, kühn gemacht durch ſoviel Huld, fortgeriſſen von ſoviel Liebreiz ſeine verlangenden Lippen ſehr nah unter ihren breitrandigen Jagdhut wagte. „Oho, Reitersmann!" rief ſie, ſich weit von ihm abbeugend. „Jetzt, — ſo ſcheint's — ſeid Ihr geſtolpert — ſehr ſtark ſogar! Gemach! Sind das die geprieſenen Sitten der Provence? Oder ſind's die Sitten in Poetenland? Man ſagt, die Sänger brauchen den Mund mehr

zum Singen denn zum Beten, mehr zum Trinken denn zum Singen und noch mehr als zum Trinken zum — nun, zu was anderem! Ihr pflückt wohl jedes Röslein an Eurem Wege?“ — „O Minnegard, wer kann Euch ſehen und noch nach anderem Reiz begehren? Und Küſſen ohne Liebe: — das iſt niederträchtig!“

Sein Auge blitzte in edlem Zorn, Glut ſchoß ihm in die Wangen: er ließ ihm ſehr ſchön, dieſer heilige Zorn der Reinheit. Sie ſah zu ihm empor mit warmem Blick. „Dank Euch, Herr Fulko! Das war ein ſchönes Wort. Nie werd' ich's Euch vergeſſen! Ihr ſeid .... Doch nein! Wozu braucht Ihr zu wiſſen, wie Ihr ſeid? Könnt' Euch am Ende eitel machen! Und unter Euern vielen, wimmelnd vielen Fehlern hab' ich die Eitelkeit — noch! — nicht entdeckt. Nicht mal auf Eure Liedkunſt ſeid Ihr eitel. Und das gehört doch ſonſt wohl zum Dichter wie zum Pfau das Radſchlagen? Ihr geizt mit Eurer Kunſt. Man muß Euch überliſten, ſollt Ihr ſingen! Deshalb hab' ich Euren Waffenträger beſtochen, — ich verhieß ihm ein Küßlein meiner Zofe: (denn ſie lieben ſich!) — heute unter ſeinem Mantel verſteckt Eure kleine welſche — wie ſagtet Ihr jüngſt? Die Citole! — mitzunehmen. Seht Ihr ihn dort hinten reiten? Da guckt an ſeinem Halſe das blaue Tragband hervor. Sind wir im Waldesgrunde gelagert, dann, Herr Sänger von Yvonne, ſingt Ihr uns ein Lied. Nicht wahr? Ich bitte!“ — „Ihr — mich — bitten? O vielſüße .... !“ — „Gemach! Ihr ſprecht zu einer künftigen Äbtiſſin. Singt Ihr uns?“ — „Gern. Aber — den anderen nicht. Dir, dir allein!“ Verweiſend hob ſie den Zeigefinger. „Man ſagt: ‚Euch, Jungfrau Minnegardis.‘ — Ein altes Lied? Das ich ſchon kenne?“ — „Nein. Ein neues.“ — „Wann gedichtet?“

„Noch gar nicht!“ — „Ja, wie wollt Ihr dann Euer Wort lösen?“ — „Wie? O Herrin:

Lieg' ich nun bald im Moos zu deinen Füßen,
In deines Auges Himmel will ich ſchaun:
Begeiſtrung wird mir in die Seele taun,
Aus meinem Lied dein eigner Reiz dich grüßen!“

IX.

Alsbald waren nun die erſten Bäume des „Königswaldes“ oben auf der Hügelkrone erreicht: ſchlanke hochſtämmige Buchen waren es meiſt ſchon damals, wie ſie heute an jenem ſchönen Fleck deutſcher Erde den Wanderer erfreuen.

Aber dazumal war der noch nicht durchforſtete Urwald noch viel häufiger und dichter mit Unterholz und Buſchwerk beſtanden: daher niſteten dort viel zahlreicher als heute die Vögel, deren noch zwei Jahrhunderte ſpäter Herr Walther ſich erfreuen mochte. Als die kleine Schar die Raſtſtätte, eine runde Lichtung, erreicht hatte, auf welcher ſchon während der Jagd vorausgeſandte Diener über das weiche, hier in der Waldeskühle noch vom Tau funkelnde Moos Decken geſpreitet und Körbe und Krüge für einen kurzen Weidmannsimbiß bereit geſtellt hatten, ſtiegen die beiden Paare von den Pferden und lagerten ſich auf der ſammetweichen Waldwieſe. Die Diener ſtellten das „Lägel“ Wein, die Zinnbecher und die mitgeführten Speiſen zurecht und gingen dann mit den Roſſen ſeitab.

Freudig glitzerte die Morgenſonne des ſchönen Maientages durch die Wipfel der hohen Buchen und warf auf

den Waldboden ein goldiggrün Gegitter. Die Bienen, den Sonnenſchein ſuchend, flogen häufig um den Agelei und die großblumigen Blauglocken, die an hochaufgeſchoſſenen Stielen nickten. Würzigen Harzduft atmeten im Sonnenbrand die dunkeln Tannen, die hin und wieder neben der milden „Frau Buche“ wie ernſte waffentragende Kriegsmänner Wache zu halten ſchienen. Aus den dichten Wipfellauben ſcholl bis herunter in der lauſchenden jungen Paare Ohr das koſige Girren und Gurren der Wildtaube und weither aus der Tiefe des Buchwaldes klang der Goldamſel metalliſcher Ruf. Gar ſchön war's und freudig auf der ſtillen, ſonnigen Waldwieſe.

Die warmblütige Tochter der Alpen empfand voll den Zauber des Ortes, der Stunde: ihre fröhlichen hellbraunen Augen ſuchten den feurigen Blick Fulkos: — ſie hatten nicht lang zu ſuchen: — er lag im dichten Gras zu ihren Füßen. Denn den beiden Fräulein war über das hoch aus dem Boden ragende Wurzelgedräng einer breitſtämmigen Buche als erhöhter Sitz ein weicher Teppich aus Lombardenland geſpreitet worden, ſo daß die beiden Jünglinge tiefer lagerten.

Auch Edel ſpürte wohl, daß Hellmuths Auge unabläſſig nach dem ihren ſuchte; doch unerbittbar hielt ſie die langen Wimpern niedergeſenkt, und mußte ſie dieſelben aufſchlagen, verſtand ſie es meiſterlich, ſeinen Blick zu vermeiden.

Fröhlich den blinkenden Zinnbecher ſchwenkend rief Minnegard: „Wie wohlig iſt's doch hier im Walde! Friſch, aber doch nicht kühl, ſonnenhell, aber nicht ſengend! Und alles in Laub und Blumen ſo jugendfroh! Das lieb' ich! Es ſcheint, — in ſolcher Stunde — das Leben noch ſo leicht, ſo einfach ſelbſtverſtändlich! Und doch! — Was mußte nicht alles geſchehen, bis gerade wir vier Menſchenkinder an dieſer Stelle, zu dieſer Stunde zuſammentrafen,

zwei gute Gesellen, zwei herzvertraute Gesellinnen!" Und sie griff mit der rundlichen warmen Rechten nach Edels langen, schmalen, kühlen Fingern.

„Das ist noch nicht genug!" rief Fulko. „Auch jeder Gesell muß sich eine Gesellin gewinnen; was meinst du, Freund?" Aber Hellmuth schwieg: denn Edel runzelte die Stirn.

„Es ist so kurz erst," begann die Braune aufs neue, „daß wir alle vier zusammengetroffen sind in dem freundlichen Städtlein am gelben Main. Wir wissen noch gar zu wenig voneinander. Wie wär' es, wenn wir hier einander erzählten, was uns hergeführt und wie wir früher gelebt? Eine Waldbeichte! Die Tauben da oben — hörst du ihr zärtlich Gurren, Edel? — singen die Waldmesse dazu." „Ja, beichten wir!" fiel Fulko bei. „Aber Ihr, schön Minnegard, macht den Anfang. Ihr habt gewiß von uns vieren das meiste Unheil in der Welt angerichtet. Uns anderen wird's dann leichter." „Mein junges Leben," lachte sie, die weißen Zähnlein zeigend, „ist gar bald auserzählt. Geboren bin ich fern im schönen Hochgebirg des Bayerlandes, wo, an den Schroffen des Wettersteins, die Partnach schäumend durch die Felsen bricht, die Kanker murmelnd durch die Büsche zieht, die Alpenrose bis herab zum Thalgrund blüht: dort ragt ein altes Schloß seit grauer Zeit: — des Werto Fels: das ist mein Heimatthal, auf jener Burg stand meine Wiege. Früh starb die gute Mutter, bald folgte ihr der Vater, Herr Werinher von Rothenburg, des Königs Graf im Sundergau. Da ward mein Muntwalt sein Bruder, der Herr Erzbischof Heribert von Köln; der ließ mich zu sich bringen an den Rhein. Als ich den achtzehnten Winter vollendet hatte, teilte er mir mit, der letzte Wunsch meiner Mutter habe mich dem Kloster bestimmt: dieser Wunsch solle mir heilig

ſein. Ich erſchrak! Thränen brachen mir aus den Augen. Das Kloſter, das mich aufnehmen ſoll, darf ich mir wählen."

„Gut, ſagt mir's vorher. Ich ſteck's in Brand," grollte Fulko leiſe.

„Ich erbat vor allem Aufſchub. Und da der Oheim als Reichskanzler den Herrn Kaiſer auf unabſehbar lange Zeit nach Welſchland über die Berge zu begleiten hatte, gab er für immerdar die Vormundſchaft über mich ab an ſeinen jüngeren Bruder, den Herrn Biſchof Heinrich, und ſandte mich hierher. Dieſen Oheim lob ich mir! Iſt's ein Mann!"

„Ein Held ohnegleichen!" rief der wortkarge Hellmuth begeiſtert und ſeine traurigen Augen blitzten dabei auf. „Eine Fauſt von Erz!" „Und ein Herz von Gold!" ergänzte der Sänger, den Becher friſch füllend und hebend. „Ich trinke auf ſein Heil!" „Wir thun Beſcheid," fielen die andern ein und ſelbſt Edels ſtrenge Züge wurden freundlich: ſie ſtieß mit dem frohen Paare an; Hellmuth machte gar nicht den Verſuch, ſeinen Pokal ihrer Trinkſchale zu nähern. „Allein auch er," ſeufzte Minnegard, „hält es für Pflicht, dem letzten Wunſch der Mutter nachzuleben." „Wäre nur Frau Heilfriede nicht ſo fern," meinte Edel, mitleidig auf die Freundin blickend, „die vieledle Gräfin, die hilfreiche, die ratkluge. Sie fände wohl Rat auch für deine Not!" — „Ja, die vielgütige Frau. Wie hat ſie mir in Köln die Mutter erſetzt, ſolange ihr Gatte, Graf Gerwalt, des Deutzgau's waltete." — „Hat ſie doch ſogar mich, die Fremde, wie eine Tochter gehalten und gepflegt, als ich erkrankte, während mich Herr Heinrich dorthin geſandt hatte, dich zu beſuchen." — „Und in hohem Anſehen ſtand ſie bei dem Herrn Kanzler." — „Dagegen hier ſah ich ſie noch nie im Biſchofshof." —

„Sie weilt ja nun ſchon geraume Zeit mit ihrem Gemahl in Welſchland.“ „Und noch nicht gar lange iſt's her,“ ergänzte Hellmuth, „daß Graf Gerwalt dieſen, den Waldſaſſengau, erhielt.“ „Die heilige Gräfin, wie wir ſie alle nannten,“ fuhr Minnegard fort, „ſah wohl mein Widerſtreben; ich glaube, ſie hat auch einmal bei Herrn Heribert für mich geſprochen. Aber ohne Erfolg! So werde ich denn —“ und hier ſpielte ſchon wieder ein ſchelmiſch Lächeln um ihre Mundwinkel — „in irgend einem weltvergeſſenen Klöſterlein dereinſt als ‚heilige Äbtiſſin‘ für euch drei ſündhafte Weltkinder beten. Vielleicht, Edel, läßt du dich dort vor meinem Altare trauen.“

„Ich werde mich nie vermählen,“ ſprach dieſe gepreßt und ſah ſcharf in die Ferne. Geſpannt folgten Hellmuths Augen dieſem Blicke. „Oho!“ lachte der Ritter von Yvonne und warf den krausgelockten Kopf in den Nacken. „So hat ſchon manch Jungfräulein geſprochen, das als Urgroßmutter ſtarb. Die eine ſoll nicht heiraten, die andere will nicht! Ja, ſoll die Welt ausſterben? Zwingen muß man euch zu eurem Glück, vielholde Thörinnen!“ — „Welcher Mann zwingt mich?“ Scharf, wie drohend flog die Frage aus Edels ſtolzen Lippen und ein blitzender Zornesblick aus den hellgrauen Augen ſchoß auf Fulko. „Nicht ein Mann, aber eine Frau, ſtrenge Edel von Edelhag,“ erwiderte der raſch: „Frau Minne! Die iſt doch noch mächtiger denn Euer Herzenstrotz.“ „Und,“ forſchte ſie bitter, „giebt es wirklich kein anderes Glück als Liebe und Ehe?“ — „Für das Weib — nein!

Wenig weiſe wähn' ich das Weib,
Welches weigert der Liebe den Leib
Und ſüßem Sehnen die Seele:
Freudlos verblüht ſie, darbend verdorrt ſie,
Keinem zur Wonne, ſich ſelber zum Weh!“

„Ich fand noch keinen," sprach Edel laut und fest, „der meiner Liebe wert." Dabei wandte sie das stolze schöne Haupt und sah mit zürnenden Augen Hellmuth voll in das Antlitz; es war der erste Blick, der ihm heute ward. Der senkte demütig den Kopf: „Ihr werdet nie einen finden," sprach er leise, nickend. „Doch, doch!" rief der Junker von Yvonne. „Herr Hellmuth vom hohen Horst, trauter Genoß, — das war — mit Urlaub der herben Jungfrau dort sei es gesagt! — das war herzlich thöricht geredet. Verdienen zwar kann der Mensch die Liebe überhaupt nicht:

Lenz, Leben, Liebe, Sonnenschein
Kannst nicht als Recht verlangen:
Drum mußt du fein bescheiden sein
Und sie geschenkt empfangen."

„Das ist hübsch," rief Minnegard. „Ist gewiß provençalisch Gewächs?"

Der Sänger neigte sich höfisch und fuhr gegen Edel gewendet fort: „Aber dieser Spruch gilt von Weib wie von Mann. Die anders dächte, der sagte ich:

Der Starke ist der Schönheit wert
Und gleich der Rose gilt das Schwert.

Und dir, du junger Aar vom hohen Horst, du Sieger in fast so viel Gefechten als du Jahre zählst: — schon nennt man dich weit über Frankenland hinaus bis zu den Wenden den Rennespeer, den Junker Siegespeer! — dir sag' ich: es lebt kein Mädchen noch so schön und noch so stolz-gemut, dessen du nicht würdig wärest!" „Eia wohl!" wollte Minnegard rufen, aber die Stimme versagte ihr: sie erschrak, so zornig klang nun Edels Frage, die sie Hellmuth zuschleuderte wie einen spitzen Speer: „Euer letzter Sieg, Herr Ritter, war der zu Worms im Lanzenstechen — nicht?" Er errötete über und über; er ließ das Haupt

noch tiefer auf die Bruſt ſinken und erwiderte, ohne ſie anzublicken: „Ich habe ſeither keine Waffe mehr geſchwungen.“ „Ja, allen Heiligen ſei's geklagt!“ ſchalt Fulko laut. „Ein Kopfhänger iſt er ſeither worden! Kein Menſch begreift, warum? Nach dem glänzendſten Siege, der ſeit Menſchengedenken in einem Stechen gewonnen ward, ſo erzählte der Herr Biſchof.“ „Jawohl,“ beſtätigte Minnegard. „Auch mir rühmte der Ohm — weiß nicht, Herr von Yvonne, warum er uns beide damals zu Hauſe ſitzen ließ! — den Sieg des ‚Renneſpeers‘. Du aber, Edel, — erzähle doch! — du warſt ja mit dem Herrn Biſchof damals zu Worms.“ „Jawohl,“ fiel Fulko ein. „Wart nicht Ihr es, edle Jungfrau, die damals den Siegesdank zu reichen hatte?“

Die Frage blieb ohne Antwort. Denn ungeſtüm ſprang Hellmuth auf. „Es wird ſchwül im Walde!“ rief er und ging mit langen Schritten auf und nieder. Und zornig, ſchweigend, mit zuſammengedrückten Lippen ſah ihm Edel nach.

X.

„Halt an, Freund!“ rief Fulko. „Du darfſt nicht entweichen mit deiner Lebensgeſchichte. Beichte!“ Hellmuth erwiderte nicht, er ſtrich nur das ſchlichte, kurze, dichte Blondhaar aus den heißen Schläfen. „Jawohl,“ pflichtete Minnegard bei und haſchte ihn, da er wieder an ihr vorüberſtürmte, am braunen, lang nachflatternden Mantel. „Steht! Und ſteht Rede!“ „Iſt bald geſchehen,“ erwiderte gelaſſen der Traurige. „Heiße, wie ihr wiſſet, Hellmuth . . .“ — „Trübmuth ſollteſt du heißen!“ — „— vom hohen Horſt. Fern, aus dem Lande der Oſt-

falen ſtammte der Vater. Der trat in den Dienſt Sankt Burchhards zu Würzburg. Als des Bistums Dienſtmann bin ich geboren und trage ſeit der Schwertleite des Bistums Waffen. Das iſt alles.“ „Nein,“ rief der Ritter von Yvonne, „wie du ſie trugſt, — das iſt die Hauptſache. Noch zählſt du nicht dreißig Jahre und ſeit vierzehn Jahren haſt du in keinem Gefechte gefehlt auf deutſcher, welſcher, wendiſcher Erde, darin Sankt Burchhards Fähnlein geflattert und jedesmal . . . —“ „Biſt du nun fertig, Lobpoſaune?“ ſchalt der Sachſe, kurz vor ihm Halt machend. „O nein, noch lange nicht!“ lachte der Provençale. „Denn du wirſt noch lange ruhmreich weiterkämpfen in Ernſt und Spiel.“ — „Glaubſt du? In einem Spielkampfe ſpiel' ich nie mehr mit. Ich hab's gelobt. Nur in den nächſten Ernſtkampf, der bevorſteht, — in den reit' ich noch ein.“ — Und als er wieder fern von den anderen war auf ſeinem haſtigen Gang, fügte er bei: „und nimmermehr heraus!“ — „Und du, ſchöne Edel, vielgeſtrenge Vetterin, — willſt du uns auch nicht mehr Worte gönnen als dieſer eiſerne Renneſpeer?“ — „Noch wenigere. Ihr wißt, ich bin von der Spindelſeite eine fern verſippte Niftel der Herrn von Rothenburg, aber aus Nordalbingien von der Eider ſtammen mir die Ahnen, von den Markgrafen von Eſesfeld. Weit von hier im Nordgau lag meines Vaters Volkfried Lehen, nahe der Wendenmark. Sie brachen gar oft ein, die wilden Berunzanen. Und einmal trafen ihre weitgeſchleuderten vergifteten Wurfdolche den Vater vor der Burg am Edelhag bei Wolframsdorf . . .“

„Ja, ſind gar arg liebe Leute!“ meinte Fulko, grimmig lachend.

„Sie drangen mit den Fliehenden in die Burg und verbrannten ſie mit meiner armen Mutter: — Muthgard

hieß ſie, nach einer Ahnin — und allem, was darin lebte. Nur mich flüchtete, aus der Wiege mich reißend und aus den Flammen, ein treuer Knecht in den Taubergau zu meinen Geſippen nach Rothenburg. Dort und, ſeit Herr Heinrich Biſchof ward, hier, haben ſie mich mit milder Hand geborgen. Die Heiligen werden es den Gütigen vergelten!“ — Sie ſchwieg eine Weile. Dann fuhr ſie, weich geworden, fort, in das Ohr der Freundin flüſternd: „Du ſollſt ins Kloſter, Liebe, und ich — will.“ Minnegard erſchrak. „Du wollteſt — noch vor kurzem — ſo wenig davon hören wie ich!“ — „Jetzt aber will ich! Der Herr Biſchof ſcheint — — anderes zu wünſchen. Dürft' ich mit dir tauſchen! So wär' uns beiden geholfen.“ „Aber wohl nicht allen,“ lächelte das Kind der Alpen, mit einem heiteren Blick auf Hellmuth. Jedoch das Lächeln verflog ihr ſofort, ſowie ſie Edels Auge, das ſie ſuchte, feindlich den Schritten des Junkers folgen fand. Sie trachtete eifrig, das dunkle Gewölk ſolcher Stimmung zu verſcheuchen: — lachte ſie doch ſelbſt ſo gern und hörte ſie doch ſo gern andere fröhlich lachen! —

„Nun,“ rief ſie mit ihrer glockenhellen Stimme, „Herr Fulko von Yvonne, nun iſt's an Euch. Da werden wir wohl viel mehr Worte und viel weniger Wahrheit hören. Seid Ihr doch ein Sänger: — oder wie ſagt man jetzt oft? — ein Dichter!“ — „Gelogen iſt nicht gedichtet, ſchönes Fräulein. Ja, wer lügt, der iſt kein Sänger. Und mein Wahlſpruch lautet: Wahre Schönheit iſt ſchöne Wahrheit.“ — „Nicht ganz übel! — Nun, ſo ſagt uns denn auch ſchön die Wahrheit über — Euch! Nämlich! . . .“ — Sie ſchwieg beharrlich. — „Was will dies nämlich?“ — „Nämlich: — — ich kam einmal in Euere Kammer! . . .“ — „Nun?“ — „Nämlich der Herr Biſchof ſchickte mich: — denn er wußte, Ihr waret fern: — mit den Junkern

Hellmuth und Blandinus ſaßet Ihr, wie gewöhnlich um die Mittagszeit, im ſchmalen Rebgarten des Hatharlin, der den beſten Wein verzapfen ſoll, unter ſeinen grünen Bäumen . . . —" — „Weiß Dame Abonde, dort trinkt ſich's gut mit fröhlichen Geſellen!" „Der Herr Biſchof, der ſelbſt noch zuweilen die Laute zupft wie in ſeinen Welttagen, gebot mir, Euere Citole zu holen. Oder vielleicht auch" — ſie errötete — „erbot ich mich dazu an Supfos des Kellermeiſters Statt. Denn längſt war ich ein wenig neugierig, wie es wohl bei . . . . Nun — ich fand Euere große, große Truhe offen." — „Hab' leider keine Urſach', ſie zu ſchließen!" — „Und fand — bei Eurer welſchen Laute! — gar ſonderbare, mannigfaltige Herrlichkeiten. — Beuteſtücke wohl? Siegeszeichen?" — „Was meint Ihr da?" „Ei nun, welke Blumen, darunter noch in der Welke gar ſchöne, mir unbekannte, wohl an Durance und Garonne aufgeblüht, ganze oder auch in der Mitte geteilte Schapel, ſeidene Bänder, buntfarbige Schleifen, goldene Knöpflein, Ringlein und Spangen und allerlei ſolch' Zeug. Wenn die erzählen könnten, — was würden wir da alles erfahren!" drohte ſie mit dem Zeigefinger.

„Daß Fulko von Yvonne mit Schwert und Laute durch gar manches Herren Land geritten iſt vom Pyrenäenberg bis über den Main, daß er in gar mancher Schloßhalle und mancher Kemenate geſungen und unverdientes Lob gewonnen, auch gar manch' üppige Frau, manch' ſchlanke Maid geſehen und ſchön gefunden und ihr das auch vorgeſungen, — aber nur Eine geliebt hat. Wollt Ihr deren Namen wiſſen, Jungfrau Minnegard?" „Behüte! Mädchen ſind nicht neugierig," fiel ſie haſtig abwehrend ein, aber ſie lächelte und errötete. „Jedoch ein anderes wüßten wir gern von Euch: Euer Weſen ſchillert zwiefach. ſeid Ihr ein Welſcher oder ein Deutſcher?" — „Beides, o wiß-

begieriges Fräulein. Ich verbinde beider Völker Tugenden.“ — „Oder doch Laſter! Aber erzählt!“ — „Mein Vater war ein Neckarſchwab; er kam auf einem Kriegszuge unter Kaiſer Ott dem Roten nach Frankreich: das ſchöne Land gefiel ihm: er blieb nach dem Friedensſchluß darin, nahm Lehen von Kaiſer Otts treuem Verbündeten, dem Grafen Gottfried vom Ardennerland, zog mit dieſem in allerlei Fehden tief in den Süden bis in die Provence und erſtürmte dort einmal das feſte Schloß Yvonne, das hoch von ſteilem rotem Fels durch Rebgelände niederſchaut auf die wild ſchäumende Durance, nahm den Burgherrn, Graf Eudo von Yvonne, gefangen und machte mit dem Graukopfe wenig Umſtände . . . .“ „Pfui, wie unmenſchlich!“ ſchalt Minnegard. — „Nun, das iſt doch zuviel geſagt. Er that ihm gar nicht weh dabei, als er ihn . . . —“ — „Schweigt! Wie grauſam!“ — „Zu ſeinem Schwiegervater machte.“ Da lachte die Braune hellauf und ſelbſt das andere Paar konnte ſich des Lächelns nicht erwehren.

„Ja, das blieb nicht die einzige Unmenſchlichkeit, die er ihm anthat. Schon zehn Monate danach erhob er ihn — aus lauter Ehrfurcht für ſein graues Haar! — zu noch höherer Ehre, indem er ihn —“ — „Nun?“ — „Zu meinem Großvater machte. Meine Mutter aber, Frau Jolanthe, war die wunderſchönſte Frau über all Septimanien, Aquitanien und Provence. Noch jetzt iſt ſie gar hold zu ſchauen, wie Ihr bald ſelbſt ſehen und geſtehen werdet, Jungfrau Minnegard. Gott ſegne ihre lieben Augen. Heil mir: ich hab' ſie niemals im Leben weinen machen.“ — „Das — das war ein hübſches Wort — das beſte, was ich noch von Euch gehört. Aber was ſchwatzt Ihr da von Sehen? Wie ſollte Eure Frau Mutter an den Main kommen?“ — „Aber Ihr kommt — ſicher! — an die Durance. — — Der Vater ſandte mich ſchon früh

von Yvonne an die Lehnhöfe zu Orleans, zu Paris, zu Givet: — denn ein Junker, meinte er, wird nirgends ſchlechter erzogen als daheim. Von Givet aus geleitete ich unſeren Lehnsherrn, Graf Gottfried, zu dem jungen Kaiſer, der damals noch in Deutſchland weilte, erhielt Urlaub, unſere ſchwäbiſchen Geſippen am Neckar zu beſuchen, ward auf dem Rückwege hier von Biſchof Heinrich, altem Waffenbruder meines Vaters, väterlich aufgenommen und . . . —" „Und es ſcheint Euch hier nicht übel zu behagen," meinte Minnegard. „Schon recht lange erfreut Ihr den Main und uns durch Euren Anblick." „Der Biſchof hat ihn gar lieb gewonnen, den Schalk," ſprach Hellmuth, die Hand auf des Freundes Schulter legend, „wie wir alle. Wir laſſen ihn gar nicht wieder fort." — „Ja, ich laſſe mich erbitten, noch zu bleiben. Denn ich muß dabei ſein, wenn Jungfrau Minnegard den Schleier nimmt. Ganz notwendig muß ich dabei ſein." „Wie ſchadenfroh!" ſchalt dieſe. — „Ich meine ja nicht den Nonnenſchleier: — den anderen meine ich!" flüſterte er ihr ins Ohr, ſich ſo nahe vorbeugend, daß ſein braun Gelock ihre Wange ſtreifte. „Jetzt iſt's Zeit, aufzubrechen," rief ſie. „Es wird immer heißer hier im Walde."

Hellmuth und Edel ſprangen haſtig auf: ſie fanden das Beiſammen kaum zu tragen; ſie ſchritten dem Raſtorte der Roſſe zu. Aber dem anderen Paare ſchien's nun nicht ſo zu eilen: — auch dem Mädchen auf einmal nicht. „Ihr habt noch ein Wort einzulöſen," mahnte ſie, ruhig ſitzen bleibend. — „Ich weiß: ein Lied!" — „Nun wird es zu Tage kommen, daß Ihr gar nicht, wie Ihr geprahlt, aus dem Stegreif dichten könnt." — „Doch! Aber — wenn's Euch dann nur auch gefällt. Ihr müßt's dann nehmen, wie mir's aus der Seele bricht. Und bei mir heißt's: Feuer in die Leier oder Leier ins Feuer."

„Nur zu! Fangt nur an. Ich fürchte mich nicht vor dem Feuer. Ich gleiche der Schwalbe: die Kälte verscheucht mich, die Wärme zieht mich an. Da! Nehmt!“ Sie reichte ihm die kleine, zierliche, welsche Laute, die sie schon vorher neben sich bereitgelegt hatte. Er strich einmal über die Saiten, hob das schöne Gesicht in recht bedrohliche Nähe zu dem ihrigen, sah ihr tief, suchend, in die haselbraunen Augen und hob an:

„Zu deinen Füßen lieg ich hier
Und schau' dir in die Augen:
O könnt' ich all dein Wesen mir
Heiß in die Seele saugen!

Du trägst empor zu Sternenhöhn
Die glanzbeglückten Sinne:
Du bist so schön, so zauberschön,
So wonnig wie Frau Minne.

Streifst mein Barett nur an dein Kleid,
Durchrieselt mich's wie Feuer:
Du meine Qual und Seligkeit,
Du mehr als Gott mir teuer!

Man sagt, bald wird die Welt verwehn
In Brand und Funkenstieben:
Doch nicht in Glut kann untergehn
Mein noch viel heißres Lieben.

Die Liebe, die ich — unerkannt! —
Fühl' hier im Herzen schlagen,
Sie wird dich durch den Weltenbrand,
Ein Flammenmantel, tragen!“

Bei der letzten Zeile sprangen beide, heiß bewegt, auf: die Laute flog in das Moos, und wer weiß, was das Rotkehlchen, welches neugierig aus der Weißdornhecke auf das Paar hervorguckte, würde zu sehen bekommen haben, — hätten nicht gerade in diesem Augenblick die Diener den Zelter des Fräuleins herangeführt.

Zweites Buch.

I.

Der Herr Biſchof von Würzburg war nicht recht mit ſich zufrieden.

Er ſagte ſich das, wie er an einem heißen Nachmittag in der Bücherei auf und nieder wanderte. „Schon all dieſe Zeit her iſt mir nicht geheuer, ſeit ich Berengar entſendet habe; eigentlich doch mehr nur: habe ziehen laſſen. Und ich hab' ihm ſtreng eingeſchärft, noch nicht abzuſchließen mit den wilden Wenden. Ich ſcheue mich, ſie in den Gau hereinzurufen, am Ende gar in die Stadt einlaſſen zu müſſen. Wenn dieſe Heiden . . . .“ Er blieb plötzlich ſtehen und griff mit der Hand an die heiße Stirne.

„Ah bah,“ fuhr er, wieder ausſchreitend fort, „ich habe doch ſchon oft ſchlimmes Kriegsvolk in Zucht gehalten, werd' auch mit dieſen fertig werden. Der erſte, der ſtiehlt, hängt. — Es iſt nicht das! — Aber gegen den Kaiſer! Gegen den deutſchen König! Gegen dieſen Jüngling: — er, ſeine Mutter, ſein Vater haben mich mit Huld, mit Ehren überhäuft. Undank wird er's nennen. Er — und die Welt! Ich trotze dem lauten Wort der ganzen Welt, wenn das ſtille Wort hier — hier in der Bruſt mich freiſpricht. Und es *muß* mich freiſprechen. Ich *muß* Sankt Burchhards Rechte wahren! — Wäre doch Arn zurück mit

der Entſcheidung des Papſtes. — Ja: die Entſcheidung! Wäre ihre Stunde doch da! — Inzwiſchen verzehrt mich die Ungeduld! — Immer beten! — Kann's nicht! — Und auch nicht immer leſen! — Es iſt ſo eng, ſo dumpf, ſo ſtaubig hier unter all den alten Pergamenten! — Ich bin büchermüde. Menſchen will ich ſehen! Hinaus ins Freie! Aber was draußen thun? Fechten darf ich gar nicht mehr. Jagen ſoll ich nur zahm und ſelten. Der Biſchof, der Prieſter ſoll —! O Weh und Pein! Der Prieſter! Warum Prieſter, warum? Ah falſches, treuloſes Weib! Was haſt du zu verantworten! Was haſt du angerichtet in mir, Verräterin!" Und er drückte die geballte Fauſt vor das Auge.

„Der Prieſter, — der Biſchof — was kann er thun draußen unter den Menſchen? Ihnen wohlthun! Ja, und das will ich! ‚Seelſorge!' Schönes Wort! ‚Herzensſorge' wäre auch gar ſchön, aber wer auf Herzen baut —! Ah was! Fort damit.

Geht es dir ſchlecht, ſoll's andern deſto beſſer gehen! Hinaus, Heinrich, und hilf, wo du kannſt!"

Er ſtieß den halbgeſchloſſenen Laden auf und blickte über die Stadt hin gegen den Main.

„Die Sonne geht zu Gold. Bald ſinkt ſie hinter die Buchenwipfel des Königswaldes. — Aber noch iſt's Zeit genug, Gutes zu wirken, bevor der Tag verronnen iſt. Es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken mag. Die Nacht! Am Ende gar — für dieſe Welt — bald die ewige Nacht."

Er ſchritt aus dem Bücherſaal in das Vorgemach, dann auf den breiten Gang, in welchen die Holztreppe mündete, ſtieg dieſe herab und wollte ſich der Hauptthüre zuwenden, die aus dem Biſchofshauſe ins Freie — in der Richtung nach Weſten, gegen die Brücke hin, — führte.

Allein in der Mitte der Vorhalle ward er angerufen von einer Stimme, die aus der Unterwelt emporzudringen ſchien. „Hezilo! Herr Graf! — Hochwürdiger Herr Biſchof, wollt' ich ſagen.“ — „Du, Supfo? Was ſoll's? Was willſt du?“

Und er wandte ſich zur Rechten, wo einige Stufen in die Keller des Hauſes hinunterführten. Auf der oberſten derſelben tauchte jetzt dort eine behäbige drollige Geſtalt auf, die aus lauter aufeinandergeſetzten Kugeln aufgebaut ſchien. Kugelform hatte das grüne Mützlein aus ſteifem Wolltuch, das, vorn höher als hinten, etwas ſchief auf dem rundgeſchorenen Grauhaar des runden Kopfes ſaß. Aus dem ganz glattgeſchorenen Geſicht traten die ſtark geröteten Wangen halbkugelig hervor unter den runden vergnügten Äugelein, die friſch und hell in die Welt ſchauten; unter dem hellbraunen Schurzfell erhob ſich ein Bäuchlein, das ſich der Kugelgeſtalt nach Kräften zu nähern trachtete und auch die roten Wadenſtrümpfe zwiſchen Knie und Knöchel hatten Mühe, ihren geſchwellten Inhalt zu bergen. Fröhlich, treuherzig und dabei recht geſcheit, ja ſchelmiſch-witzig war der Ausdruck der angenehmen Züge: auch Herrn Heinrich ſchien der Anblick zu vergnügen: heiter ward ſeine bewölkte Stirne, während er auf die Antwort des dicken Männleins wartete. Dieſe kam etwas langſam, denn der Rundliche hinkte ein wenig beim Erſteigen der Stufen und ſchnaufte ganz gewaltig. „Uf! Heiß iſt's im lieben Würzburg im Brachmond ſogar im kühlen Keller.“ „Ja freilich,“ drohte der Biſchof lächelnd, „wird dem Kellermeiſter warm, wenn er ſo fleißig ſeines Amtes waltet — im Vorkoſten! Aber was willſt du?“ — „Was ich will? O Hezilo, lieber Herr, — das krieg' ich doch nie wieder.“ — „Was iſt's?“ — „Meinen Hezilo von ehemals möcht' ich wieder haben! Den aus der guten Rothenburger Zeit. Hei wie wir

jagten mit dem alten Rado in dem waldgrünen Tauber-grund! Den Grafen Heinrich möcht' ich wieder haben, den jagdfrohen, waffenfrohen, weinfrohen, frauenfrohen ...." Hier furchte der Biſchof die hohe Stirn. „Den weltfrohen Liebling von Jung und Alt, von Mann und Weib!" „Ja, Vielgetreuer," ſeufzte Herr Heinrich, „der iſt geſtorben und begraben! Lange ſchon!" — „Ich weiß! Ich weiß! Weiß auch den Todestag, die Todesſtunde — zu Pfingſten war's. — — Hätt's nie von ihr geglaubt! Der arme Herr!" brummte er unhörbar. „Schad' um Euch, Graf Hezilo! Was war's für eine Freude, mit Euch leben im Frieden, und im Krieg erſt recht! Wißt Ihr noch den ſchlimmen Julitag von Squillace? Wetter und Strahl, dort in Kalabrien war's doch noch heißer als hier am Main! Da Ihr — Ihr allein den Herrn Kaiſer Ott den Jüngeren — noch ſeh ich ihn vor mir in ſeinem jugend-lichen welligen roten Bart! — vor der Gefangennehmung gerettet habt? Sie glauben falſch, dieſe Saracenen, aber dreinſchlagen thun ſie ganz richtig. Auf einmal waren ſie da, wie vom Himmel heruntergeflogen, unzählbar viele! Nichts ſah man mehr — vorn, hinten und links — als ihre weißen Flattermäntel fliegen! Es war wie ein unab-ſehbar Schneegeſtöber."

„Ja," fiel Herr Heinrich eifrig ein. „Und welch' ein furchtbar Kampfesfeld für uns! Ich hatte treu davor gewarnt, von der breiten alten Straße oben auf den Berg-höhen herabzuziehen auf den Schmalpfad unten an der See. Nun hatten wir's! Vorn und hinten die Araber zu Roß: auf den Felſen aber zur Linken — wie ſteil ſtiegen ſie empor! — die arabiſchen Pfeilſchützen zu Fuß, unſichtbar, unerreichbar: und hart zur Rechten — das brauſende Meer, gierig, jeden Ausgleitenden zu verſchlingen." „Wie viele ſtarben damals," fuhr Supfo fort, „des Herrn Kaiſers

Entkommen zu decken! — Wißt Ihr noch, wie er zuletzt — auf geliehenem Roß! — in das Meer hineinſprang und ſchwimmend ein Schifflein erreichte?“ — „Da fielen alle um ihn her, Herr Richari, ſein Lanzenträger, und die Markgrafen Berchtold und Günther, die Grafen Udo, mein Vetter, Gebhard, Ezelin.“ — „Landulf von Capua und Atenulf, die edeln Langobarden.“ „Und ſogar der alte ehrwürdige Herr Biſchof Heinrich von Augsburg kämpfte dort und ſtarb für ſeinen Kaiſer. Beneidenswerter Tod für einen Biſchof!“ ſeufzte Herr Heinrich. — „Da lag ſie hingeſtreckt, ſeine ganze Stechſchar. Nur Einer daraus ſtand noch aufrecht, ſeine Flucht zu decken. Aber zu Fuß, denn das eigne Pferd hatte er dem Kaiſer aufgedrängt, da deſſen Rotroß, von Pfeilen geſpickt, unter ihm zuſammengebrochen war. Und dieſer, ſtets der vorderſte am Feind, im Weichen der letzte, der hieß — Heinrich von Rothenburg.“ — „Nein! der vorletzte hieß ſo. Denn der letzte, der den Schild über mich hielt, der hieß Supfo, der von der Taubermühle. So oft ich dich den linken Fuß ein wenig nachſchleppen ſehe, denk' ich des Schwerthiebes, den du damals für mich aufgefangen.“ „Bah,“ lachte Supfo, „der Heide, der den Hieb ſchlug, iſt doch ſchlimmer daran. Zwar ſchleppt er den Fuß nicht nach, aber auch den Kopf nicht mehr mit! — Ja, das waren noch Zeiten! Achtzehn Jahre ſind's nun bald! — Aber auch noch nach des Herrn Kaiſers frühem Tode erging's uns gar gut. Wir ſonnten uns unter der warmen, — recht warmen! — Gnade der ſchönen Kaiſerwitwe. Weiß Sankt Kilian, Ihr und ich, wir beide regierten damals die Frau Regentin ſamt dem heiligen römiſchen Reich!“

Herr Heinrich mußte lachen.

„Als der falſche Vetter von Bayerland ſie verriet, ihren Knaben ſtahl, das Reich an ſich riß, viele, viele geiſtliche

und weltliche Fürſten abfielen von der vereinſamten Witwe und ihrem guten Recht, da habt Ihr bei der vielſchönen Griechin nahezu allein ausgeharrt, — wie einſt bei ihrem Gatten in der Schlacht — ein Turm in ringsher brandender Flut, und habt endlich ihre Sache zum Siege durchgekämpft. Das war luſtig. Faſt jede Woche ein Gefecht! Und jed' Gefecht ein Sieg. Und die Sieger immer Ihr und Graf Gerwalt."

Der Biſchof ſchloß die Augen.

„Und in dem Hoflager der Regentin die edle, holde Jungfrau Heilfriede! Wie oft hat ſie nach erfochtenem Sieg Euch den Helm mit Eichenlaub gekränzt! Euch oder Graf Gerwalt."

„Was haſt du von des Grafen Gerwalt Eheweib zu ſchwätzen?" — Recht unwillig war das gefragt. — „Und wozu riefſt du mich an?"

„Zu nichts Böſem wahrlich! Ich wollt' Euch bitten, den Lautertrunk vom vorvorigen Herbſt zu koſten: ich ſag' Euch — der iſt fein geraten!" — „Iſt mir nicht danach zu Mut. — Mich rufen Pflichten." Und er wollte ſich zur Thüre wenden, aber der Kellerer hielt ihn am langen porphyrroten Biſchofsgewande feſt.

„Auch das iſt Pflicht, zu erproben, wie herrlich der milde Himmelsherr Eurer müheſchweren, klugen, ja weiſen Arbeit gelohnt hat. Viele Jahre ſind's nun, ſeit Ihr, — kaum waret Ihr hier eingeſetzet — befohlen habt, auch die unwirtlichen Hügelhalden im Norden der Stadt dem Weinbau zu gewinnen. Eitel Geröll und Geſtein bis dahin! Den ‚Stein' ſchalten die unzufriedenen Bauern den ganzen unnützen Berg, auf dem nur ein paar Ziegen kletterten. Aber die liebe Mittagsſonne liegt darauf ſo lang und ſo heiß ſie irgend kaum! Die Bluſt der Trauben verweht dort nie ein rauher Wind: — des Berges hoher und breiter

Rücken ſchließt ihn aus. Schwer Geld hat's Euch gekoſtet, die edelſten Rebſchößlinge tief aus Welſchland zu beziehen: — den erſten habt Ihr mit eigener Hand gepflanzt und geſegnet, und unverdroſſen habt Ihr all die Jahre lang bei dem müheharten Winzerwerk ſelbſt mitgearbeitet in Sommerbrand und in Herbſtnebel. Zum erſtenmal nun kelterten wir vor zwei Jahren dies welſche Gewächs auf oſtfränkiſchem Boden — treu und liebevoll, wie eines Liebchens, pflegte ich des Faſſes! — und nun kommt in den Keller und ſchmeckt, genießt, was Ihr da Köſtliches geſchafft. Es rollt wie flüſſig Feuer durch die Adern. Noch ſpäte Enkel werden Euch drum danken." — „Ich hab' gelernt, der Menſchen Dank entſagen. Ich gehe, um . . . ." — „Nein, Herr, bitte, bleibt nur noch ein weniges. Ich . . . . ich habe Euch im Keller etwas mitteilen wollen: — es wäre gerade der rechte Ort dafür geweſen: auf einem Fäßlein ſitzend und von Weinduft umweht — ſo muß man das leſen und anhören. Denn es iſt . . ." er lachte herzlich. — „Nun was iſt's?" — „Ein Brieflein von Arn!" — „Wie? Von Arn? Aus Welſchland? Wohl gar aus Rom? Was? An dich ſchreibt er und mich, der ich ſo ſchmerzlich auf Nachricht, auf Entſcheidung warte, mich läßt er ohne Kunde? Das iſt ja . . . ." — „Nein, nein, Herr Graf, es iſt kein Unrecht wider Euch: — Ihr werdet's gleich ſelbſt einſehen: aber, bitte, laßt Euch einen Augenblick nieder — dort auf der Hallenbank." — „Ich nicht! Aber du! Dein Fuß! Verzeih mir, Freund, daß ich dich ſo lange ſtehen ließ." Und fürſorglich geleitete er den Humpelnden an die Bank und ließ ihn auf dieſelbe niedergleiten.

II.

„Wie gut er ist!“ flüsterte der Runde. „Und immer so allein! So trübselig! Unter den verwünschten heiligen Pergamenten. Gott verzeih mir's: ich wollte sie wären lauter Fässer voll Stein und Leisten!“ — „Nun also! Was schreibt mein träger Bote?“ — „Vor allem, er ist noch nicht in Rom. Der Brief ist geschrieben in einem Dörflein hinter Florentia und erst vor einer halben Stunde brachte ihn ein Laienbruder aus dem Sankt Gundberts Kloster zu Onoldesbach (dem mußt' ich doch den Willkommbecher vom Fasse füllen!) dort, bei den guten Mönchen, liegt Arns Reitknecht wund: er stürzte mit dem Gaul schon auf dem Brennerberg und schleppte sich seither all den weiten Weg durch Bayerland und Schwabenland bis in unser liebes Franken. Darum währte das so lang. Nun hört, was der wilde Bayer schreibt: mir ist, ich seh' ihn vor mir und hör' ihn! Die armen Welschen, die ihn angehen wollen! Der Riese steckt zwei von ihnen, wie etwa Euer zwiebelgelber Berengar ist, unter jeden Arm und trägt sie ins Wasser wie junge Katzen.

‚Unsern huldvollen Gruß und geistlichen Segen zuvor . . . . .‘“ „Der Unverschämte!“ lachte der Bischof. — ‚Unserem lieben und getreuen, aber durstigen Supfo. ‚Meinem gnädigen Herren, dem Bischof, hast du sofort zu melden, daß nichts Entscheidendes zu melden ist.‘“ — „Noch immer nicht! Ja freilich, wenn er erst bei Florenz ist!“ — „Verzeiht, Herr Hezilo, der Brief ist ja viele Wochen alt: — wegen des Boten, der lange Zeit schon zu Wilten am Fuße des Brennerberges liegen bleiben mußte: — einstweilen muß der Bayer längst am Tiberstrom angelangt, ja er kann schon bald wieder zurück sein! — ‚Dem hoch-

ehrwürdigen Herrn Biſchof — oder wie ich lieber ſage — denn ſo durft' ich ſagen in den ſchönſten Jahren meines Lebens! — dem tapfern Herrn Grafen alſo Gott zum Gruß voraus. Aber dann gleich Weidmannsheil und Weinfreude vollauf!

Schon einige Male hab' ich ihm durch Boten Nachricht geſandt, wie es mir ergangen auf meiner frommen Fahrt, zu der er mich unfrommen Jägersmann auserkoren hat. Wundert mich nur, daß er mir nicht Rado, den Heiden, mitgegeben hat als Begleiter. (Grüße mir den Alten und er ſoll mir noch ein paar Stück Wild übriglaſſen im Grafenwald!) Hat meine Ausſendung Herrn Heinrich der heilige Geiſt eingegeben, ſo war der gerade in ſehr guter Laune. Denn mir geht's ſoweit ganz gut. Lieber zwar ritt ich mit Junker Hellmuth auf die Wolfsjagd oder ſäße mit dir, Freund Kugilo, in dem geheimen Kellerverſchlag, wo du Schlauer die Griechenweine birgſt, und mit dem luſtigen Junker Fulko: — grüß' ihn ſchön, und ſag' ihm, ich habe zwiſchen Main und Arno keine zweite Minnegard geſehen, ja keine, die würdig wäre, jener erſten den Strumpf über den feinen Knöchel zu ſtreifen.'"

„Ich werd' ihm!" unterbrach heftig der Biſchof. „Du unterfängſt dich nicht, dem kecken Provençalen . . .! So weit iſt das ſchon? Nun, warte Jungfräulein! Das führt dich noch raſcher ins Kloſter." Supfo wollte etwas einwenden, aber dies zornige Antlitz vertrug jetzt kein Widerwort; ſo fuhr er fort: „‚Als daß ich hier im heißen Welſchland erkunden ſoll, — höchſt überflüſſigerweiſe! — ob nicht demnächſt die Welt untergehen wird. Es fällt ihr gar nicht ein. Sie ſchaut gar nicht danach aus! Zwar wahr iſt: je weiter man gen Mittag reitet, deſto häufiger findet man dieſen dummen Wahn in den Köpfen der Leute und deſto verbiſſener und verſeſſener ſind ſie darauf. Aber

das macht nicht die größere Weisheit, ſondern die größere Hitze, bei der ja die klügſten Rüden, die oft viel geſcheiter ſind als die Menſchen, toll werden. In Augsburg glaubte noch kein Menſch daran: — nur ein paar Nonnen! — in Bozen ſchon viel mehr Leute, auch Weltliche: in Mailand iſt noch kaum ein Vernünftiger — ausgenommen Herrn Heinrichs Bruder, der Herr Erzbiſchof Kanzler Heribert: — der ſagte mir: er glaube es erſt, wenn's der Herr Papſt befehle . . .'" Der Biſchof nickte: „So ſchrieb mir Heribert, und alſo halt' ich's auch." Der Runde legte das Pergamentblatt nieder auf ſeine Kniee und ſah ihn an — mit einem vielſagenden Lächeln. „So — —?" fragte er gedehnt. „So? — Ich . . . ich halt' es anders." — Raſch, wie um einer Frage zuvorzukommen, las er weiter. „„Vollends aber in dieſer ſonſt gar lieblichen Stadt Florentia! — ich kenne ſie gut von früher! — jedoch davon alsbald. Es iſt mir alſo immer gut gegangen, Freund Supfiſſimo, wie man dich hier zu Lande nennen würde, abgeſehen von der landesgebräuchlichen grauſamen Hitze: die verträgt mein zottiger Kopf und mein vollblütiger Leib gar ſchlecht. Denn ſiehſt du: die unſinnige Hitze macht unſinnigen Durſt, der unſinnige Durſt macht ein Trinken, das auch nicht alle Tage ſinnig bleibt und dann macht das ſtarke Trinken wieder noch ſtärkere Hitze und ſo geht es in der Runde fort wie beim Roſenkranzbeten.

Zumal ich doch die edle Gottesgabe, die hier wächſt — faſt ſchwarzrot iſt der ſtarkduftende Feuerwein! — wahrlich nicht wie dieſe erbärmlichen Welſchen mit ſündhaftem Waſſer verſchänden werde. Nun, und im Rauſch giebt's dann manchmal einen gelinden Raufhandel. Denn mich macht der Rauſch nicht weinerlich, ſondern minnegehrend wider die Weiblein und kampfgehrend gegen die Mannsleut' —' Ich muß ſchon ſagen," unterbrach ſich

der Dicke hier, „einen gar frommen Boten habt Ihr an den heiligen Vater geſchickt. Der wird eine Freude haben an Arn aus Bayerland! — ‚Trittſt du aus den kühlen, kellergleichen Weingewölben auf den glutheißen, in grellſtem Sonnenbrand bratenden Marktplatz ſo einer welſchen Stadt, dann glaubſt du ohnehin, du ſtehſt mitten in einer ſauſenden Windmühle: ſo geſchwind drehen ſich Säulen und Kirchen und Bettelbuben und Heiligenbilder und Cypreſſen und Marktweiber um deinen armen Schädel. — Nun, und da bin ich auch ſchon manchmal einem ſchwarzlockigen, glutäugigen Mägdlein oder auch einer Ehefrau — man kann's doch nicht immer gleich erraten, zumal ſie hier ihre Ringhand mit Handſchützen zudecken! — nachgeſtolpert . . . —'"

Hier ſah ſich zur Abwechſelung der Biſchof zu einer Unterbrechung veranlaßt: „Nun warte, Bayer! Geht die Welt nicht unter, ſollſt du mir faſten und durſten, daß dir die Üppigkeit vergeht." „Hilft nicht. Kommt nicht wieder!" meinte Supſo trocken und las weiter. „‚Schon in Verona, in Mailand hab' ich daher leider manchen Degenſtoß auffangen und zurückgeben müſſen, wenn mir ſo ein neugieriger Vater, Bruder oder wenig duldſamer Ehemann dabei in den Weg lief. Aber in dieſer ſchönen Stadt Florentia: — das gab einen Spaß ohnegleichen! Schon lange erzürnte mich, daß, je tiefer ich in das ſchöne Land hineinreite, deſto mehr die Hitze zu- und der Verſtand abnimmt, ſo daß ſie mir achſelzuckend ‚barbariſche Wildheit' an den Kopf werfen, weil ich an jenes Gewäſch vom Weltende nicht glaube.

Hatt' ich mich da in meiner Herberge den ganzen Abend herumgeſtritten mit zwei edlen Florentinern und zwei Mönchen von Cluny — die nicht zu trinken, ſondern zu bekehren in die Weinherbergen gingen, tranken zwar doch bei der Bekehrung, aber ich mehr als alle vier! — und

als der eine Pfaff boshaft wurde und von ‚dummen Deutſchen‘ und ‚groben Bayern‘ ſprach, erklärte ich, ihn hinausthun zu müſſen: — und zwar, weil's näher ſei, zum Fenſter: — es war nämlich im Erdgeſchoß und nicht gar zu hoch — und da ich es ihm einmal verſprochen, ließ ich ihn auch nicht lange warten. Sein Genoſſe entwich kreiſchend durch die Thüre. Aber da die beiden florentiniſchen Valvaſſori dem andern helfen wollten, hatte ich ſie dieſem vorausſchicken müſſen. Nun, ſo was bringt das Blut in leiſe Wallung. Und wie ich nun den Schlaf ſuchen will auf meinem elenden Lager — ungleich weniger Strohhalme denn Flöhe barg der Sack, der alſo richtiger ein Floh- denn ein Strohſack würde geheißen haben, von anderem Getier, nicht ſo groß wie Skorpione, aber viel häufiger, zu ſchweigen! — da ertoſet ein unglaublich Heulen und Winſeln auf dem weiten Platz vor meinem Fenſter, als ob tauſend Teufel tauſend alte Weiber zwackten. Ich ſpringe mit einem Salzachfluch ans Fenſter und ſeh' im Mondſchein und im Licht von düſter rotflammenden Pechfackeln einen langen, langmächtigen Zug von Pfaffen und Laien und Männern und Weibern und Kindern und gewaffneten Valvaſſoren und ſchön geputzten Edelfrauen und zerlumpten Bettlern, alles einträchtiglich nebeneinander, und all das wälzt ſich, betend und ſingend, gegen die alte Baſilika mir gegenüber. Und trugen eine Menge Wachskerzen und Fackeln und Kreuze und Bandièren und Heiligenbilder: und heulten aus eitel Furcht vor dem nahenden Tod und Teufel und Weltgericht, daß es die Steine erbarmte; oder doch die Hunde von Florenz, denn die heulten mit gottsjämmerlich. Und ſcholl's da durcheinander auf Latein und auf Welſch und ſangen: ‚Wehe! Reue! Buße! Beſſerung! Glaube! Der Diabolus droht. Das Weltgericht! Und vorher geht umher der Antichriſt.‘

Gute Nacht, Schlaf! ſagte ich. Flöh' im Stroh, vor dem Fenſter Weiber, Hunde, Pfaffen heulend um die Wette — mir ward's zuviel. Gut' Nacht, Florentia, denk' ich. In hellem Zorn lauf' ich hinunter in den Stall — ziehe meinen Hengſt heraus — den Reitknecht hatte ich ſchon vorausgeſchickt nach Germinianum: denn der hatte — er iſt aus Paſſau und ein wenig grob! — mit dem Wirte einen unerheblichen Raufhandel gehabt: — drei Zähne, aber nur florentiniſche! — Und will auf und davonreiten noch in der Nacht. Suche aber den Wirt, weil ich die Zeche immer zahle, wie hoch ſie ſei. Alles leer! Wirt und Wirtin und Kammermagd und Stallknecht: — alle halfen wohl da draußen das Ende der Welt herbeiheulen. Und wie ich durch all die kleinen engen Kammern laufe — (in wahren Mauslöchern hauſen ſie, dieſe Welſchen! Warum? Liegen immer auf der Straße). . . . . Jetzt weiß ich aber nicht mehr, wie ich den langen Satz angefangen habe, denn auch hier in Germinianum iſt der Wein ziemlich ſtark: ich mußte ihn ſogar auch in die Tinte träufen (atramento ſagen ſie hier), und iſt immer im Eintrocknen, wegen Hitze der Natur und Seltenheit des Schreibens . . . alſo hier geht es mit den Worten nicht ganz zuſammen, wohl weil die Tinte — nicht ich! — des Weines allzuviel getrunken, aber du wirſt es ſchon verſtehen — alſo daher finde ich keine Seele. Aber in einer Gewandkammer, in die der Mond voll hineinſcheint, wär' ich ſchier erſchrocken. Denn da hing einer. An einem Thürhaken. Sah aus wie der leibhaftige Teufel, etwa wie ihn die Buben bei uns am Oſterſonntag auf der Bleichwieſe vor der Stadt verbrennen im Oſterfeuer. Schwarze Tarnkappe mit zwei Gemshörnern, ſchwarze Kapuze, glühendrote Augen, rote Zunge, lang heraushängend aus bleckenden weißen Beißzähnen — Fledermausflügel an den Schultern — langer

ſchwarzer Mantel, der die ganze Geſtalt verhüllt — eine zweizinkige Feuergabel lehnte daneben. Die Welſchen haben ſolche Mummerei im Hornung. Ein luſtiger Geſell hatte wohl für manchen vertrunkenen Krug Chlavintowein den koſtbaren Seidenmantel als Pfand zurückgelaſſen. Die Verlarvung ſehen und laut aufſchreien vor Spaß war eins bei mir! Flugs ſtak ich drin: vom Hirn bis zum Knöchel der Teufel. Flugs auch ſaß ich auf meinem ſchwarzen Gaul und, die Zackengabel ſchwingend, jage ich, was das Roß nur laufen kann, ſchreiend, wie auf einer Salzburger Hochzeit, plötzlich in den heulenden Zug. Von der Seite her kam ich: ganz ungeſehen, bis ich mitten drin war unter den heulenden und zähneklappernden Weibern und Pfaffen. Da ſchrie ich in meinem beſten Florentiniſch: ‚Ja! Ja! Der Teufel! Der Teufel! Ihr habt ihn gerufen. Jetzt kommt er, euch holen!‘ O Supſo mein! Hätteſt du das mitangeſehen! Du hätteſt dir das Bäuchlein gehalten vor Lachen! Hätteſt du den Schrecken geſehen, den ich, der Eine Mann, der verachtete Barbar aus Deutſchland, all dieſen überklugen, feingeiſtigen Welſchen einjagte. Auseinander ſtoben ſie wie ein Flug Sperlinge, darein der Habicht ſtößt.

Männer wie Weiber, Ritter wie Pfaffen, die Kerzen, die Fackeln, die Kreuze, die Fahnen warfen ſie weg, über den Haufen rannten ſie ſich, alles drängte, die Kirche, den rettenden Altar mit ſeinen Heiligenknochen zu gewinnen. ‚Der Teufel! Der Diabolo! Der Antichriſt! Der Dämon!‘ ſchrieen ſie durcheinander. ‚Gleich greift er mich. Er hat mich ſchon.‘

So ſprengte ich zwei-, dreimal von links nach rechts und von rechts nach links quer durch den langen Zug, der in ſeinen Windungen ſich mehrfach über den weiten Marktplatz hin dehnte. Und nicht einer hatte den Mut zu ſtehen,

meinem Gaul in den Zügel zu fallen. Nachdem ich, der Eine Salzburger, etwa zweitausend Florentiner in die Flucht der Todesangst gejagt, sprengte ich davon, und riß mir, als ich an das römische Thor gelangt war, die Teufelslarve ab. Hier ward ich eine kleine Weile aufgehalten. Der Thorwart hatte meine Entmummung gesehen und leider kannte mich der Mann von meiner letzten Fahrt durch Florenz: und nicht gerade von meiner tugendlichsten Seite: denn er hatte damals eine Nichte gehabt, eine dralle Dirne von üppigem Wuchs und Wesen. Der unchristlich lang nachtragende Oheim stürzt also, sobald er mich erkennt, auf den Platz vor dem Thore mit gefälltem Speere: ‚Halt,' schreit er, ‚ruchloser Arn, du trägst mit Recht des Teufels Gewand.' Und wirklich mußte ich ihm erst den Speer aus der Hand und die Sturmhaube vom Kopfe schlagen, bevor ich an ihm vorbei ins Freie jagen konnte. Die Zeche blieb — zu meinem großen Kummer! — unbezahlt: ein halbes Brot, ein Käse und siebzehn Krüge Wein. Der Teufel, für den sie mich genommen, mag sie zahlen, kommt er einmal wirklich nach Florenz.

Nun Gott befohlen, Supso. Trinke den Griechenwein nicht allen allein aus, bevor ich wieder zurück bin. Ich komme durstiger aus diesem Lande der Heiligen heim als ich hineingeritten. Noch heute geht's nach Rom weiter. Ich freue mich auf den heiligen Vater. Aber noch viel mehr auf die unheiligen Römerinnen, die stolzbusigen, wie man sie nennt, und auf den Wein der Campagnatrauben. Das soll der feurigste sein. Gegeben in einer Taverna zu Germinianum, wo es auch wieder Flöhe hat. Aber es sind doch andere. Es grüßt dich Arn von der Salzach, Jägermeister zu Würzburg und Teufel zu Florenz.'"

III.

Der Biſchof ſchüttelte den Kopf, aber er mußte doch lachen. „Es iſt nur ein Glück, daß mir der wilde Bayer die Entſcheidung des heiligen Vaters ſchriftlich zu bringen hat. Seinem mündlichen Bericht . . . .!“ „Nun iſt's ſchon recht,“ rief Supfo heiter, ſich erhebend von der Bank und das Pergament wieder in den Gürtel des Schurzfells ſteckend. „Der freche Brief hat doch was Gutes gewirkt: Ihr habt gelächelt, Herr Hezilo, und die böſe Falte auf der Stirn, mit der Ihr kamt, hat ſich verzogen. Wißt Ihr was? Wollt Ihr mir nicht in den Keller folgen, ſo verſtattet, daß ich mit Euch gehe. Meine Geſellſchaft iſt doch noch beſſer als die Eurer Gedanken in der Einſamkeit.“ — „Du haſt weit mehr recht hierin, als du ahnſt! — Komm mit!“ — „Gleich, teurer Herr, gleich! Aber da, nehmt, bitte, dieſen Schattenhut: — ich habe ihn für Euch erſtanden auf dem letzten Markt von den Dalmatinern — er hängt nun immer hier an der Hallenthüre für Euch bereit — er iſt von feinem Stroh, gar leicht und luftig: — die Sonne ſchießt noch heiße Pfeile über den Main herüber. Wo ſteht mein Krückſtock? Da in der Ecke. Ich ſchreite doch beſſer damit und manchmal gilt's, ein biſſig Schwein von den Waden zu wehren! So!“ Er öffnete die breite Thüre der Halle. „Im Namen Gottes!“ betete der Biſchof im Hinausſchreiten. „Er ſegne unſern Ausgang.“ Beide ſtiegen nun die Sandſteinſtufen hinab auf den freien Platz vor Biſchofshaus und Dom. „Wohin zuerſt?“ fragte der Kellermeiſter. — „Ich will einen Rundgang der Seelſorge machen und der guten Werke; es gilt gleich, wo wir beginnen: führe du. Du kennſt der Menſchen Not und Wünſche gut, faſt beſſer als ich, was traurig zu

geſtehen," ſchloß der Biſchof ſeufzend. „Ja freilich," meinte Supfo und ſchlug die Richtung von dem Domplatz nach links, nach Süden, ein. „Für die letzte Zeit mag's zutreffen. Ihr zieht Euch ja immer mehr in Euch ſelbſt zurück. Oft ſeh' ich noch nach Mitternacht vom Hof aus in der Bücherei Euer Öllämplein glimmen. Immer beten!" — „Wenn's doch gebetet wäre!" — „Oder höre unten in unſerm Schlafzimmer Eueren Schritt ob meinem Haupte raſtlos — raſtlos — auf und nieder! Seit Ihr dieſen ſchwarzhaarigen Welſchen . . . ." — „Schweig, Supfo. Ich weiß, du haſſeſt ihn bitter. Das iſt unchriſtlich." — „Aber unvermeidlich! Der hagere Kerl mit ſeinem graugelben Geſicht — wie ein unreif verfaulter Apfel! — ſein Anblick ſchon zieht mir das Waſſer im Mund zuſammen wie der Saure von Dürrbach." — „Er hat ſich als mein — und was viel mehr iſt — dieſes Bistums eifrigſter Freund bewährt." — „Wer's glaubt wird ſelig, — oder angeführt! Er iſt glücklich fort ſeit ein paar Tagen. Sankt Kilian ſchenk' ihm eine lange Reiſe! — Seht hier, Herr Biſchof, könnt Ihr gleich anfangen mit guten Werken!" Und er blieb ſtehen.

IV.

„Was? Hier?" rief der Biſchof unwillig. „Bei dem Hauſe des Geizhalſes, des Kornwucherers? Wenig erbaut bin ich vom Treiben dieſes Renatus."

„Nennt ihn doch nicht Renatus. Iſaak heißt der Jud'." — „Er iſt getauft." Supfo lachte. „Tauft ihn nochmal! — deshalb führt' ich Euch her! — Aufs erſtemal half's wenig, aber beſſer: laßt es ganz bleiben! Wein kann man

wäſſern, nicht Blut.“ — „Ich verbiete dir, ſo von dem heiligen Sakrament zu ſprechen.“ — „Verzeiht mir, Herr. Aber iſt's nicht ſo? Der Glaube wird danach — vielleicht, vielleicht auch nicht! — geändert: aber das Geblüt? Wiſſet Ihr noch in Neapolis, der ſchönen Stadt, des Herrn Kaiſers Mohren aus Äthiopia? Die Welſchen hatten ihn bei ihrem Mummenſchanz vor Aſchermittwoch mit weißem Mehlkleiſter überſtrichen — fingerdick! Aber ſowie er ſchwitzte beim Tanzen und Springen, da bröckelte die weiße Tünche ab von Stirne, Wangen und Händen und allüberall kam die angeborne ſchwarze Haut wieder zum Vorſchein. Gedenkt Ihr's noch? Nun ſeht, gerade ſo ſteht's mit dieſes Juden Taufe. Wird der Menſch in ihm warm und rührt ſich, — bröckelt der Chriſt ab und der Jude kommt zum Vorſchein. Da lob' ich mir die Ungetauften: — unter denen ſind die Beſten!“ — „Du ſprichſt unchriſtlich. Die Taufe bringt ihnen das Heil.“ — „Ja, aber nur, wenn ſie daran glauben, wenn ſie das Sakrament deshalb ſuchen. Wenn ſie's aber ſuchen, weil ſie ſich ihres Volkes ſchämen und lieber mit den Chriſten die Juden placken wollen als ſich mit den Juden von den Chriſten placken zu laſſen . .“

„Und geplackt müſſen ſie doch nun einmal werden, nicht, Supfo?“ lächelte der Biſchof. — „Gewiß, dafür ſind's Juden. Sind ja das ‚auserwählte Volk‘. So hat ſie der Herr, nachdem ſie ſeinem Sohn Gewalt und Unrecht gethan, auserwählt, Gewalt und Unrecht zu leiden. Das iſt doch klar und höchſt gerecht. Ihr Volk verleugnen dieſe Abtrünnigen und Euch, Herr Biſchof, lügen ſie vor, ſie glauben: Untreue und Lüge aber bringt nicht Heil, ſondern Schmach. Dagegen des Juden Mutter, — das iſt ein prächtig Weib! Seht, da tritt ſie gerade hervor aus ihrem Hofthor.“ Vor der Außenthüre des anſehn-

lichen Holzhauſes erſchien eine ſtattliche alte Frau mit edeln, vornehmen Zügen des tief gebräunten Geſichtes. Sie trug die phantaſtiſche, kleidſame, weitfaltige Gewandung der Orientalen. Ein gelbes Bruſttuch von feinſter Wolle verhüllte den Oberleib, gelb waren auch die ſpitzen Schnabelſchuhe, die aus dem langen, dunkelblauen Rock hervorſahen; ein ganz enganliegendes, turbanähnlich gebundenes Kopftuch von ſchwarzer Seide verbarg ſorgfältig jedes Haar der Witwe. Sie kreuzte ehrerbietig die Arme über der Bruſt, neigte, gleich einer Palme, das hohe Haupt vornüber und ſprach mit niedergeſchlagenen Augen: „Der Gott meiner Väter ſegne dich und behüte dich, großgewaltiger und — was ſiebenmal mehr iſt! — großgütiger Herr Biſchof. Und er lohne dir, daß du biſt ebenſogut als du biſt gewaltig.“ „Mit der großen Gewalt, Sarah,“ erwiderte der Gelobte, „iſt das ſo ſchwach beſtellt wie — leider! — mit der Güte.“ „Laßt Euch nicht irren, kluge und ſchöne Frau!“ fiel Supſo ein. „Wären wir nur ſo fröhlich, als wir gut ſind.“ „Unnütze Reden!“ verwies der Biſchof. „Jawohl,“ ſprach die Greiſin mit ſanfter, wohllautender Stimme und ſchlug die langen, ſchwarzen Wimpern auf: — die ſchönen dunkelbraunen Augen leuchteten immer noch — „unnütz, denn man kennt Eures Herzens Güte! Mein Eheherr Manaſſe, — lang ruhet er, geſegnet ſei ſein Gedächtnis für und für und ſein Name ſei nicht vergeſſen in Israel! — oft hat er es uns geſchildert, Iſaak, unſerm Sohn, und mir, wann wir ſaßen in Frieden vor den brennenden Leuchtern und aßen vom Paſſahlamm und Ruhe waltete im Haus und ringsum im Lande und Sicherheit in der Stadt. ‚Die Ruhe,‘ — hat er geſagt, — ‚und die Sicherheit verdanken wir nach Gott dem Herrn dem Mann, der da iſt wie ein Turm der Stärke und ein Streitwagen von Erz, dem Löwen von

Rothenburg. Der Graf ist fern, denn leer steht da oben die Grafenburg der Gewalt. Er steuert — der Bischof — dem Raub auf den Handelsstraßen und auf dem Flusse und er hat die bösen Buben gebändigt, die schlimme Rotte, die da plündern wollte mein Frachtschiff auf dem Main und einbrachen mit Beilen in das Haus unsres Friedens. Der Engel des Herrn ist mit diesem Bischof der Christen!' Und so hab' ich mich gewöhnt zu Euch, starker und guter und weiser Herr, emporzuschauen alle Zeit als zu einem Helfer in der Not. Und so bin ich hinausgeeilt aus meinem Witwengemach, wie ich von fern Euch kommen sah des Weges und stehe hier vor der Thüre meines Hauses, eine alte, kummervolle Frau, und greife Euren Mantel und lasse Euch nicht, bis Ihr mir habt geholfen in meinem großen Leid!" Und sie glitt langsam vor ihm nieder auf beide Kniee und haschte sein weites Obergewand mit ihrer magern Hand und küßte demütig dessen Saum.

„Steht auf, alte Frau," mahnte der Kellermeister, sie aufrichtend, „wir mögen das nicht leiden. Sagt kurz, was oder wer Euch quält."

„Es ist," sprach sie, sich erhebend, aber den Saum nicht aus der Hand lassend, „Isaak, mein Sohn, mein einzig Kind. Was oder wer sonst könnte mich auch quälen auf der Welt? Hab' ich doch auf Erden nichts als ihn. Und ach! ihn hab' ich nicht mehr, seit . . . Nun, seit er die Taufe nahm zu Mainz." Der Bischof furchte die Brauen: „Daran, Jüdin, that er recht. Aber er wußte wohl, weshalb er nicht von mir das Sakrament erbat, sondern zu Mainz, wo Herr Erzbischof Willigis nicht so viel von ihm weiß wie wir leider hier von ihm wissen. Ich hätte ihm zur Bedingung gemacht — vorher — ein Gelübde, daß er nun auch innerlich den Christen anziehe und von sich werfe seinen jüdischen Wucher und Geiz." „Jüdischer

Wucher und Geiz!“ ſtöhnte die alte Frau und ein ſo ſchmerzlicher, vorwurfsreicher Blick der dunkeln Rehaugen traf Herrn Heinrich, daß er leicht errötete und raſch einfiel: „Ich weiß, was Ihr ſagen wollt. Euer Gatte — Manaſſe — hat in der großen Kornnot aus ſeinen Speichern die verhungernden Chriſten in allen Städten und Dörfern am Main geſpeiſt von Staffelſtein bis Mainz. Er war ein Wohlthäter der Armen: — Gott möge ihm die Strafe ſeiner Verſtocktheit mildern, Sankt Burchhard und Sankt Kilian mögen für ihn bitten, wie ich, deren unwürdiger Nachfolger, es dankbaren Herzens gar oft thue. Aber Euer Sohn iſt ein . . . .“ — „Herr, er iſt krank, glaubet mir. Er iſt beſeſſen von übeln Geiſtern! Wir haben ja zu eigen ſoviel Güter der Erde, — der Herr hatte geſegnet meines Manaſſe Redlichkeit und Fleiß! — daß wir wahrlich nicht ſorgen müßten um unſere Lebſucht. Aber — es iſt wahr — er iſt ſo . . . . ſparſam, mein armer Iſaak, daß er ſich nicht gönnet eine Neige Weines am Sabbath des Herrn!“ „Und Euch, ſcheint's,“ ſchalt Supſo zornig, die hagere Geſtalt muſternd, „Euch, ſeiner alten Mutter, auch an den andern Tagen keinen Biſſen Fleiſch.“ — „Vollends aber ſeit ein paar Tagen iſt er ganz krank im Gehirn und wirr in ſeinen ſonſt ſo klugen, ſcharfen Gedanken. Denn er iſt gar ſcharf, mein geliebter Iſaak.“ „Wir wiſſen's!“ beſtätigte der Kellerer. „Allzuſcharf! Möchte ſeine Seele nicht ſehen! Muß voller Scharten ſein!“ — „Seit wann, arme Frau?“ forſchte der Biſchof voll Mitgefühls. Ihn jammerte um die leidende Mutter und es ergriff ihn, über das ehrwürdige, ſchöne Geſicht langſam zwei große Thränen rinnen zu ſehen. — „Seit das Gerede überhandnimmt unter den Burgenſen hier und ſeinen Geſchäftskunden in andern Städten, die Welt werde demnächſt untergehen. Das hat ihm ganz verſtört die

Gedanken. Er kann nicht mehr ſchlafen ſeitdem. Und immerfort, in der eifrigſten Arbeit, im Rechnen ſogar oder wann er wiegt auf ſeiner Wage die Goldmünzen des Herrn Kaiſers — wobei ihn ſonſt nichts ſtörte, ja nicht einmal Blitzſchlag ins Haus des Nachbars Heſſo: er wog ruhig fort. Jetzt ſpricht er dabei mit ſich ſelbſt wirre Worte und unterbricht ſich und rechnet falſch — der Iſaak! — und ſtiert vor ſich hin und ſtöhnt: ‚wenn's wahr iſt, bin ich ein Narr geweſen vom Knaben an und Narretei war all' mein Thun, mein Raffen, Liſten, Geizen! Wenn's wahr iſt — wüßt' ich's nur! — noch heute werd' ich ein Schlemmer, ein Freſſer, ein Säufer wie dieſe . . .'" „Dieſe Deutſchen, ſagte er wohl," ergänzte ſcharfſinnig, aber grimmig, der Kellerer. — „‚Ein Spieler werd' ich, ein Kleiderthor, und halte mir Jagdroſſe und Eberhunde und Reiherfalken und . . . . . anderes! Ob's wahr iſt!' ſtöhnt er dann wieder und rauft ſich Haar und Bart, ‚ob's wahr iſt?' — So quält er mich, — aber was liegt an mir! — ſo quält er ſich ſelbſt, meines Manaſſe Sohn, er quält ſich Nacht und Tag mit Grübeln. Jetzt iſt er fortgeritten gen Frankfurt, einzuheimſen den Gewinn von einem großen, großen Geſchäft, das er hat gemacht in Goldkörnern, Silberbarren und edlem Geſtein! Aber, o wehe wehe geſchrieen! Es hat ihn nicht gefreut das reiche Geſchäft! Und wie er mir vorrechnet den Gewinn, verrechnet er ſich wieder! Zu ſeinem Schaden verrechnet er ſich, der Iſaak! Das war noch nie! Wie muß er ſein ungeſund! Und warum verrechnet er ſich? Weil er mitten drin immer wieder ſtutzt und fragt: ‚ob's wahr iſt? Ob's wohl wahr iſt?' Und als er ſteigen will auf das Pferd zu reiten nach dem Gewinn, ſteigt er daneben ſtatt in den Bügel, weil er gen Himmel ſchaut und fragt: ‚ob's wohl wahr iſt?' Und er findet und findet nicht Ruhe, bis er's

weiß, ſo oder ſo. Ich bin eine unweiſe Frau, ich kann's ihm nicht ſagen. Und es kann ja ſein, daß es geht zu Ende: denn oft hat es geleſen Manaſſe aus den Rollen, daß die Welt wird einmal vergehen und Elias wiederkommen im feurigen Wagen. Aber Ihr, Herr Biſchof, guter Mann und weiſer, Ihr kennet die Schriften, Ihr wiſſet viel. So ſagt nur ja oder nein, daß ich beruhige meinen wirren Sohn, wann er wird wiederkommen, und beſchwichte ſein fiebernd Gehirn!"

Und wieder wollte ſich die Weinende vor ihm niederwerfen. Er hielt ſie feſt am Arm und ſprach: „Frau, Ihr thut mir leid in der Seele! Ihr: — merkt! — nicht Euer Sohn, den auch die letzten Dinge der Menſchheit nur ſchwanken laſſen zwiſchen dem alten ſündhaften Wucher oder neuem ſündhaften Sinnentaumel! Pfui über den Juden und ſchade um das vergeudete Taufwaſſer! — Höret denn, gute Frau, — Ihr wäret würdig chriſtlicher Gemeinſchaft! — Ich ſelbſt habe davon keine Wiſſenſchaft. Allein ich habe das Haupt der Chriſtenheit befragt: bald muß der Beſcheid eintreffen. Dann werd ich ihn allem Volke dieſer Stadt, dieſes Bistums, verkünden. Bis dahin aber ſagt Euerm Sohn: ‚der Herr Chriſtus hat nicht Freude an denen, die da nehmen die Taufe, aber nicht laſſen vom Wucher. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: man kann nicht Gott dienen und dem Mammon'. Das hat der Herr ſchon Eurem Volke offenbart: — aber mit dieſer Offenbarung hat er von allen ſeinen Worten den wenigſten Glauben gefunden in Israel. Ihr jedoch, gute Sarah, Euch rate ich: nehmet die Taufe. An Euch werden die Heiligen Freude erleben! Mag das Gericht nun nahe ſein oder fern: rettet Euere unſterbliche Seele!" Und er löſte mit ſanfter Gewalt ſein Gewand aus der Hand der Greiſin, die es immer noch

festgehalten hatte, und schritt hinweg von ihr mit gütigem Nicken des Kopfes.

Die alte Frau sah ihm lange nach. Dann sprach sie, kopfschüttelnd und mit der Hand über die Augen wischend: „Ich glaube es nicht, daß wir Kinder Israel verdammt sind. Wäre es aber so: — lieber mit Manasse in der Hölle, als mit Isaak im Himmel der Christen. Ich will beten für uns und für die Christen — für den armen Isaak und für den guten Bischof — zum Gott meiner Väter!“

Und sie schritt langsam zurück in den Hof.

V.

Von dem Hofe des Kaufmanns hinweg übernahm zunächst Herr Heinrich die Führung des Rundganges. Er wollte nach dem Stand der neuen Bauten sehen in der Vorstadt vor dem Südthor „auf dem Sande“, die er als sein eigenstes wohlthätiges Werk betrieb; vor allem den großen Bau des Klosters und der Kirche — nur diese war bereits vollendet — die er dort den Apostelfürsten Sankt Peter, Sankt Paul und dem früheſt berufenen Blutzeugen: Sankt Stephan, zu Ehren gestiftet hatte.

Schwer fiel es dem Bauherrn aufs Herz, als er sich jenseit des Thores der Baustätte näherte, von der her sonst, weithin vernehmbar, der fröhliche Klang des Beilschlags, der Reihengesang der Arbeiter, der Befehlsruf der Werkmeister ihn begrüßte, daß statt dessen eine Grabesstille waltete.

In die Luft hinauf stiegen die hohen Gerüste: — aber

ſie waren leer, verlaſſen; ſie ſchienen zu trauern; die halbfertigen Holzwände ſahen wie vom Feinde zerſtört aus. Nur ein einſamer Mann ſchlich, die Verödung betrachtend, über den leeren Bauplatz; als er den Biſchof von weitem erkannte, wollte er hinter einem großen Bretterhaufen verſchwinden. Aber Herr Heinrich hatte ihn erkannt und rief ihn an: „Hallo! Haltet an, Heſſo! Was lauft Ihr vor Eurem Bauherrn davon, Werkmeiſter?“

Der Angerufene, eine ſtarke ſtattliche Männergeſtalt mit treuen Augen in dem gebräunten Geſicht, machte Halt, zog ehrerbietig, aber mißmutig den kurzrandigen Filzhut und erwiderte trübſelig: „Werkmeiſter ohne Werk: — Bauherr ohne Bau.“ Verſtimmt und verdüſtert entgegnete der Biſchof: „Nun — eine kurze Unterbrechung! Wird ſoviel nicht ſchaden! Bald dürft Ihr wieder hauen und hämmern laſſen hier, Meiſter Heſſo.“ Der Mann zuckte die breiten Achſeln. „Schade! Wir waren ſo gut im Zuge. Die Arbeiter willig und geſchickt. Nun haben ſich die beſten ſchon verlaufen. Und der Bau des neuen Münſters zu Sankt Johannis Ehren und des Stiftes in der Nordvorſtadt, der Hochvorſtadt, des Siechenhauſes und des Waiſenhauſes und der Schule! Alles unterbrochen! Warum? Weil kein Geld in der Kammer ſei, log der verfluchte Welſche. Aber am gleichen Tage hatte er Speere, Sturmhauben, Brünnen für die biſchöflichen Dienſtmannen gekauft und bar bezahlt bei dem Waffenſchmied Gericho im Eiſenhof! Als er nun mit ſeinen Lügen hier auf das Gerüſt trat und die Arbeiter ablohnte und fortwies, — gern hätt' ich ihn im Namen und zu Ehren der heiligen Petrus, Paulus und Stephanus herabgeworfen von den Balken.“ — „Geduld! ſag' ich Euch. Ihr müßt warten.“

„Ich kann warten. Aber die Waiſen, die Schulknaben in dem feuchten Loch am Main und die Siechen, die nun

auf den Gaſſen im Stroh liegen? Die können nicht warten, Herr Biſchof. Jedoch Speere und Brünnen für die biſchöflichen Dienſtmannen: — das eilte wohl! Uns bedroht ringsum kein Feind weit und breit!“ „Hört doch auf,“ mahnte Supfo. „Ihr ſeht — Ihr ſagt da . . . .“ — „Ich ſehe, der Herr Biſchof zürnt, aber ich ſage die Wahrheit! Und das Schlimmſte iſt — die Armen!“ „Wieſo?“ grollte Herr Heinrich. „Ihr Teil ward nicht angetaſtet.“ — „Nein, aber durch die plötzliche Einſtellung all dieſer — ſechs — großen Bauten haben doch recht viele Brot und Lohn verloren. Wohl waren viele Bauleute Unfreie des Stifts — allein gar mancher kleine Freie fand doch auch bei der Arbeit Lohn und Brot für Weib und Kind. Die hungern nun! Sind aus der Stadt gelaufen, rotten ſich zuſammen im Gau, ſtehlen und rauben.“ „Wie Wetter Gottes fahr' ich unter ſie,“ rief Herr Heinrich. „Ich will ſie! Wenn der Graf des Waldſaſſengaus ſchläft . . . .“ — „Er ſchläft nicht, der wackere Herr Gerwalt, aber er iſt fern, in Welſchland. Wißt Ihr das nicht, Herr Biſchof?“ „Die Bauten werden bald wieder aufgenommen, ſagt das den Leuten. Und den Gauräubern ſollen meine Ritter Hellmuth und Fulko den fehlenden Herrn Grafen mehr als erſetzen, das gelob' ich.“ Unmutig ſchritt er davon, ziellos, weiter gen Süden.

„Nichts für ungut, Herr Biſchof!“ rief ihm der Werkmeiſter nach. „Aber nehmt ſie bald wieder auf, Eure Bauwerke: ſind gott- und menſchen-gefällig.“ „Gott und Menſchen gefällig,“ wiederholte der Enteilende bei ſich. „Jawohl. Zweifellos. Und das Werk, dem ich dieſe Bauten geopfert, wird den Menſchen nicht gefallen. Und Gott? —“

Erregt haſtete er weiter, immer gerade aus nach Süden. Der treue Supfo hatte mit ſeinen klugen Augen ſchon bei

den erſten Worten des Baumeiſters das Gewölk geſehen, das aufſtieg auf der hohen Stirne Herrn Heinrichs. „Auch hinter dieſem Unheil ſteckt," brummte er, „— wie hinter allem! — Berengar. Ich muß den Herrn auf andere Gedanken bringen. — Ei ſieh da!" rief er. „Was verſchwindet da ſo fluchteilig, links, hinter dem Buſchwerk, vor dem Graben? Ich meine, ich kenne ſie, dieſe fliegenden Zöpfe mit den roten Bändern! Da könntet Ihr ſchon wieder ein gutes Werk thun, Herr Biſchof Heinzelein!" — „War der Burſche, der nach dem Maine zu davonſtob, nicht Gericho, ehedem meines Hellmuth Waffenträger, jetzt Waffenſchmied in dem Eiſenhof?" — „Jawohl! Und das hübſche runde Kind, das da entſprang, das war die braune Rosbertha, die Tochter des Bezzo, der da ein Gärtlein hat und eine kleine Verzapfung öſtlich vom Südthor." — „Hm! Was thaten die beiden da drüben?" — „Ei, was werden ſie groß gethan haben? Dort iſt ja der Ziehbrunnen des Wolfilo. Gericho hat wohl dem zarten Kind geholfen, den ſchweren Eimer heraufzuwinden." „Du mußt deinen Biſchof nicht anlügen, Supfilo," lächelte Herr Heinrich. „Zumal ich als junger Knab' zu Rothenburg auch wohl einmal hinter einem Ziehbrunnen ſtand. Der Eimer wartete ſchon ganz ruhig auf dem Brunnenrand. Aber der Burſche ſtand immer noch bei ihr hinter der Brunnenmauer. Recht nah ſtand er. Und hielt ſie, glaub' ich, an der Hand."

„Nun ja, ſoll er das arme Kind etwa in den Brunnen ſtürzen laſſen?" Herr Heinrich mußte doch wieder lachen. „Und welch' gut Werk hätte ich hier zu thun? Das Mägdlein verwarnen, den Burſchen ſchelten —?" — „Bewahre! Hilft ſo wenig wie bei Arn!" — „Und dem Vater Bezzo die Augen aufthun." — „Ja freilich! Aber nicht darüber, daß die beiden jungen Leute ſich gern haben, — ſo dumm, das nicht zu ſehen, iſt der Bezzo auch nicht!

— ſondern darüber, daß es ſündhaft iſt, das friſche junge Blut, ſtatt es dem hübſchen tapfern Gericho zu geben, dem alten Stedilo zu verkuppeln, dem reichen Büttner, nur weil er fromm und reich iſt, der dicke. Er hat nämlich nicht eine thatfreudige Frömmigkeit an ſich, ſondern eine feige, ſozuſagen eine muffige! Und nicht eine liebliche Rundlichkeit hat er: wie . . . . nun wie ſie Sankt Urban ſeinen Lieblingen gewährt, ſondern ſozuſagen: eine aufgedunſene, eine Wanſtigkeit. Ihr ſolltet . . . —" — „Supfilo, ich bin nicht junger Minne Feind und Verfolger. Nein, mich freut's, wenn treue junge Liebe ſiegt, — wenn ſolche wirklich lebt, außer in Fulkos Liedern! Aber du kannſt doch wirklich deinem Biſchof nicht das gute Werk auflegen, junge Maide wider väterliche Muntſchaft aufzuſtacheln!" — „Das wäre hier gar nicht mehr nötig. Nur ein wenig — ſtützen. Aber ich vertraue, der Alte lernt noch rechtzeitig friſches Mark und feiges Fett unterſcheiden." — — „Er ſah ſchon wieder recht ernſt darein," ſagte er nach einem raſchen Blick der hellen runden Augen zu ſich ſelbſt. „Ich darf ihn nicht ins Grübeln verſinken laſſen —" Er ſpähte ziemlich ratlos umher: da fiel ſein Blick auf einen Schwirreflug von weißen Tauben, die jetzt, bei ſtärker einbrechender Dämmerung des Brachmondtages, aus den nahen Feldern nach ihrer Heimſtätte flüchteten. Die lag in dem ſpitzen, hochragenden Giebel eines alten braunen, vielfach mit Moos geflickten Strohdaches: rechts, weſtlich von der großen Straße, die damals ſchon wie heute auf dem öſtlichen Mainufer flußaufwärts nach Süden führte. Dort fielen ſie ein: blendend blitzte dabei in den letzten Sonnenſtrahlen ihr helles Gefieder. —

„Dorthin!" dachte der Treue. „Frau Ute! Und Wartold mit ſeinen Blumen! Das wird ihm gut thun. Und ſie — das liebe, ſchlimme Kind! Und ein wenig

Ärger über den andern? — Ei was, wird ihm auch gut thun, ſo ein geſunder ſtreitbarer Ärger. — Und im geheimen mag er den Alten doch ganz gut leiden — noch aus der alten, das heißt der jungen, fröhlichen Zeit.“ Er begann nun: „Ihr ſolltet doch wieder einmal einſprechen da, — da vorn mein' ich, wo die Tauben einfielen, bei der alten Mutter Ute. Trägt ihr hartes Los ſo fromm! Aber manchmal ein wenig Troſt thut ihr doch recht wohl.“ — „Ja! — Und ein paar Worte Chriſtentums können nicht ſchaden in dem alten Hirtenhaus. Dem Heidenhaus! Iſt die letzte Trutzburg der halb vergeſſenen Unholde, an welche die Leute hier zu Lande glaubten, bevor Sankt Kilian ſie erleuchtete. Wohl, laß uns in Rados Haus gehen. Dort braucht's wirklich Seelſorge!“ „Wenn der Alte ſtill hält dazu,“ dachte Supfo. Aber er ſagte es nicht.

VI.

Rüſtig ausſchreitend hatten beide bald das Pfahlbürgerhüttlein erreicht.

Der ſtarke Wolfshund vor dem Zaun ſchlug an, wie ſie ſich von Oſten her dem kleinen Nebenpförtlein näherten: gleich darauf ſtob eilfertig zu dem großen Hofthor ein Reiter hinaus und verſchwand alsbald gen Süden im Staube der Straße. Herr Heinrich ſchaute ihm merkſam nach: er hielt die Hand vor die Augen: denn die jetzt wagrecht einfallenden Strahlen der Sonne blendeten ungeachtet des Schattenhutes; er ſah nur den Mantel des Reiters noch flattern. „Ich meine faſt, das war — auf ſeinem braunen Hengſt — mein Junker Hellmuth. Was

hat der hier zu ſuchen?“ Der Kellerer machte ſein ahnungsloſeſtes Geſicht: — der Frager ſah ihm nämlich ſcharf in die Augen. „Nun? Du weißt doch ſonſt gar viel von ihm — ſteckſt immer mit ihm zuſammen und mit dem luſtigen Provençalen.“ „Das macht: der ſteckt gern bei meinem Lauterwein,“ ſchmunzelte Supfo. „Aber Junker Hellmuth .... Kaum trinkt er noch! Und lachen hab' ich ihn ſchon ſeit unſer lieben Frauen Verkündigung nicht mehr hören.“ „Was ſucht der hier?“ wiederholte Herr Heinrich, nachdenklich. „Schon einmal traf ich ihn hier um die Wege. — Heda, halt, Rado!“ rief er dem Hirten im grauen Wolfsmantel zu, der des nahenden Biſchofs offenbar anſichtig geworden und gleichwohl befliſſen war, durch eine ſchmale Lücke im Zaun zu entweichen. Er pfiff ſeinem großen Hund und enteilte gar haſtig. „Komm, Giero!“ rief er alsdann, dieſem über den zottigen Kopf ſtreichend, wie das Tier auf der Straße in mächtigen Sätzen neben ihm her ſprang, „wir gehn zu Walde, zur alten Eſche ... zu unſerm wahren Herrn! Seit der Held von Rothenburg ein Geſchorener geworden! ...“

Der Biſchof ſchüttelte das Haupt: „er entläuft dem Hirten ſeiner Seele! In der Schlacht entlief er nie. Damals folgte er mir blind.“ „Und würde Euch auch heute gerne folgen in die Schlacht: — viel leichter denn in den Beichtſtuhl!“ meinte der Runde und ſchloß das Zaunpförtlein hinter dem Biſchof.

Gegenüber der Verwahrloſung und Unreinlichkeit, in welcher die Häuſer der geringeren Leute faſt ausnahmslos lagen, berührte in dieſem beſcheidenen Höflein das Auge gar wohlthätig die Reinlichkeit und Wohlgepflegtheit des ganzen Anweſens. Die Wieſenfläche vor dem Wohnhäuschen war durchſchnitten von ſäuberlich mit rotem Sand beſtreuten Wegen: daneben zeigten ſich in dem Gras ausge-

ſchnitten — regelmäßig mit der Schnur gezogen — bald längliche, bald kreisrunde Beete, in welchen Blumen, oft auch nicht deutſcher Heimat, glänzten und dufteten, während an dem gen Mittag gekehrten Holzzaun Spalierbäume von Edelfrüchten, ſorgfältig aufgebunden und liebevoll gewartet, nebeneinander in Reih' und Glied ſtanden.

Wohlgefällig wies Herr Heinrich ſeinen Begleiter darauf hin: „Welcher Fleiß! Welche Reinlichkeit! Leider ſelten bei unſern Gauleuten!“ „Ja, ja,“ nickte der Kellermeiſter. „Auch ganz leidlichen Wein züchtet der alte Wartold .... für einen Laien in der edeln Winzerei. Ein ungleich Brüderpaar. Der Gärtner gerade ſo ſanft, friedlich, fromm . . .“ — „Als Rado der Jäger — denn er jagt, fürcht' ich, mehr die Wölfe als er die Schafe hütet! — wild und rauh und unfromm. Muß einmal den Archidiakon über ihn ſchicken. Der iſt ſchärfer als ich. Mich erweicht immer das Gedenken an die alte Zeit. Aber Berengar mag ihn ....“ — „Laßt den beiſeite, lieber Herr. Der treibt die Leute leichter aus der Kirche denn hinein.“

VII.

Wie ſie unter ſolchem Geſpräch auf dem mittleren Sandweg gegen die Thüre der Wohnhütte vorſchritten, hüpfte ihnen etwas entgegen mit wehendem Gezöpf, gefolgt von einem desgleichen hüpfenden Hündlein, das gar luſtig bellte und mit dem ſtruppigen Schweif wedelte. „Kind,“ lächelte der Biſchof, und ſtrich über das wirre Haar der Kleinen, während ſie ihm ehrfürchtig die Hand küßte, „weißt du's wohl? ‚Das ſchlimme Kind' nennen ſie dich — alle.“ —

„Aber ſie haben mich doch gern — alle, hochheiliger Herr.“ — „Mir iſt, du biſt nicht ſchlimm. — Und ein Kind iſt ſie auch nicht mehr,“ ſprach er zu ſich ſelber. „Sollte vielleicht Junker Hellmuth . . . ? Doch nein! Den traf doch wohl ein andrer Pfeil! — Aber immerhin, laß ſehen. Mein fröhlich Vögelein,“ begann er wieder zu ihr, „hab' dich lange nicht geſehen. Haſt du keinen Wunſch?“ „Doch, lieber — hochlieber — nein — hochheiliger Herr Biſchof. Doch!“ ſprach ſie und ſenkte das blonde Köpflein. „Urgroßmutter befahl mir, Euren ſtärkſten Segen zu erbitten gegen . . . . gegen meinen argen Mutwillen, wie ſie's nennt.“ „Herr Heinrich, ſpart Müh' und Segen!“ lachte der Kellerer, der Kleinen in die volle Wange kneifend, „der den Mutwillen auszutreiben, — dazu brauchte es ſtärkern Exorcismus als ſogar der gelehrte Herr Papſt Sylveſter kennt. Was meinſt du ſelber, Hexlein?“ „Daß Ihr recht habt, kluger Herr Supſo,“ antwortete ſie ganz betrübt und kleinlaut. „Seht, es iſt ein Kreuz und ein Elend mit mir. Mein Mutwille, wie ſie's alle heißen — der iſt gerade wie — wie meines — Gott! wo iſt er denn jetzt ſchon wieder hin? — wie meines Schnufilos Fell vom Schnauzbart bis zum Zagel. Immer und immer kämm' und bürſt' ich ihn glatt und Schnuf verſpricht auch, er ſolle nun glatt bleiben: — und er ſchüttelt ſich und 's iſt alles beim alten und zottel-rauh-zottig, zum Fürchten! Heiliger Kilian,“ ſeufzte ſie, „ich weiß nicht, was in mir ſteckt. Aber es läßt mich nicht! Ich muß!“ — „Nun, was mußt du denn, Kleine?“ — „Lachen muß ich! In einem fort lachen! Vom Aufſtehn an, wann der Knecht ſo tölpiſch daher tappt mit den Waſſereimern bis zur Veſper, wann die Zicklein ſo närriſch geſprungen kommen von der Weide. Möchte oft gern ernſthaft ſein, — werde ſoviel geſcholten! Aber es läßt mich nicht! Seh

immer an allen Sachen und Tieren und Menſchen was zum Lachen!“ „So? Zum Beiſpiel auch an mir?“ forſchte der Biſchof. „Ei freilich!“ lachte ſie. So geſchwind kam die Antwort aus den kirſchroten Lippen, daß Herr und Diener mitlachen mußten. „Was? Daß Ihr Euren Abendgang mit dem Kugelmännlein da machen müßt, armer heiliger Herr, und ſtünd' Euch ſo gut zu Arm und Antlitz ein ſtattlich Ehgemahl. — Aber o weh, das — ich ſeh's an Euren Augen! — das iſt mehr zum Weinen als zum Lachen.“ „Wein und Kinder ſagen die Wahrheit,“ ſeufzte der Kellerer. — „Alſo den Segen für mich .... Herr Süpfelin hat recht! — er iſt doch wohl vergeudet — den möcht' ich umtauſchen ſtatt für mich — für einen andern.“ „So? Und für wen?“ forſchte der Biſchof ernſt. „Etwa für Ritter Hellmuth, der ſoeben mit Euch ſprach?“ „Der?“ lachte ſie. „Mit mir? Behüte! Kein Wort. Sieht mich gar nicht. Nur mit Ohm Rado raunt er immer heimlich. — Aber den Segen möchte ich haben für den, der mir — nach den Geſippen — aber gleich nach ihnen! der Liebſte iſt auf der ganzen Welt. Seht Ihr. Da kommt er. Dort links!“

Argwöhniſch, wenig erfreut drehte ſich der Seelſorger um und ſpähte ſcharf nach links. „Seht, meines Herzens Schmuſilo! — O gnadenreiche Jungfrau, wie ſchaut er wieder aus! — Voll Schmutz, und blutend am Mündlein. — Jetzt hat er ſchon wieder gerauft mit des Nachbars großem Kater! Meint Ihr, Herr Biſchof, er läßt es? Nein! O den ſegnet mir. Er hat ſoviele Verfolger und Unterdrücker unter den Bürgerſchweinen und Bürgerhunden und den Beißkatern. Er kommt oft heim, zerzauſt und zerriſſen und blutend, wie die heiligen Märtyrer im Sankt Burchhard drüben in der Kapelle auf dem ſcheußlichen, greulichen, heiligen Bild! Ich bitt' Euch um

Euern kräftigſten Hundeſegen. Iſt er doch mein herzallerliebſter Schatz!“ ſchloß ſie ſeufzend.

Herr Heinrich hatte die Stirn in Falten legen wollen, aber — „es ließ ihn nicht“: — er mußte lächeln, wie er der hübſchen Kleinen heiligen Ernſt und des wirrhaarigen Köters Liebesblick zu ihr empor aus den ringsumzottelten Augen gewahrte. „Möge er noch lange dein Herzallerliebſter bleiben und du noch lange die ſchlimme Fullrun,“ ſprach er freundlich und ſchritt fürbaß. Supſo verweilte noch bei der Verdutzten: „einen Hundeſegen, tolle runde Runel, holt man nicht beim Herrn Biſchof, ſondern von . . . einem andern Jäger. Frage nur Rado — aber ja nicht die Urmutter!“ „Behüte! Weiß ſchon!“ lachte ſie, „komm, Schnufelſchatz!“ und ſie ſprang davon in hohen Sätzen, daß Zöpflein und Röcklein flogen, bis Schnufilo ſie zornig bellend daran fing und feſthalten wollte. Aber ſie ſchleifte ihn nach und lachte, daß es ſchallte. Der Kellerer ſah ihr nach: „Und das — das! — ſoll der liebe Himmelsherr demnächſt zu Zunder und Aſche verbrennen? Er müßte ſich ja ſchämen! Nein. Unſer Herrgott hat das Herz am rechten Fleck — trotz unſereinem. Ich mag's nicht von ihm glauben!“

VIII.

Wie nun die Beſucher dem Hüttlein unter dem Moosdach ſich näherten, öffnete ſich die niedere Thür und heraus trat eine ſehr alte Frau, geſtützt auf ihren auch ſchon betagten, aber noch vollrüſtigen Enkel. Die Züge der Greiſin waren immer noch ſchön — ſo friedlich waren ſie!

— und das ſilberweiße Haar ſtand ihr gut zu den roſigen Wangen. Dieſe zarte Geſichtsfarbe und das Milde in den Mienen und im ganzen Weſen hatte der Enkel von ihr geerbt.

„Dort ſteht der hochehrwürdige Herr Biſchof, dort, zur Rechten, Großmütterlein!“ mahnte der Führer, indem er den aus Mainſchilf geflochtenen Flachhut, wie ihn in der heißen Zeit während der Arbeit in den Weinbergen die Winzer trugen, demütig abnahm. „Dank Euch, Herr Biſchof, daß Ihr auch die Hütten der Geringen aufſucht. Ihr ſeid wie des lieben Herrgotts Sonne! Die grüßt und erfreut auch nicht bloß, was ihr ſtolz das hohe Haupt entgegenrecken mag, — auch das geringe Blümlein ſucht ſie ſegnend auf, das ſich beſcheiden duckt am Raine.“ Der Biſchof nickte ihm freundlich zu: „Ich fand ſchon oft, wer viel mit Blumen und Pflanzen zu thun hat, deſſen Seele wird ſanft und ſinnig.“ Er faßte jetzt die Hand der Alten: „Nun, Mutter Ute, wie ſteht's? Ihr tragt Euer ſchweres Los ſo lang — ſo lange ſchon! — mit echt chriſtlicher Geduld.“ — „Ach, gütiger Herr Biſchof, es iſt nicht ſchwer, wenn man nur einen recht feſten Glauben hat. Und den, ſeht, — den hab' ich! — Und daß ich ihn habe, — das dank' ich auch — Ihm!“ — „Gott dem Herrn!“ „Mag wohl ſein,“ erwiderte die Greiſin zögernd. „Will gewiß nicht nein ſagen. Der Herr mag es wohl meinem armen Konrad auf die Lippen gelegt haben, bevor er ſtarb.“ — „Euer Mann! Was hat er Euch geſagt damals? Er ſtarb', mein' ich, in derſelben Nacht, da Ihr, da die Ungarn —“ — „Ganz recht, Herr Biſchof! Hunnen nannte man ſie. Bald ſind's nun ſiebzig Jahre.“ „Siebzig Jahre blind!“ ſeufzte der Kellerer mitleidig. „Ja, das war noch unter Biſchof Dietho,“ fuhr die Alte fort, immer lebhafter redend in dem Eifer der

Erinnerung und wiederholt mit der Hand über ihr dichtes weißes Haar ſtreichend. „Damals war noch Sankt Burchhards heiliger Leib nicht erhoben. Da war der Graben um die Stadt noch nicht gezogen, noch nicht einmal der Pfahlhag war ganz fertig geworden. Wir wohnten in einem Hüttlein dicht hinter dem Pfahl im Oſten der Stadt am dürren Bach. Mein Mann, ein Freigelaſſener des Bistums, war gar geſchickt, mit Axt und Stemmeiſen zu bauen und zu zimmern; er war vom Knaben auf im Biſchofshaus als Zimmerer verwendet worden, hatte daſelbſt gar frommen, frommen Sinn gewonnen und nun hatte ihm vor Jahr und Tag der Herr Biſchof Dietho das Hüttlein am dürren Bache zur Leihe gegeben, damit er mich heiraten konnte: ich war Magd von Sankt Andreas, wie man damals ſtatt Sankt Burchhard noch ſagte. Ich hatte meinem Konrad gerade ein paar Nächte vorher Zwillinge gebracht: — einen Knaben und ein Mägdlein. Wir waren ſo glücklich! Auf einmal — in der Nacht — ein Gejohle, wie wenn der Höllenwirt tauſend böſe Geiſter losgelaſſen hätte! Konrad ſpringt ans Fenſter — das war offen: denn warmer Sommer war's, wie jetzt — ‚Helft' rief er, ‚Sankt Kilian, Sankt Koloman und Sankt Tetnan!' — Rings Feuer! Rings Flammenſchein! Des Nachbars Hütte zur Rechten brennt lichterloh! Und in dem Flammenſchein Hunderte von Teufeln und Unholden, zu Roß, zu Fuß, ſchreiend, jauchzend, mit Äxten an die Nachbarhöfe zur Linken, auch ſchon an unſere Hausthüre ſchlagend. ‚Das ſind die Hunnen!' rief mein Konrad, ſchloß raſch den Laden und griff nach einem Beil. Wie aus dem Abgrund aufgeſtiegen, ſo plötzlich waren ſie da. Schon brannte auch unſer Heim, das Strohdach und die rechte Holzwand! Aber hinaus? Wehe, wir ſahen durch die Ritzen des Ladens, wie die Unholde da draußen die

Weiber, die Kinder, die aus den brennenden Hütten flüchteten, griffen und in ihre Lanzen oder zurück in die Flammen warfen.

So blieben wir an dem Herd zusammengedrängt, mein Kurt das Mägdlein, ich den Knaben im Arm und beide schreiend zu Gott und den Heiligen. Da plötzlich — von oben her — ein Krach und eine Lohe über uns hin! Der Firstbalken war gerade auf uns herabgestürzt, über meine Augen ein brennender Span. Das that weh, Herr Bischof! Noch spür' ich's, denk' ich daran. ‚Kurt,' gellte ich in grellem Schmerz, ‚wo bist du, ich sehe dich nicht.' ‚Hier,' stöhnte er, ‚ich sterbe, arme Ute.' ‚Wo? Wo denn?' schrie ich und tastete nach ihm. Ach — ich sah ihn nicht mehr — ihn nicht und nichts mehr auf Erden. Er merkte es bald: ‚Utelein,' sprach er, ‚liebes Weib, schönes Weib' — so sagte er, Herr Bischof: O ich hab' mir's seither vorgesagt tausend, tausendmal! — ‚das Mägdlein an meiner Brust ist tot, zerschmettert. Und ich — ich muß sterben. Aber der Knabe in deinem Arm ist ganz unversehrt. Du — glaub' ich — siehst nicht mehr ganz gut. Das ist hart! Aber sei getrost: der Himmelsherr hat's so gewollt. Und horch — es wird schon stiller draußen — die Hunnen haben sich verzogen'. ‚Blind!' schrie ich. ‚Blind fürs Leben? So soll ich niemals dein helles Antlitz wiedersehen?' ‚Du vergissest, liebes Weib,' sprach er sanft, ‚ich muß jetzt sterben. Aber dereinst, wann auch du stirbst, dann wirst du wieder sehen. Im Himmelreich da oben, bei dem milden Gott, giebt es keine Lahmen, Krüppel und Blinde: dort ist lauter Vollkommenheit: erst gestern hat's der Herr Bischof gepredigt im Dom. Also sei ganz getrost! Kommst du zu sterben, wirst du sehen, wirst du mich wiedersehen. Mit dem Mägdlein auf dem Arme schweb' ich dir aus den Wolken entgegen und hole

dich ab aus der Not und der Nacht der Erde in das ewige Licht. Leb' wohl! Gewiß iſt's wahr — glaub' mir — du wirſt mich wiederſehen, wann du ſtirbſt.' Das war ſein letztes Wort.

Bald darauf gruben mich die Reiſigen des Herrn Grafen und die Dienſtmannen des Herrn Biſchofs — die Hunnen waren hinweggeſtoben, nachdem ſie die Häuſer vor der Mauer verbrannt — aus dem noch qualmenden Schutt, mich und den unverletzten Knaben und ach! die beiden Toten. — Und nun leb' ich und zehr' ich bald ſiebzig Jahre von dem letzten Wort meines Konrad. Ich glaube an ſein Wort wie an Gottes Wort ſo feſt."

Gerührt ſprach der Biſchof: „Gott der Herr hat dich geſegnet, arme Frau, in deinem Elend durch deinen Glauben." „Ja, Herr, da ſprecht Ihr wahr," beſtätigte ihr Enkel, ſich aufrichtend: er hatte ſich gebückt, die Schnecken von ſeinen Blumen abzuleſen und auf dem Sandwege zu zertreten. „In aller Not hat ſie dies Wort aufrecht erhalten. Und es ging ihr früher doch oft recht übel." „Nicht Schuld meines braven Sohnes Konrad," fiel die Alte eifrig ein — „und ſeines lieben Weibes: Gott lohnt ihnen längſt ſchon beiden in der lichten Himmelsaue! Und auch wahrlich nicht, ſobald die irgend eine Arbeit leiſten konnten — meine beiden Enkel. Denn darin muß ich den Schwarzen loben wie den Blonden — ſo ungleich ſonſt ſie geartet ſind, die ſeltſamen Brüder. Auch mein Rado — . . . wo iſt er? ich höre ihn nicht —?" — „Zu Walde gegangen, Großmutter." „Schon wieder!" ſeufzte die Greiſin. „Das iſt ſein Unſegen! Weiß Sankt Kilian, immer in den finſtern, verrufenen Grafenwald! Böſe Geiſter ſollen dort hauſen" — ſie bekreuzte ſich Stirn und Bruſt — „der wilde Jäger hetzt ob ſeinen Wipfeln und jagt die Holzweiblein darin mit lautem Huhu, Huhu. Bald als

Hirt, bald als Jäger, bald als Köhler, aber immer in jenem Wald macht er ſich zu ſchaffen. Schon vom Knaben auf! Seine Mutter — will ſie ſonſt gewiß nicht ſchelten! — iſt ſchuld daran: ſie erzählte ihm viel, viel mehr vom wilden Jäger und vom bergentrückten Kaiſer und von Waldſchrat und Rauchrieſ' und Drachenrieſ' als von den lieben Heiligen. Aber was er früher im Waffendienſt der Rothenburger verdiente und was er ſpäter hier im Hirtendienſt der Bürger erarbeitete, — alles brachte er mir, der Schwarze wie mein Blonder — wie ihr Vater ſie nannte. Aber der Blonde iſt immer gern bei mir geblieben."

„Nun, Großmütterlein, jetzt ſind wir ſchon lange beide grau. Und es iſt doch nicht mein Verdienſt, daß es mich von Kind auf mehr freute, hier im Gehöft zu bleiben, das die Bürger dem Vater als Gemeindehirten zur Erbleihe gegeben und dies Gärtlein anzulegen und meiner lieben, lieben Blumen zu pflegen und an den Zäunen des Edelobſtes und der Reben." — „Er hat eine ſo glückliche Hand, mein Wartold. Alles gedeiht unter ſeinen geſchickten, geſchmeidigen Fingern . . ." „Der Herr hat ſie ihm geſegnet, dieſe Hand," ſprach der Biſchof, „die ſo getreulich die blinde Ahnin geführt hat." „Aber auch Rados Hand!" fiel der Gärtner eifrig ein. „Wohl iſt ſie härter als die meine hier, aber ſtärker und ſicherer. Er trifft den fließenden Fiſch im Main! Und Bär, Luchs und Wolf, ſie kennen ſeinen Speerwurf gut." „Wie weiland Saracenen, Wenden und Welſche," nickte Herr Heinrich. „Aber die Heiligen ſchlecht ſein Beten!" „Zürnt ihm nicht, Herr," bat Wartold. „Lieber Gott," raunte Supſo ungeduldig, „ich kenne einen, — einen Seelenhüter, nicht bloß Gemeindehüter — der hat die längſte Zeit ſeines Lebens auch viel lieber den Auerhahn im Buchenwald balzen als den Pfaffen im Dom Meſſe ſingen hören." „Und nun geht ja doch bald alles

zu Ende, Gott sei Dank," erinnerte Frau Ute. „Da gönnt ihm doch noch sein bischen Jagen." — „Meint Ihr, gute Frau? Noch hat sich die heilige Kirche nicht ausgesprochen über jenen Glauben." „Herr Bischof," fragte Wartold, sehr ernsthaft, „was meint Ihr? Giebt's im Himmelreich auch Blumen?" Herr Heinrich schwieg verdutzt einen Augenblick. „Das . . . . das hat mich noch kein Mensch gefragt! Und ich mich selber auch nicht! — Blumen? — Weiß nicht! — Aber ja! Doch wohl! Palmen, Palmen für die Märtyrer." „Ach, die wachsen nicht bei uns," klagte Wartold ganz betrübt. „Hab' sie immer nur gemalt gesehen in den Kapellen. Von denen hab' ich kein Verständnis; werde sie am Ende zu trocken halten," schloß er nachdenksam. „Die Wipfel in Glut, die Wurzeln in Wasser taucht die Palme," so lehrte mich der Araber, den Ihr eine Weile hier als Geisel gehalten." „Nun, Gärtner, verzagt mir nur nicht," lachte Herr Heinrich. „Eben fällt mir bei: auch Lilien brauchen sie da oben für die Jungfrau Maria. Und um die Stirnen der Seligen zu kränzen. Und auch Engelein sah ich zu Rom im Sankt Peter auf Goldgrund fliegen, — die trugen weiße Lilien in den Händen." „Eia, Eia!" rief der Alte vergnügt und rieb sich die Hände in heller Freude. „Gott lohn' Euch dieses Wort, Herr Bischof! Lilien! Lilien, sagt Ihr? Nun seht: das sind ja gerade meine Lieblinge. Und ein klein wenig," nickte er lächelnd, „ein klein wenig verstehe ich mich auf deren Pflege! Habe dafür am meisten Geschicklichkeit. — Oder Gnade von Sankt Gertraud, will ich sagen. Seht nur, frommer Herr Bischof, dort das runde Beet. Zwei neue Arten! Haben hier zu Lande noch nie geblüht. Die eine — die weiße — gefüllt! Und die andre — die feuerrote — noch viel süßer duftend als die weißen! Ein Freund von mir, der Klostergärtner von

Herrieden, der ſeinen Abt auf einer Pilgerfahrt nach Rom begleiten durfte, brachte mir die Zwiebeln mit aus einer welſchen Stadt: — die ſoll nach den Blumen benannt ſein: ach dieſe Stadt möcht' ich wohl geſehen haben! Aber nun iſt's zu ſpät. Seht nur, wie ſie gedeihen! Und noch ſchönere hab' ich in dem Neubruch, den ich angelegt — weiter gegen die Stadt und den Main hin, die ſolltet Ihr mal ſehen!" „Der Alte hat eine Liebe zu den unnützen Stingel-Stengeln," brummte Supfo, „als wären's wirklich Reben vom Stein!"

„O, Herr Biſchof," fuhr Wartold fort und faltete die Hände, „komme ich — Unwürdiger! — doch etwa in den Himmel . . . —" „Er iſt dir ſicher, ſchon wegen des vierten Gebots," ſprach die Blinde. — „Dann legt ein gutes Wort für mich ein bei Eurem Amtsbruder, Sankt Petrus — der hat ja doch wohl das Ganze des himmliſchen Hausweſens unter ſich, nicht? Ich meine: die Vergebung der Ämter zu Lehen! — Bittet, daß ich ſein Gärtner . . . , ach ſo, wegen der Palmen? Nun, die werd' ich mir wohl auch anlernen können! — o wenn ich nur ſein Gärtnergehilfe werden darf. Ewiglich der Lilien pflegen, wie ſelig!" Und ſeine ſanften blauen Augen leuchteten ganz verklärt. „Sancta simplicitas!" ſprach Herr Heinrich gerührt zu ſich ſelber. „Mir iſt, dieſem reinen Herzen iſt der Himmel gewiſſer als mir." „Soll ich einmal ſelig werden im Himmel — aber es eilt nicht, gar nicht!" — raunte Supfo — reiß' ich ihm die Lilien aus und ſetze Leiſtenſchößlinge!" — „Wenn nur dein wilder Bruder," warnte Herr Heinrich, „nichts Ähnliches wünſcht wie du: zwar nicht ewig gärtnern, aber ewig jagen!" „Sankt Kilian ſchütze ihn," rief die Alte, „vor ſolch' frevelem Wort! Da müßte er ja dem wilden Jäger folgen immerdar."

Der Biſchof wandte ſich zum Gehen; vorher aber zog er noch ein Geldſtück aus ſeiner ledernen Gürteltaſche, reichte es dem Alten und ſprach: „Da! Nimm! Ich kaufe dir all' deine Lilien ab. Das heißt: — erſchrick nur nicht! — alles ſoll dein eigen bleiben: Beet und Zwiebeln und Stengel und Blätter und Blüten —" — „Ja, aber was — was iſt denn dann die Ware, die Ihr kauft?" — „Du ſollſt mir nur, ſoviel ich davon brauche, an Sonntagen zum Schmuck des Hauptaltars des Domes liefern. Biſt du's zufrieden?" — „Gewiß, Herr! Welche Ehre für meine Blumen! Meine Fullrun ſoll ſie Euch immer, friſch geſchnitten, bringen. Aber — es iſt des Geldes ja viel zu viel. Und für ſo kurze Zeit! Wie viele Wochen wird denn die Welt noch ſtehen?" „Es iſt zum Lachen," ſchalt Supſo in ſich hinein. „Sie glauben feſt an die Dummheit." — „Nun, für ſo lange eben gilt der Handel, als die Welt, der Dom und die Lilien noch ſtehen." — „Gut, gut. Aber . . . ." — „Noch ein Bedenken, Alter?" — „Wenn der jüngſte Tag an einem Sonntag gerade hereinbricht . . . ?" — „Nun, was dann?" „Dann," rief der Greis tief erregt, „dann geht der Himmel Euerem Altare vor! Die letzten, die ich hier gezogen, die nehm' ich mit hinauf, die Stirnen der Seligen dort oben damit zu ſchmücken. Zumal Eine Stirne . . . !" Die Stimme verſagte ihm: — die blauen Augen wurden feucht. „Nun, Wartoldchen, mein Junge, nun!" tröſtete die Blinde. „Mußt nicht weinen! Siehſt ſie ja nun bald wieder, Friedlindis, deine gute Frau! Haſt ſie nicht ſo lange entbehren müſſen wie ich meinen Kurt. Sie ſtarb, nachdem ſie ihm das liebe, ſchlimme Kind geboren. Sind erſt fünfzehn Jahre. Da thut ſo was noch heiß und bitter weh!" „Sind erſt fünfzehn Jahre," wiederholte Herr Heinrich tonlos, „da thut ſo was noch heiß und bitter

weh. Ach, und er hat nur ihren Leib, nicht ihr Herz verloren!“ brütete er ſtill weiter. „Und kann der Mann ein Weibesherz verlieren, das er einmal beſeſſen? Weh, ich bilde mir nur ein, ich hab's verloren. Sie hat kein Herz. Oder ich hab's nie beſeſſen.“

„Was iſt Euch, Herr Biſchof?“ fragte die Blinde. „Ihr leidet! Ich hör's! Ihr atmet ſo ſchwer.“ Supfo zupfte ſie am Rock, ſie möge ſchweigen.

Aber Herr Heinrich hatte ſich ſchon wieder emporgerafft: „Lebt wohl, ihr guten Leutchen. Bald komm' ich wieder zu euch. — Friedlich iſt's bei deinen Blumen, Wartold. Ich will beten für euer Heil im Himmel. Betet ihr für meinen Frieden — auf Erden! Komm, Supfo! Nach Hauſe! In die Einſamkeit.“ Und haſtigen Schrittes eilte er aus dem Garten.

IX.

In einem dem Biſchofshauſe benachbarten und dem Bistum gehörigen Hofe hatte ſchon Herrn Heinrichs Oheim und Vorgänger Edel, unter der Obhut der Frau Malwine, einer alten verwitweten Dienerin des Rothenburgſchen Hauſes, geborgen; der jetzige Biſchof hatte ſie hier belaſſen und Minnegard während ihres Beſuches am Main bei ſeiner Schutzbefohlenen — ihrer Freundin — untergebracht, bis die künftige Nonne in einem Religioſenhauſe von frommen Schweſtern am Nordthor in Empfang genommen und für den Eintritt in ein eigentliches Kloſter vorbereitet werden ſollte: das hatte ihr Herr Heinrich als nahe bevorſtehend angekündigt.

Ziemlich trübſelig daher erwartete ſie an dieſem Abend

in der ſchmuckarmen Kemenate des ſchmalen Holzhauſes den Ohm zum Nachtmahle.

Statt ſeiner erſchien der Kellerer mit einer Abſage: „Der Herr Hezilo iſt von einem Rundgang ganz weich- und wehmütig nach Hauſe gekommen,“ meldete der Treue kopfſchüttelnd. „Er hat als Abendſpeiſung nur trocken Brot und Waſſer beſtellt; ich ſollte es ihm in die Bücherei tragen. Das Brot bracht' ich ihm ganz gehorſam. Das Waſſer aber? Ich ſchickte es ihm durch den Brunnenmeiſter und ließ ihm ſagen, biſchöflicher Keller führe das Gewächs nicht! O das bedeutet wieder einmal eine zu durchwachende Nacht! Er geht jetzt wieder auf und nieder, auf und nieder, und ſummt dazu — aber nicht ein Gebet! Die erſte Zeile hab' ich erlauſcht: 's iſt, glaub' ich, aus einem alten Liede, das der Junker von Yvonne einmal vortrug:

‚Nicht Feuer und nicht Gift im Blut —‘

aber das andere hab' ich nicht verſtanden. — Vielſchöne Jungfrau Minnegard,“ rief er näher tretend, „ich ſag' Euch: wenn das noch lange ſo fortgeht, dann geht's nimmer lang ſo fort! Er ſchläft nicht mehr, er ißt nicht — das, glaub' ich, hat er nie gelernt — er trinkt nicht mehr! Und wenn nun vollends auch Ihr noch uns verlaßt! Dann weicht von uns der letzte Sonnenſtrahl. Über Euch und Eure Schalkheit hat er doch noch manchmal gelächelt mit ſeinem lieben, feinen, ſonſt ſo traurigen Mund. Wer ſollte auch an Euch nicht ſeine helle Freude haben!“

„Ja, mein treues Supfolein,“ ſeufzte das ſchöne Mädchen und trug von dem ſäuberlich von ihrer Hand gedeckten Tiſch des Biſchofs ſilbernen Teller und goldenen Becher hinweg und ſtellte ſie, ſich zierlich auf den Zehen reckend — „wie ſteht ihr alles ſo anmutig!“ dachte Supfo dabei — auf das vorſpringende Kruggeſims an der lindengetäfelten

Wand. „Ich weiß es wohl, — Ihr habt mich lieb gewonnen in Eurem treuen Herzen und in Euren klugen Gedanken, — soviel der Oheim und der Wein Raum darin leer gelassen haben. Bitte, gießt ein wenig Öl aus jenem Krüglein auf die Ampel — aus Byzanz, Geschenk von Frau Theophano, nicht wahr? Die hätt' ich gern gesehen. Denn ich meine immer ....! Nicht wahr, sie war arg-schön?" — „Schöner vielleicht sogar als Ihr, und das heißt was! Aber nicht so anmutvoll. So mehr wie die marmornen Göttinnen in Rom." — „Sie soll aber gar nicht von Stein gewesen sein, die üppige junge Witwe, wenigstens nicht gegen ...! — Ach, wer doch von Stein wäre! Glaubt Ihr, herzgescheiter Mensch, ich gehe gern von Euch und mit Vergnügen in das Kloster?" „Ist ein Schandfleck für alle deutsche Jugendschaft!" schrie der Dicke und ward rot im Gesicht. „Hei, wär' ich ein Junker wie wir hier zwei oder drei herumstolzieren haben: — auf dem Wege zu den Schmachtnonnen, ja noch hinter dem Kloster-gitter hervor würd' ich Euch retten. Für Euch selbst und für ...." — „Am Ende gar für Euch selbst? Hört, Ihr werdet ganz gefährlich in Eurem Mitleid! Ich rufe mir Aufsicht herbei — und was für gestrenge! — komm, Edel, komm heraus. Erscheine, du Heilige, und hilf mir wider die Anläufe dieses dicken Dämons. Wir armen Jungfräulein müssen wieder einmal allein zu Abend speisen." „Die?" flüsterte Supfo. „Ja, die vertreibt mich. Denn Junker Hellmuth ist mir nah ans Herz gewachsen. So blond, so schön und so widervernünftig!" Und er verschwand.

X.

Nachdem der Ruf ohne Erfolg blieb, ſchlug die Braune den dunkelroten Vorhang zurück, welcher das Nebengemach zur Linken abſchied.

Da erblickte ſie im trüben Dämmerlicht einer Hängeampel die Freundin auf dem Betſchemel knien, die ſchmalen, langen, weißen Hände gefaltet zu brünſtigem Gebet vor einem dunkelfarbigen Kreuz; das ſtammte aus Jeruſalem; Herr Heinrich hatte es aus Monte Caſino mit heimgebracht. Raſch erhob ſich nun die Beterin, ſtrich ihr tiefblaues langfaltiges Gewand zurecht und trat in das Vorderzimmer; mit leiſem Kopfſchütteln empfing ſie Minnegard. „Der Biſchof kommt nicht," ſeufzte ſie. „Und alſo auch nicht das junge Geleit, das er manchmal mitbringt." „Deſto beſſer," erwiderte Edel, die ſchönen dunkeln Brauen zuſammenziehend. „Du denkſt nur an dich," meinte die andere und öffnete einen in der Wand angebrachten Verſchlag, Schüſſel und Teller daraus hervorholend. „Vergieb!" bat Edel weich. „Es war ſelbſtiſch." Sie griff nach der Freundin Hand, ſie half ihr, die Teller aufſtellen. „Glaube nur, ich gönne dir von Herzen das Vergnügen, das dir der Ritter von Yvonne zu gewähren ſcheint. — Ich gönn' es dir, — obgleich ich es beklage." — „Jetzt . . . . erſt ſetze dich, Edel! Wir wollen unſer Nachtmahl nicht verſäumen! Iſt doch morgen ohnehin ſchon wieder Faſttag! Weil an dieſem Tag vor vielen hundert Jahren irgendwo ein ſehr heiliger Mann — wer kann ſich alle merken! — geboren oder geſtorben oder ‚transferiert' worden iſt. Komm! Greif zu! Der kalte Rehbraten wird dir munden, — du wirſt ihm nicht anſchmecken, daß der verhaßte Fulko den Bock erlegt hat. Sage nur, weshalb du wie auf —

den andern — o! ich nenne ihn nicht! — auch auf den fröhlichen Singemund deinen Groll geworfen haſt?“ — „Ich trage dem Ritter Fulko keinen Groll.“ — „Aber er mißfällt dir?“ „Doch nicht! Denn bei allem Übermut iſt er . . . .“ ſie brach ab. — „Warum dann beklagſt du, daß ich ‚Vergnügen‘ — wie du das nannteſt — an ihm finde?“ — „Warum? — Weil ich fürchte, holde Thörin, es iſt weit mehr als Vergnügen, mehr als Scherz.“ „Und wenn es Ernſt wäre?“ erwiderte Minnegardis ſehr raſch. — „O liebes Herz! Das eben fürchtete ich, — ſah ich. Bedenke doch! Wie ſoll das enden? Du — im Kloſter. Und im Herzen das Bild eines Mannes! Haſt du das wohl je bedacht?“ Da ward das ſchöne Geſicht des heiteren Mädchens plötzlich ſehr ernſt, — der edle Ausdruck ließ ihr doch noch viel beſſer denn der Mutwille! — und ſie antwortete nachdrücklich: „Ja, Edel, ich hab’ es bedacht. Oft, lang und tief. Sieh, dieſer Gedanke iſt mein Halt, er iſt mein Troſt, er iſt mein einzig Glück. Mögen ſie mir ein Geſchick aufnötigen, dem ich widerſtrebe mit Leib und Seele: — nur den Leib doch können ſie einſperren und zwingen, die Seele nicht! Und muß ich aller andern Lebensfreuden darben, nach denen ich — ach! ſo lechzend heiß begehre — das Eine Glück —, es iſt mir ja zu gönnen, das bloße Glück der Gedanken! — können ſie mir nicht rauben: das Glück, ſein liebes, ſchönes Bild tief in der Bruſt zu tragen, das Glück, ihn zu lieben und — o ich weiß es! — heiß von ihm geliebt zu ſein. Und Heil mir! Er iſt es ſo voll wert, daß ich ihn liebe!“

Da ſchluchzte plötzlich Edel laut auf: ſtrömende Thränen brachen aus ihren Augen, ſie ſchlug beide Hände vor das blaſſe, ſchmale Antlitz, bog das Haupt dicht an die Stuhllehne zurück und ſeufzte: „Du Beneidenswerte!“

Erſchrocken ſprang Minnegard auf: nie hatte ſie ſolchen

Ausbruch des Gefühls erlebt bei der ſo ſtreng verhaltenen, bis zur Härte und Herbheit ſpröden und ſcheinbar ſo kühlen Freundin. „Edel, mein Liebling!“ rief ſie, kniete ſich zu ihren Füßen auf das Bärenfell des Eſtrichs und umſchlang mit beiden Armen die ſchmalen Hüften. „Was iſt dir? O ſprich! Wirf endlich dieſes ſtarre, ſtolze Schweigen ab! Es ſchmerzt ja doch dich wie — wie mich! Vertrau' dein ſtummes Weh meinem treuen Herzen! Sprich es aus! Es wird dir gut thun! Sieh, ich ahne ja doch ſo manches! Hab' ich doch wochen- und monatelang gelebt neben dir und —“ „Nenn' ihn nicht!“ brachte die Ringende ſchwer aus den halbgeſchloſſenen Zähnen hervor. „Hab' ich's doch mit angeſehen, wie — allmählich! — ſogar deines allzuſtolzen Herzens Eisrinde endlich ſchmolz. Iſt auch wahrlich kein Wunder! Iſt er doch ....“ — „Lob' ihn nicht! Es iſt all' nicht wahr! —“ Bitter, ſchmerzlich kam das heraus. „Ach was! Wohl iſt's wahr! Er iſt — leider Gottes: er war! — der freudigſte junge Held (— in Blond! —), den man ſich träumen konnte, wenn man nicht lieber von — was Braunem träumte. Wie lobte ihn der Biſchof! Und auch dir gefiel ſein ritterlich Weſen. Er taugte ſo gut zu deiner ſtummen, ſtolzen, ehernen Art. So gut zu dir — wie — — ein anderer zu meiner Weiſe. Und zuletzt — unnahbar wie du biſt — du nahmſt es an, ſein edel zurückhaltend, zartes Werben!“ — „Edel zurückhaltend — zartes — Werben!“ Sie riß die Hände von dem Geſicht, ein funkelnder Zornblick ſchoß aus den grauen Augen, die Flügel der feinen Naſe zuckten. „Bis auf einmal — nach jenem Stechen zu Worms! — O wie ihr daher zurückkamt! — Er vom Tage ſeines höchſten Ruhmes wie ein weidwund geſchoſſener Edelhirſch. Und du — wie jene zürnende Göttin der Jagd, von der uns Fulko verdeutſchte aus Meiſter Ovidius.

Und wie hängt er noch immer an jedem Blick deines Auges, ſo grauſam auch du mit ihm umgehſt! Mich wundert, daß dich ſeiner nicht erbarmt. Bedenke! Wenn wirklich die nächſte Sunnwend' ein Ende macht mit uns allen . . .!"

Da flog ein leichtes Erbeben über Edels feine Geſtalt: ihre Züge wechſelten den Ausdruck: an Stelle des Zornes trat ein Etwas wie Wehmut, wie Trauer: die Kluge erſah das und fuhr eifrig fort: „Wodurch immer er deinen Zorn gereizt hat, — willſt du unverſöhnt mit ihm hinübergehen in die Ewigkeit?"

Edel ſchwieg und ſchlug die langen Wimpern nieder.

„Willſt du, Grimm und Groll im Herzen gegen ihn, der dir ſo ganz ergeben, vor den ewigen Richter treten, vor Chriſtus, der ſeinen Mördern ſelbſt vergeben hat? O Edel — ich überraſchte dich — nicht das erſte Mal! — im Gebet: wenn du denn ſo fromm biſt: wie lehrte uns der Heiland beten? ‚Gleich wie wir vergeben unſern Schuldigern.' Was immer du gebetet haſt, — das Rechte — dies Gebet! — du haſt es nicht gebetet!" — „Ich . . . ich betete — wie ſchon ſo oft! . . . . für ihn!" — „Edel! — Wie gut du biſt!" — „Nein, nein! Hoffart war mein Gebet: — ich ſehe es jetzt ein! Ich fühlt' es bei deinen wahrhaft frommen Worten. Ich betete immer nur . . ." — „Nun, was?" — „Gott möge ihm ſeine Schuld gegen mich verzeihen." — „Und du haſt beigefügt: gleich wie ich, Edel, ihm verzeihe?" Beſchämt ſenkte Edel das Haupt auf die wogende Bruſt. Minnegard hob es zärtlich und gelinde, mit dem Finger unter dem Kinn, in die Höhe.

„Du ſchweigſt, kleiner Trotzkopf?" — „Ich . . . . ich will nicht . . . ., daß ihm um meinetwillen Gott zürne und ihn ſtrafe." — „Aber du, du zürnſt und ſtrafeſt fort! Geh du dem lieben Gott mit gutem Beiſpiel voran! Ver-

zeihe du zuerſt.“ — „Ich . . . ich kann nicht . . . will nicht.“ — „Weil du ihn eben nicht liebſt! Du kannſt wohl gar nicht lieben!“ Da traf ſie ein blitzender Blick aus den plötzlich voll aufgeſchlagenen grauen Augen: „Glaubſt du?“ — „Noch einmal, Edel, bedenke: wenn nun wirklich demnächſt alles aus iſt? — Wenn ich deſſen erſt ſicher bin — ganz gewiß! — dann . . .!“ — „Nun? Was wirſt du dann thun?“ — „Dann . . . .!“ Minnegard ſprang heftig vom Boden auf. „Ja, ſiehſt du, ganz genau weiß ich noch nicht, was ich dann thue. Aber einmal noch im Leben, thu' ich dann, — wozu das Herz, — dies heiße Herz! — mich treibt, unbekümmert um das Geſchelte der Welt: — ſie hat ja dann nicht mehr viel Zeit, zu ſchelten.“ — „Kind — du glühſt! — Was wogt in dir? Was treibt dich um?“ Ohne die Frage zu beantworten, fuhr Minnegard fort, heiß erregt in der engen Kemenate auf und nieder zu ſchreiten; ſie hob die vollen Arme in die Höhe und holte tief Atem: „Mit einer Halbheit in der Seele, mit ungeſtilltem Sehnen, mit unbefriedigtem Begehr: — ich weiß freilich nicht, wonach! — aber nach Liebe, nach einer ſüßen Wonne — mit dieſer ſchmerzenden Leere hier in der Bruſt — hinübergehen in das Jenſeits, wo nicht geliebt wird, nicht gefreit und nicht . . . . geküßt, alſo nie — in Ewigkeit nie! — erfahren, wie die Minne beglückt — das — das alſo wird dann mein Los? O wie traurig!“ Sie blieb plötzlich hart vor Edel ſtehen. „Und du vollends! Du willſt deinen Haß mit hinübertragen gegen den Mann, der dich ſo herzverzehrend liebt? Willſt du dann vor den Richter treten und verlangen: beſtrafe ihn!“ — „Nein doch! Nein! Ich bete ja das Gegenteil!“ — „Dann wird der Richter ſprechen: Und du verzeihſt nicht? Die ganze Welt iſt vergangen, aber nicht dieſes Mädchens Haß?“ Die ſo Bedrängte erhob ſich

raſch vom Stuhle: „laß mich! Ich kann nicht anders! Laß mich ringen im Gebet mit meinem Stolz, mit mir ſelbſt! Laß mich wieder beten.“ — „Gut, Schweſter, bete! Geh wieder hinein zu dem Kreuze des Allvergebers. Junker Hellmuth iſt ein Ritter ohne Makel: er kann nicht Unvergebbares verbrochen haben. Auch ich werde beten: aber nicht, daß Gott ihm, daß er dir verzeihe deinen lang nachtragenden, deinen unverſöhnlichen Groll.“

XI.

Zu der gleichen Stunde ſaß in dem Speiſeſaal in dem Erdgeſchoſſe des Biſchofshauſes an dem runden Tiſch mit der Ahornplatte Hellmuth in ſtummem Brüten vor dem unberührten Weinkrug; er hatte den linken Ellbogen auf den Tiſch gelehnt und das blonde Haupt auf die Hand geſtützt. Da trat Fulko ein und warf zorngemut das reiherbefiederte Barett auf die Bank. „Nichts iſt's!“ rief er unmutig. „Der Herr Biſchof beliebt wieder einmal zu faſten, nicht zu Nacht zu ſpeiſen und gönnt uns die gleiche Frömmigkeit.“ „Iſt gelogen, mit Verlaub, Herr Ritter von Yvonne,“ lachte Supſo, der eben eintrat und eine ſtattlich mit allerlei Kaltfleiſch gefüllte Silberſchüſſel auftrug, ſich neben den beiden Freunden niederließ und alsbald tapfrer als beide zuſammen auf den Braten einhieb. „Faſten müßt ihr heute Abend nur in der Minne, richtiger geſagt: im hungrigen Anſchauen einer allerdings faſt unerlaubt ſchönen Jungfrau. Daß ſie letzteres noch iſt, Herr Ritter, iſt nicht Euer Verdienſt.“ „Verſchafft ſie mir zum Eheweib und ich erhebe Euch zu meinem Kellermeiſter,“ rief der

Provençale und ſchenkte ſich den Zinnbecher wieder voll. „Leichter Amt wär' es als hier," erwiderte Supfo und trank ihm zu. „Warum?" — „Nun: immer leerer Keller, weil immer durſt'ger Herr. — Übrigens, wo ſteckt Junker Blandinus? Der pflegt doch ſonſt häufig euer Abendgaſt zu ſein! Wo läuft er noch ſo ſpät herum?" — „Jedenfalls hinter einem Weiberrock! Schad' um ihn." — „Er iſt nicht übel." — „Nicht dumm und nicht feige." — „Beides nicht!" — „Aber die verfluchte Eitelkeit!" — „Und die Verliebtheit! Nach allen Seiten hin!" — „Es iſt ihm eigentlich gar nicht drum. Er meint nur, als Venetianer, als Dogenſohn und ſchmucker Burſch — denn er iſt wirklich hübſch! — müſſe er überall um Minne werben. Wenn ich ihn nur einmal gehörig zum Fechten und Schlagen bringe! Dann kann noch ein Mann aus ihm werden." — „Bis dahin — in ein, zwei Jahren — iſt auch die ſchlimme Runel kein Kind mehr; und wer weiß, ob der Schwarzlockige dann nicht doch den graulockigen Schnufilo verdrängt in ihrem trutzigen Herzlein." — „Bah, was ſchwatzen wir da von ein, zwei Jahren — und ſind nur noch ein paar Wochen bis Sunnwend' und Weltend'! Sagt, ſchlauer Supfo, wie findet Ihr Euch ab gegenüber den Schrecken des Gerichts und Eurem Gewiſſen?" „Ich?" lachte der Dicke und ſchob ein mächtig Stück Rehbraten in den Mund. „Ich habe das beſte Gewiſſen, das mir je bei einem Menſchen vorgekommen iſt." — „Wieſo?" — „Es iſt ſo gut. So weinfromm. Beſſer als Euer Rapphengſt, Herr Fulko, der beißt zuweilen: und mein Gewiſſen, — das beißt mich nie. Ich kann ihm viel bieten, bis es nur, warnend, ſchnappt. Aber beißen? Nie! — Und das andre . . .?" — Er hob den Becher an die Naſe. („Köſtlich der Ruch, dieſes weißen Leiſten! —) — das andre: der Weltuntergang? — Das iſt dummes Zeug!"

— „Aber Supfo!“ Sogar Hellmuth fuhr hier aus ſeiner trübſinnigen Träumerei auf und warf dem Dicken einen fragenden Blick zu. Jedoch der rümpfte unverzagt die rötliche Naſe, verzog den Mund wie bei einer Weinprobe und ſprach bedächtig: „da hab' ich von unſerem Herrgott eine viel beſſere Meinung denn ihr alle.“ „Wenn's aber der Herr Papſt ſelber ſagt?“ forſchte Hellmuth. — „Hat er's ſchon geſagt? Nein! Und wenn er's ſagt, —“ „Nun, dann aber?“ meinte Fulko. „Dann iſt's doch bewieſen.“ „Daß er's glaubt!“ ſchloß Supfo und ſtellte den Becher nieder, daß er klirrte. „Mehr nicht. Ich glaub's mal nicht vom braven Himmelsherrn. Man glaubt auch ſonſt gar viel, was nie geſchah und nie geſchieht. Dieſe ſeine Welt ſollte er ſelbſt zerſtören? Wer weiß, ob er eine neue ſo ſchön wieder zuſammenbrächte! Und nun gerade heuer, da wir des Trunks der Steinrebe froh werden wollen! Heuer, da in meiner Neupflanzung auf dem Harfenhügel ſchon jetzt — vor Johannis — alles ſo wundervoll abgeblüht hat. Habt ihr alle zwei den Duft nicht verſpürt vor lauter Verliebtheit? — Übrigens —“ er ſog und ſchlürfte nun langſam, verſtändnisinnig einen Schluck durch die geſpitzten Lippen (— „ah, iſt das ein Weinlein! Viel zu gut für euch unmerkſame Knaben! —) übrigens hab' ich eine prächtige Wetterprobe für Gewitter, Erdbeben und all' dergleichen Erfreulichkeiten. Eine Prophetiſſa — ſagt man in Welſchland —, der glaub' ich mehr als ſieben Päpſten.“ „Ihr redet recht läſterlich, Supfo,“ ſprach Hellmuth verweiſend. „Für Erdbeben — Ihr?“ zweifelte Fulko. „Jawohl, Herr Sänger! — Meint Ihr, nur Ihr mit Eurer Laute ſeid in der Welt umhergekommen. Oho! Wir waren auch ſchon draußen! Sind mit Kaiſer Ott dem Roten unter dem Rothenburger Fähnlein in Welſchland auf Heldenſchaft gefahren. Lagen wir da vor Napoli,

der ſchönen Stadt. Sehr ſchön. Aber heiß! Und dreckig! Wir lagen vor den Thoren, als Beſchirmer nämlich gegen die Saracenen. Nicht in Zelten oder Holzhütten, ſondern in den Häuſern der Bauern lagen wir: — ſind alle von Stein vom Grund bis unters Dach. Da drüben rauchte ganz behaglich und gemütlich der Feuerberg, der Mons Veſuvius: — wir waren ſchon ſo daran gewöhnt in all' den Wochen, wie daß man den Atem ſieht im Winter. Mein Hauswirt — Gaudenzio hieß der Wackere — hatte eine Katze, die liebte er mehr, beteuerte er oft, als ſeine gelbhäutige, ſchnurrbärtige Ehefrau. ‚Denn warum?‘ ſagte er. ‚Meine Lucia kratzt nur, fängt aber keine Mäuſe und verkürzt mir das Leben, während Mucia zwar gelegentlich kratzt — aber nicht mich, nur Lucia (woran ſie recht thut), Mäuſe fängt und mein Leben verlängert, meine ſchwarze Prophetiſſa!‘“ „Wieſo?“ fragte Fulko. „Ja, wieſo? genau meine Worte von damals! (woran man erkennen kann, was Ihr für ein kluger Knab' ſeid!) ‚Ja,‘ ſagte Gaudenzio und ſtreichelte die Katze, die gleich ſchnurrte. ‚Nämlich wir haben hier gar oft die landesüblichen Erdbeben. Iſt weiter gar kein Vergnügen nicht, ſag' ich Euch, Supſone, wenn Ihr gar nicht getrunken habt und doch wackeln müßt mit den Beinen, weil nämlich das Land unter ihnen wackelt, als habe das Land einen Rauſch. Und wenn Euch das eigne Haus auf den Kopf fällt, ſo genau und platt, wie der Deckel auf einer Schildkröte liegt — nur, daß Ihr nicht damit davonkrabbeln könnt, ſondern gar keinen Leichenſtein mehr zu beſtellen braucht! Nun alſo, kurz bevor Santo Veſuvio da drüben — Santo Januario, bitt' für uns bei ihm! — ein wenig rappelig wird über die Sünden ſeiner lieben Napolitaner, an die er nun doch ſchon ſeit mehr als einem Jahrtauſend gewöhnt ſein könnte, — aber er iſt ein unberechenbarer Heiliger! —

alſo bevor der liebe gute alte Vater da drüben — mit dem dürfen wir's noch weniger verderben als mit der heiligen Jungfrau! — auch nur ein kleines rappelig wird, wird Mucia — ſchon ziemlich lange vorher! — ganz rappelig, miaut, wie wenn ſie ihr Fleiſch durch Geſang verdienen müßte, ſpringt bald gegen mich, bald gegen die verſchloſſene Hausthür und ruht nicht, bis ſie im Freien iſt: — ſie und ich auch. Nach Lucia ſchaut ſie gar nicht um.' Ich begreife Eure Liebe zu dem Tier, ſprach ich verſtändnisvoll. Nun gut: — ein paar Nächte nach dieſer Unterredung weckt mich mein Gaudenzio aus dem tiefſten Schnarchſchlaf: — denn der ſchwarzrote Amalfitaner iſt gut, aber ſchwer! — reißt mich aus dem Strohlager und ſtößt mich zur Thüre hinaus ins Freie. Ich wollte ihn gerade niederſchlagen, da ſchrie er: ‚Die Katze! die Katze! Mucia hat gewarnt.' Und kaum ſenk' ich den erhobenen Arm, — da taumel' ich und wanke, als hätt' ich den Amalfitaner nicht ganz verſchlafen — war aber hecht-nüchtern — und auf einmal — pardauz! — lag ſein ganzes Steinhaus platt auf dem Bauch, wie ein Froſch, drüber ein Laſtwagen fuhr. Die Ungewarnte lag leider darunter. Am andern Morgen zog unſere Heerſchar ab. Zum Abſchied ſchenkte mir mein Wirt ſeine Katze. ‚Denn warum?' ſagte er treuherzig unter Thränen. ‚Brauch' ſie nicht mehr. Baue kein Steinhaus mehr. Und nehme — ganz gewiß! — keine Frau mehr. Denn warum? Lucia war doch ſo böſe, wie ich keine mehr fände. Und jetzt thut es mir gleichwohl leid um ſie. Nun denket erſt, wie leid mir eine ſanftere thäte! Alſo wozu Katze?' So nahm ich Mucia mit. Auf meinem Rucksack quer durch ganz Welſchland über den Brenner trug ich ſie bis in die Heimat. Sie verläßt mich nie. Hört ihr ſie draußen miaun? Ich komme, Schätzlein, ich komme. — Nun ſeht: merkte Mucia das bißchen Erbrechen

von dem lumpigen Veſuvio da drunten und jedes Erdbeblein, das dort zu Lande ſo häufig wie bei uns das Nießen im Schnupfen, und zeigt ſie — wie ſie immer thut — hier jedes Gewitter an, lange bevor es vom Königswald heraufzieht! — da wird's die Prophetiſſa doch wohl auch merken, wenn alsbald die ganze Welt zerkrachen ſoll. — Ich komme ſchon, Liebelein! — Ich nehme ſie, — an dem Vorabend — mit in einen Ort, wo — nun, wo man dem Kern der Erde näher iſt als anderwärts. Bleibt ſie ruhig, bleib' ich auch ruhig. Die Zeit ſoll uns dabei ſchon nicht lang werden: denn an jenem heimlichen Orte giebt's für Mucia viele Mäuſe und für mich — nun, für mich giebt's da auch was. Wir ſehen uns dann ſchon wieder, Jungherrn. Entweder in der ewigen Seligkeit oder — was ich eine Zeitlang noch vorziehe — hier in dieſem Jammerthal. Aber dann, Herr Fulko, dann ſingen wir erſt recht das Lied, das mir von all' Euren Schelmenweiſen zumeiſt gefallen hat!" — „Welches? Sind ja viele ſo nichtsnutzig, daß ſie Euch gefallen können." — „Ich meine das:

Nun woll'n wir erſt heben ein Trinken an,
Daß der Herr Gott es nicht kann faſſen,
Und ſpricht: ‚wenn der Menſch ſo viel trinken kann,
Mehr Wein muß ich wachſen laſſen!'

Ich komme, Prophetin des Herrn. Ich bringe dir deinen Prophetenlohn heraus," und er nahm ein leckres Stück Braten aus der Schüſſel. „Traumſelige Nacht, ihr Herren. Ihr, Fulko, küſſet für mich mit!" Und er humpelte hinaus und verſchwand.

XII.

„Ein guter Geſell,“ lachte Fulko. — „Aber ach, meine Geſellin! Nun iſt es heute abend wieder nichts! Ohne den Biſchof läßt uns die Tugendverwalterin und Unſchuldbeſchließerin und geheime Oberveſtalin — wie heißt ſie doch? aus Schottland ſtammt ſie — richtig: Malwine! — dadrüben gar nicht über die Schwelle am Abend. Und wie heiß hatte ich mich geſehnt, wieder einmal in das ſüße, klare, holde Geſicht zu ſchauen! Iſt ja wenig genug, weiß die heilige Aphrodite! für mein wildes Begehren. Aber als der Teufel einmal ſehr durſtig war, trank er Waſſer. Sind wir daher doch auf das Zabelſpiel gekommen. Kenne keinen Zug! Aber dabei konnten wir uns doch an den Abenden manche gute Weile einander gegenüber ſetzen, uns — recht nahe! — in die Augen ſchauen und manchmal ſtießen unſere Finger durch Zufall aneinander, während wir auf dem Brett die Steine rückten. Denn dergleichen mußten wir ſchon zuweilen thun. Jüngſt trat Herr Heinrich an unſern Marbeltiſch im Erker, wo wir ſchon drei Stunden ſaßen — die ganze Veſper hatten wir darüber verſäumt — und ſprach: ‚Nun, wie ſteht das Spiel?‘ Heilige Eulalia von Barcelona! Wir hatten in all’ der Zeit ja erſt einen Zug gethan. Und das loſe Mädchen hatte mir, während ich ihr die Rechte drückte und ihr ſelig in die Augen ſah, ganz verſtohlen mit der Linken meinen König vom Brette genommen und in ihrem leer getrunkenen Goldbecher in Gefangenſchaft geſetzt! Es war ſchrecklich. Lächelnd befreite ihn der Gütige, hob ihn heraus, ſtellte ihn auf ſeinen Platz und fragte: ‚hoffentlich iſt dies nicht noch immer das erſte Spiel?‘ Er war ſo freundlich, mir das Lügen zu ſparen: er ſchritt hinweg,

ohne meine Antwort abzuwarten. Ein prächtig Herz! War wohl auch einmal jung und heiß. Und noch jünger war Frau Theophano . . . ." „Gieb acht," warnte Hellmuth. „Man hört da draußen auf dem Gang, was hier so laut geſprochen wird." „Nun," lachte Fulko, „das flüſtert man vom Danevirke bis Salerno! War ſie doch Witwe! Wär' ein ſchönes Paar geworden! — Aber das Zabelbrett war auch ſonſt ſo willig! Konnte meinem holden Schatz ſtets abends meine den Tag über gedichteten Minnelieder darunter durchſchieben. Wie geſchickt zog ſie mit den wachsweißen langen ſchmalen Fingerlein die Blätter auf der andern Seite heraus! Und hui! waren ſie verſchwunden in ihrem lang herunterhängenden Ärmel. Jetzt müſſen meine armen Reime wieder Meſſe hören!" — „Wie das?" — „Nun ja! Morgen früh in der Kirche halte ich ſie ihr wieder vor das zierliche Näslein und ſie ſingt daraus die lateiniſchen Pſalmen. Iſt aber gefährlich! Neulich ſtand der fürwitzige Venetianer hinter mir, guckte über meine und ihre Schulter, las ein paar Zeilen und fragte mich lachend, ob ich das hohe Lied Salomonis in das Deutſche überſetzt hätte? Nicht ſchlecht! Lache doch, Hellmuth! Oder trinke wenigſtens! Thu' Beſcheid. Unſerer Herrinnen Minne." Aber Hellmuth ſchob kopfſchüttelnd den Becher zur Seite. „Nun, willſt du nicht reden, ſo höre wenigſtens. Du hatteſt immer Freude an meinen Verſen." „Gewiß, Freund. Denn du kannſt ſagen, was ich nur fühlen und — leiden kann. Zwar ſchmerzt es, zu hören, welch' Glück erwiderte Minne gewähren mag: aber es iſt ein Weh, das wohl thut mitten im Schmerz. Bitte, beginne." Fulko war ein Dichter: zweimal ließ er ſich nicht bitten. Er trank erſt herzhaft, griff dann in den Bruſtlatz, holte ein paar Pergamentblättlein hervor und las:

Du haſt geſiegt, du ſtarke Liebe!
Hinweg, Beſinnung und Bedacht!
Und ob ſie ins Verderben triebe: —
Nimm ganz mich auf in deine Macht!

Die Vorſicht ſprach: „das wird nicht frommen,“
Die Sitte ſprach: „vernimm mein Wort:“ — —
Da iſt der Strom der Liebe kommen
Und ohne Wahl riß er mich fort.

So trage mich, du heil'ge Welle,
Und, wenn du dies Verlangen ſtillſt, —
In Todesnacht, in Himmelshelle, —
Ich folge dir wohin du willſt.

* * *

Die Eiche rief zum Wolkenſitz:
„Ich trotze dir, du ſtarker Blitz.“
Der aber ſprach: „Du ziehſt mich an!
Sieh, ob dein Trotz dir helfen kann,
Ich bin ein raſcher Freiersmann:“ —
Und Schlag und Glut und Wetterſchein: —
In Flammen ward die Eiche ſein.

Die Uferroſe ſprach zum Fluß:
„Du flehſt umſonſt um meinen Kuß:“
Der aber ſprach: „Hilft denn kein Flehn,
Sollſt du ein andres Werben ſehn,
Jetzt, Roſe, iſt's um dich geſchehn.“
Er ſtieg empor in ſtolzer Luſt
Und riß ſie fort an ſeine Bruſt.

Das iſt der Liebe Prob' und Macht,
Wenn ſie in echtem Mann erwacht,
Daß ſie des echten Weibes Herz,
Und hüllte ſich's in dreifach Erz,
Doch mit ſich fortreißt ſternenwärts
Und zur Geliebten ſiegbewußt
Und triumphierend ſpricht: „du mußt.“

* * *

Wenn aus der Erde dunklem Schoſe
Zur Schönheit aufgeknoſpt die Roſe

Und wenn ſie dann in Wonnetagen,
Indes die Nachtigallen ſchlagen,
Ihr ganzes ſüßes junges Leben
Dem Kuß der Sonne hingegeben, —
Erfüllt hat auch die ſchönſte Roſe
Die ſchönſten ihr beſtimmten Loſe.

* * *

So ſind beſtimmt des Menſchen Loſe:
Nur höchſtem Mut wird höchſter Preis;
Am Abgrund blüht die Alpenroſe
Und dicht beim Tod das Edelweiß!“

Er ſchloß ab und that einen tiefen Trunk.

XIII.

„Das Edelweiß!“ wiederholte Hellmuth. „Sechsmal würd' ich ſterben, könnt' ich dadurch ſie — nicht gewinnen, — ach! nur verſöhnen! Danke dir, mein Fulko. Deine Verſe ſind —“ — „Bah, Verſe ſind's! Nicht Küſſe! Bittere Tinte und trocken Pergament! Das iſt all' nichts, gar nichts! Ich halt' es nicht mehr aus! Immer bloß das verfluchte Reimen von ihrem roten Mund und heißen Kuß! Morgen — ganz in der Frühe — paß ich's ab! Wenn ſie aus der Kemenate tritt — immer allein: — Malwine, die Verwalterin des Anſtands, hütet alsdann die Tugend noch im Traum: und Jungfrau Edel verbetet ſich immer um ein Veilchen! dann trete ich hin vor dieſe Minnegard und faſſe ſie und frage ſie nicht lang und küſſe ſie, daß ſie — nun, nicht gerade ganz erſtickt, aber recht beinahe.“ Da ſprang Hellmuth auf, legte die Hand

auf des Freundes Schulter und rief: „Nein! Um Gottes willen nicht! Thu's nicht! Wag' es nicht!“ — „Warum nicht? Ich mein', ich kann es wagen!“ — „Thu's nicht, mein Fulko! Willſt du ſo elend werden wie — ach! wie mich viel, viel beſcheidneres Wagnis gemacht hat?“ Und er ſchlug die geballte Fauſt vor die Stirne. Der andre zog ihm mit ſanfter Gewalt Arm und Hand herab: „Hellmuth, tapfrer Geſell! Sprich! Sprich's doch endlich einmal aus: was iſt geſchehen zu Worms? — Du weißt, ich bin getreu und verſchwiegen!“ — „Ich weiß es! Und darum ſollſt du — du allein von meiner Schuld, — meiner ſchweren Schuld! — erfahren!“ Er ſeufzte tief. „Bin geſpannt! — Alle Augen hier im Biſchofshaus ſahen nicht bloß, daß du . . . auch, daß ſie dir — allmählich! — gut ward. Herr Heinrich ſelbſt ſah's auch und hatte wahrlich nichts dawider! ‚Ein ſchönes Paar und trefflich gepaart,‘ rief er mir einmal aus dem Sattel zu, als ihr auf dem Rennweg uns entgegengeſprengt kamt. ‚Der liebe Gott ſcheint ſie für einander geſchaffen zu haben.‘ So werdet Ihr ſie nicht ſcheiden wollen? fragte ich raſch. ‚Ich? Junge Liebe ſcheiden? Ich doch gewiß nicht! — Es ſei denn‘, — warnte er und ſah mir ſcharf ins Auge — ‚daß zwiſchen Wunſch und Erfüllung ſteht — ein Kloſter.‘ Und als der Biſchof nach Worms nur euch beide mitnahm, da ſagten wir: die kommen zurück mit den Ringlein am Finger. Aber wie kamt ihr zurück! Sie wie die Eisjungfrau und du wie ein in ihren Armen Erfrorner. Was iſt geſchehen, ſprich, an jenem Tage deiner ſchönſten Siege?“ — „Ach, ich verfluche ſie. Sie haben mir all' das Unheil angerichtet. Sieh, Fulko: du weißt, eitel und eingebildet bin ich wahrhaftig nicht . . . .“ — „Behüte! Deine Beſcheidenheit iſt dein größter Fehler. Könnteſt mir drei Viertel abgeben, — wär' uns beiden geholfen.“ —

„So hätt' ich auch wahrlich nie gewagt, mir einzubilden, die ſtolzeſte der Jungfrauen werde mir, bevor ich feierlich beim Biſchof um ſie geworben und deſſen Ja wie das ihre erhalten, das geringſte Zeichen von Gunſt gewähren." „Verkehrt," meinte Fulko und trank ſeinen Becher aus. „Einmal muß man doch anfangen! Weib will gewonnen ſein durch Wagen." — „Als ich nun aber in dem Lanzenſtechen alle — wirklich alle! — Gegner aus dem Sattel gehoben — zuletzt auch Siboto, den zähen blonden Frieſen, und den ſtarken Richard, den Grafen zu Winklarn, — nie noch hatte ich die beiden zwingen können! — und als nun rings die Drommeten ſchmetternd meinen Sieg verkündeten und die Herolde mich auf dem ſchnaubenden Roß dreimal durch den Kampfkreis führten und alles Volk mir ‚Heilô!' und ‚Siegô!' zujauchzte, und der Herr Biſchof mir huldvoll zunickte von ſeiner Altane herab an Edels Seite und als ich nun heranritt, aus ihrer weißen Hand den Preis, den dreifach gewundenen Eichenkranz mit der goldenen Schnur, mir auf das Haupt ſetzen zu laſſen, als ich ſie nun vor mir ſah, ſchön wie nie zuvor, ſtrahlend vor Anmut und — wie ich wähnte! — auch ein klein wenig vor ſtolzer Freude an mir, als ſie ſich über mich beugte, als ich den zarten, leiſen Druck ihrer beiden lieben Hände auf meinem Haupte fühlte, — da ſchlug ich entzückt die Augen zu ihr auf: durch mein Herz jagte das Blut in wilden Sprüngen: — die Hitze des Kampfes tobte noch nach in meinen Adern — und all' der Lärm, der Glanz ringsum, die Freude, daß ſie meinen Sieg geſehen — all' das zuſammen berauſchte mich! Sehnſüchtig, — aus aller Kraft der Seele! — ſuchte ich nach ihrem Auge, nach nur Einem Blick! —

Allein beharrlich, eigenſinnig, trotzig — ach! oder war es ſüße jungfräuliche Scham? — hielt ſie die langen,

langen, die feierlichen Wimpern geſenkt. Ich flehte leiſe: ‚Edel! Einen Blick — nur Einen,‘ hauchte ich. — Umſonſt! — Da ergriff mich Stolz, Trotz, heiße Wut: — ich wollte mir den Blick erzwingen, wie ich mir den Sieg erzwungen. Mit der Rechten griff ich — kein Menſch konnte es gewahren, der dichte Kranz und ihr vorflutend Haar verbargen völlig meine Hand — ganz leis an ihr Kinn und hob es mit Gewalt empor: ‚Einen Blick!‘ wiederholte ich dringend! —“ — „Nun? Da ſah ſie auf?“ — „Ach ja! Da ſah ſie auf! Da erhielt ich einen Blick, aber welchen Blick! Wie blaues Feuer blitzte mir Zorn, Haß, Empörung, Verachtung entgegen aus den ſonſt ſo ſanften Augen. — Sie bog ſich zurück, ſoweit ſie irgend konnte, ach! mir war, zwei ſcharfe Pfeile flogen durch mein Herz! Ich wankte im Sattel: — in Verzweiflung ſprengte ich aus der Stechbahn: — draußen glitt ich beſinnungslos vom Gaul! ‚’s iſt die Hitze, die ſchwere Rüſtung‘, hieß es. Ach wär’ ich nicht mehr aufgewacht! — Seitdem hab’ ich ſie verloren für Zeit und Ewigkeit. Nie — ich kenne dieſes Herz von Diamant! — niemals verzeiht ihr gekränkter Mädchenſtolz.“ Und er brach zuſammen auf der Bank und ſtützte die Stirn auf die Hand. „Hm! Armer Freund!“ ſprach Fulko nach einer Weile. „So hat ſie dich denn wirklich nie geliebt? — Denn liebt ein Weib, — ein echtes Weib — und ich will das dieſer herben Edel nicht beſtreiten, — ſo verzeiht es, unter Thränen, ja im Zorne lächelnd, der Kühnheit des Geliebten. Und was iſt es denn, was du gewagt? Gar nichts! — Nein, Hellmuth,“ — er ſprang auf — „dein Geſchick kann mich nicht warnen. Nein! Geht wirklich demnächſt die Welt zu Grunde, dann . . . . ! Bei einem Kuß laß ich’s dann nicht bewenden. Dann, ſchöne Minnegardis, wirſt du mein, magſt du darüber grollen oder

nicht. Liebſt du mich aber — wie ich's hoffe! — mitten im Grolle wirſt du verzeih'n und — ſelig ſein in dieſen Armen. — Komm, Hellmuth, laß uns ſchlafen. Es wird ſpät."

Der Blonde erhob ſich nun ebenfalls. „Ich ſchlafe nicht. — Auch ich habe mir ausgeſonnen — bin nur über eins dabei nicht aufgeklärt! — wie ich die letzte Stunde dieſer Welt verbringen, wie ich ſterben werde. Nicht ſo ſüß umarmt wie du und nicht ſo weich gebettet: — aber auch nicht übel umarmt und auch nicht übel gebettet: — hart, jedoch herrlich. Allein vorher muß ich noch manches erkunden. — Schlaf wohl! Ich reite aus!" — „So ſpät! Wohin? Zu wem?" „Zu wem?" lächelte Hellmuth grimmig. „Nicht zu einem Liebchen. Vielleicht — zum wilden Jäger!"

Und klirrend in ſeinen Waffen ſchritt er hinaus.

XIV.

Angeſehene Leute fanden in jenen Zeiten auf ihren Reiſen faſt immer Unterkunft bei Gaſtfreunden; auf dem flachen Land in Burgen der Ritter oder in Höfen der bäuerlichen Landſaſſen, in Klöſtern oder in den — freilich noch ſeltenen — Städten in den Häuſern der Burgenſen. Die ſchmutzigen Herbergen in den Dörfern und Städten aufzuſuchen und darin zu nächtigen, vermied man gern: es ging gar unſauber, wüſt und lärmend darin her. Häßlich und unbehaglich ſah es denn auch aus in einem ſolchen Leuthaus des Nordgaues ſüdlich der Eger nahe der Mark der böhmiſchen Berunzanen. In der großen Schenkſtube

lag auf den löcherigen Dielen ſchmutzig Schilf; und nicht nur von ehrlichem Ruße waren die Wände aus ungehobeltem Kiefernholz ſo dunkelfarbig geworden; ein paar rote Flecken in dem Schmutz des Bodens verrieten verdächtige Ähnlichkeit mit der Farbe des Blutes.

Um den viereckigen Schenktiſch — deſſen Platte ein mittendurch zerſprungener Schieferſtein bildete, ſie ruhte auf vier geſchrägten Balken — ſaßen auf niedrigen Schemeln, rohen Eichſtrünken, zwei Männer in eifrigem, oft im Flüſterton geführtem Geſpräch. Die lange nicht mehr geſäuberte, hohe, ſchmale enghalſige Zinnkanne und zwei Becher aus leichtem Tannenholz enthielten ein gelblich braunes, ſäuerlich riechendes Getränk; nur einer der Gäſte ſprach ihm zu: der andere — in geiſtlicher Tracht — ſchob mit widerwilliger Handbewegung ſeinen Becher ſo weit von ſich hinweg, daß der Geruch des Naſſes ihm nicht mehr in die Naſe ſteigen möchte. „Ihr trinket gar nix, Archidiakon?“ fragte der eifrige Zecher in einem Deutſch, dem ſlaviſche Ziſchlaute einen ſeltſamen Anklang liehen. „Verbietet's ein Gelübde? Oder eures Magens Eigenart?“ „Mein Gaumen gebietet mir und meines Weſens Eigenart, nur Wein, — guten Wein — zu trinken, nicht dies Gärgebräu, das zu einer gewiſſen Ähnlichkeit mit kahnigem Traubenſaft verdorben iſt und das dieſe deutſchen Barbaren Bier nennen.“ „O, iſt nix ſchlecht,“ meinte der andere und füllte ſich den Becher aufs neue. Obwohl es ein warmer Sommerabend war, beſtand ſeine Tracht aus Pelz: ſein enganliegendes, bis an die nackten Kniee reichendes Wams war aus vielen hunderten von ſchwarzen Maulwurfsfellen zuſammengenäht; um die Hüften hielt es ihm ein breiter Dolchgurt aus mattem ſchwarzem Leder zuſammen: die Waden ſteckten in Strümpfen aus dem gleichen ſchwarzen Rauhwerk: die Schuhe wurden erſetzt durch ſtroh-

geflochtene Sohlen und ein Kreuzgeſchnür von dunkeln Riemen. Die ſammetſchwarzen und ſammetweichen, jeder Biegung der geſchmeidigen Glieder ſich eng anſchmiegenden Fellchen ſahen aus wie die angewachſene Haut ſelbſt des Wenden und gaben ihm bei ſeinen weichen, katzengleichen Bewegungen Ähnlichkeit mit einem ſchwarzen Panther.

Aus dem dunkelbraunen Geſicht über den häßlich vorſtehenden breiten Backenknochen zu beiden Seiten der aufgeſtülpten Naſe funkelten ein paar tiefſchwarze, aber feurige Augen; der Bart war glatt abgeſchoren, ausgenommen zwei ſehr lange ſchmale Stränge des Schnurrbarts, welche ihm rechts und links vom Munde hingen: er ſtrich und drehte daran unabläſſig mit der Linken. Auf dem ſchwarzen, kleingekrauſten Haar ſaß ihm ſchief, aber kecklich, eine hohe viereckige Mütze aus dem gleichen ſchwarzen Fell, von dem ein paar ſchwarz-weiße Elſterfedern grell abſtachen; die rechte Hand fuhr ihm öfter an den Horngriff des langen krummen Säbels als für die Gemütlichkeit der Unterhaltung erſprießlich war: gereinigt war alles, was er am Leibe trug, niemals worden und der Leib ſelbſt recht ſelten. „Iſt ganz gut hinunterſchütten," wiederholte er, den Becher niederſetzend und ſich den triefenden Schnauzbart mit der Rückſeite der Hand wiſchend. — „Ja, Ihr ſeid nicht verwöhnt, Herr Berunzane. Weder in Trank noch in Speiſe. Wahrſcheinlich habt Ihr all die armen Schermäuslein auch verſpeiſt, denen ihr die weichen Wämmslein abgeſtreift." — „Aber gewiß! Leckerer Braten! Beſſer ſogar noch als Engerlinge! Sind wir nix ſo reich, wir armen Brüderlein, wie dieſe Deutſchen." — „Wißt Ihr auch warum, mein Fürſt?" — „Oh ja. Weil nix arbeiten, wie die Bauerntölpel. Deutſchen iſt Hand gewachſen zum Pflugziehen, uns, zu nehmen, was Deutſcher erarbeitet hat." — „Ja, ja, Eure Leute treiben's arg mit Stehlen im Nordgau.

Deshalb will ja Euch und Eure Haufen weder Ritter noch Freibauer noch Abt aufnehmen in Burg, Hof oder Kloſter. Deshalb muß ich heute in dieſem übelſtinkenden Bretterverſchlag mit Euch ſitzen, Fürſt Zwentibold, Spithinieffs edler Sproß!" — Der Fürſt der Maulwürfe zuckte die Achſeln: „Ich hab' Euch nix geſucht, Ihr mich. Und was wir zu verhandeln hatten, brauchte weder Laie noch Pfaff zu hören." — „Wir ſind nun doch einig — in allen Stücken?" — „Ganz einig. Der Handel gilt: ‚Blut gegen Gold'. — Nur eines wurmt mich noch." — „Und das wäre, wackrer Held?" — „Daß Ihr mir nur die Hälfte des Geldes ausgezahlt habt." — „Die andere nach dem Sieg." — „Das will ſagen: Ihr traut mir nix. Aber ich ſoll Euch trauen. Und ſeht, Herr Archipfaff, das iſt zu viel verlangt." — „Herr Wende!" — „Nun ja! Schaut, ich und meine lieben Wölflein, — wir ſind hier fremd im Land. Daß wir — gegen gutes Gold! — gern gegen die verhaßten Deutſchen losſchlagen, daß wir gerne dazu helfen, wenn deutſcher Biſchof gegen deutſchen König kämpft und Königsgraf, — das! — beim großen Zrnbog! — das mag man füglich von uns glauben. Wer aber bürgt uns, daß Ihr Euch nicht wieder vertragt mit den anderen Deutſchen? Wer bürgt für die Zähe Eures Haſſes? Ihr ſeid . . ." — „Kein Deutſcher!" — „Wohl, wohl. Weiß! Seid Lombarde! Aber Kaiſer Otto iſt auch Euer Landesherr. Wie Deutſchland gehöret ihm Lamparten!" Da erſchrak der Wende: denn der ſonſt ſo kühle Prieſter ſchlug plötzlich mit der Fauſt auf die Schieferplatte, daß die Becher aufhüpften: und tödlicher Haß ſprühte aus den dunkeln Augen unter den ſtarken Brauen, als er mit einer vom Zorn halb erſtickten Stimme hervorſtieß: „Ja, leider! Fluch ihm dafür! Fluch und Verderben allen Deutſchen." „Beim ſchwarzen Zrnbog!" rief der Slave, zurückprallend

auf ſeinen Schemel. „Welche Wuth! Woher?“ „Woher? Warum? Weil ....! Wohlan: Ihr ſollt' es wiſſen! Ihr müßt ſogar darum wiſſen, ſollt Ihr das eine — das letzte — verſtehen, was wir noch nicht beredet haben und was mir doch das Wichtigſte von allem.“ Mißtrauiſch fuhr der Häuptling an den Schwertgriff und warf die dicken wulſtigen Lippen auf: „Nix einen Finger rühr' ich über das Verſprochene hinaus für das wenige Geld, den Bettelſold. Ein Knicker iſt er, euer Biſchof von Würzburg.“ „Es iſt nicht viel,“ gab der Prieſter zu: „Nicht meine Schuld! Der Weichmütige wollte nicht einmal dieſen Betrag — ‚einſtweilen nur!‘ — ſeinen frommen Bauten entziehen. Säße ich auf dem reichen Stuhl des reichen Würzburg, — Euer Lohn ſollte ....! Aber Ihr fragt, woher mein Haß gegen dieſen Kaiſer-Knaben, gegen alles, was Deutſch? O der Haß iſt trefflich begründet. Ihr wißt nicht, wen Ihr vor Euch habt, tapferer Häuptling.“ — „Den Archidiakon von Würzburg,“ ſagte dieſer, offenbar ohne ſehr hohe Meinung von einem ſolchen Weſen. — „Gott ſei's geklagt! Aber in des Prieſters Adern fließt königliches Blut.“ — „Das wäre!“ ſtaunte der Wende und riß die Augen auf. „Und ging' es nach Recht und Gerechtigkeit, ſo ſäße ich in dieſem Augenblick ſtatt in dieſer ſchmutzigen deutſchen Herberge auf dem goldenen Throne zu Pavia und dies Haupt trüge, ſtatt der Tonſur, die Königskrone des Lombardenreichs.“ — „Ihr ſeid ...?“ — „Ich bin der Sohn Berengars, des letzten rechtmäßigen Königs von Italia, und der einzige Erbe ſeines Rechts und ſeiner Krone. Mein armer Vater! Überwunden und gefangen von jenem ſchrecklichen eiſernen Otto, verbannt für immer aus unſerer ſchönen Heimat ſtarb er — hier in der Nähe — zu Bamberg. Anmaßer, Gewaltherren, Thronräuber, Tyrannen ſind alle Ottonen wie jener erſte, der

meinem Vater das Scepter aus der Hand riß.“ — „Aber,“ wandte der Slave ein, „in Welſchland ſagte man mir, die Welſchen ſelbſt haben jenen erſten Otto ins Land gerufen, damit er endlich Ordnung und Ruhe ....“ „Tyrannen ſind ſie!“ ſchrie der Lombarde, ohne auf die Worte zu achten. „Auch mich, ein Knäblein damals, hat der fremde Zwingherr mit meinen Eltern über die Alpen geſchickt in dies Land voll Eis und Nebel und nach des Vaters Tod zu Würzburg erziehen laſſen.“ — „Das war unvorſichtig, ſehr! Bei uns zu Land erdroſſelt man die Knaben beſiegter Fürſten.“ — „Teufliſch grauſam war es! Denn in einem Kloſter — zum Prieſter! — ward ich erzogen. Der Welt, den Waffen ſollte ich für immer entrückt, unſchädlich ſollte ich gemacht werden. Ein Pfaffe kann Italien nicht befreien vom Joche der Barbaren! Und doch iſt die Luſt an weltlicher Macht, die Gier, zu herrſchen, ja — und ich fühl's! — auch die Gabe, zu herrſchen, Land und Leute zu regieren, ſtaatsmänniſche Pläne zu ſchmieden mit des Vaters Herrſcherblut auf mich vererbt. Statt deſſen — was bin ich?“ — „Nun, wie ſich ſoeben zeigt, auch in weltlichen Dingen nix ohne Gewalt: — die rechte Hand eines deutſchen Kirchenfürſten ....“ — „Verſchling' ihn der Abgrund der Hölle!“ ſchrie der Lombarde. — „Hui, welch heißer Haß! Und dennoch dient Ihr ihm ſo eifrig? — Wie ſoll ich das verſtehen?“ — „Ihr müßt's verſtehen lernen! Hört weiter! Als ich zum Jüngling, zum Manne herangewachſen war und den Frevel begriff, den dieſe Deutſchen an meinem Vaterland, an meinem Vater, an mir begangen, da knirſchte ich in das Gebiß, mit dem ſie mich wehrlos gemacht hatten. Tag und Nacht ſann ich darauf, es abzuſtreifen. Aber tief verbarg ich Haß und Groll und Hoffnungen! So gut gelang mir die Verſtellung, daß ich das vollſte Vertrauen

der häufig wechſelnden Biſchöfe in der Mainſtadt gewann. Bald ward ich ihr Apokriſiar, Vorſtand ihres geſamten Urkundenweſens: diesſeit der Alpen lebt kein zweiter, der dies Schrifttum ſo fein verſteht. So konnte es geſchehen — daß .... O ich hatte jahrelang nur gehofft, als Flüchtling über die Alpen zu entkommen, um dort ganz Italia zur Freiheit aufzurufen, mein Königsrecht mit dem Schwerte zu verfechten. Und nun geſchah das Wunderbare, daß mich Biſchof Poppo — der zweite dieſes Namens — ſelbſt mit ſich nahm auf einer Romfahrt. Wie erglühte mein Blut! Wie pochte mein Herz, als ich jenſeit der Berge zuerſt lombardiſchen Boden betrat, mein Erbgut! Wir weilten viele Monate in Pavia, in Mailand: Zeit übergenug für einen Kopf wie ich, einen Aufſtand vorzubereiten. Und, — bei meines Vaters Grab! — ich war nicht müßig. Aber Schmach und Verderben! Was mußte ich erleben?“ — Und er verſtummte vor Ingrimm, warf beide Arme auf den Tiſch und legte das Geſicht darauf. — „Nun? Was iſt? Nix traurig werden!“ — „Was antworteten ſie mir? Sie, meine Landsleute, meine Stammesgenoſſen, ging's nach dem Rechte — meine Unterthanen! ‚Nie — ſolange wir zurückdenken mögen und unſere Jahrbücher berichten — nie ſeit den Tagen des großen Carolus, hat ſolch weiſe, friedliche, und doch ſtarke, Recht ſchirmende Herrſchaft gewaltet in unſerm Heimatland von Verona bis Benevent und Napoli, wie unter dieſen rotbärtigen Ottonen. Das Land iſt glücklich und zufrieden — laß es ſo!‘ — Und da ich nicht abſtand, zu ſchüren, zur Freiheit aufzumahmen, da drohten ſie, — meine eignen Vettern in Pavia! — mich dem deutſchen Zwingherrn anzuzeigen! Ah Schmach und Weh! Vernichtet war da, zertreten für immerdar all' mein Hoffen, des Vaters Krone mir wieder zu erkämpfen, dieſe knechtiſchen Seelen zu ent-

ſtammen. Ich eilte nun nach Deutſchland, nach Würzburg zurück. In der entarteten Heimat Macht und Herrſchaft zu gewinnen, — ich hatte es erfahren! — war unmöglich. Allein ich wußte längſt, ich ſah es täglich vor Augen an Köln, und Mainz, ja auch an Würzburg, wie im deutſchen Reiche Männer von Geiſtesſchärfe und Willenskraft — lange nicht ſoviel davon eignete ihnen wie dem Königsſohne von Italien! — von ihren Biſchofsſitzen aus den Staat leiteten — den deutſchen und den italiſchen dazu. König von Italien konnte ich nicht werden, aber Kanzler des deutſchen Reichs wie der Kölner, — wie ſchon ſo mancher Biſchof das ward. Und einſtweilen war es auch nicht übel, als Biſchof von Würzburg zu walten! Unabläſſig war ich daher bemüht, die Gerechtſame dieſes Biſchofs zu erweitern, durch erbetene Verleihungen des Königs, durch Geltendmachung alter, vergeſſener Anſprüche, die oft nur durch meine Gelehrſamkeit — oder ‚Findigkeit!‘ — aus Urkunden, die ich erſt wieder entdeckte, zu erweiſen waren. Sie ſtaunten über mich, die blöden Thoren, Biſchof und Domherren! Sie lobten, ſie lohnten meinen unermüdbaren Eifer für Sankt Burchhards Recht, wie ſie es nannten. Dieſe deutſchen Tölpel! Als ob ich mich für den erſten lange toten oder auch für den jetzigen lebendigen Biſchof zu Würzburg alſo mühte! Nein: für den nächſten Biſchof: und der ſollte heißen: Berengar!“

„Ah, verſtehe jetzt. Verſteh! Nix dumm!“ nickte der Fürſt, kratzte ſich eindringlich, — aber vergeblich am Kopf und trank.

„Drei Biſchöfe — Poppo, Hugo und Bernward — hatte ich, höher und höher ſteigend in geiſtlichen Würden, erlebt. Nun hatte ich allen Grund, anzunehmen, — mein Amt als Archidiakon, als Apokriſiar, meine von allen laut anerkannten Verdienſte um das Bistum gaben mir

ein Recht dazu — bei der nächſten Erledigung des Stuhls könne keinen andern die Wahl treffen als mich. Ich zählte ſchon ſo feſt darauf, daß ich — vielleicht unvorſichtig! aber wie hatte ich mich jahrzehntelang zuſammengehalten! — den Stolz, das Gefühl des geborenen Herrſchers, der Überlegenheit fühlen oder doch erraten, ahnen ließ — kurz, Biſchof Bernward verfiel in ſeinen letzten Zeiten in Mißtrauen, wirkte bei dem Kaiſer, bei den Domherren gegen mich und als er ſtarb, der alte Rothenburger, da folgte ihm nicht ich, ſondern ſein Neffe Heinrich!" — „Ja, der Rothenburger," knirſchte Zwentibold und griff ans Schwert. „Der arge Wolf des Waldes freſſe ſeine Seele! Was hat er uns früher viele Brüderlein erſchlagen." — „Dieſer höchſt ungeiſtliche Graf, der erſt vor ein paar Jahren — plötzlich — der Welt entſagt hatte! Dieſer Weltling ſchnappte mir mein ſchwer verdientes Bistum weg! Bei meines Vaters Grab! Er ſoll's nicht lang mehr tragen."

Zwentibold lehnte ſich zurück, blinzelte dem Prieſter zu und wölbte die dicken Lippen zu einem gelinden, aber ausdrucksvollen Pfeifen: „Ahi! Aho! Fange an zu begreifen!" — „Das geht — ſcheint's — langſam, Fürſt, bei Berunzanen wie bei Deutſchen. Meintet Ihr wirklich bisher, für eines andern Macht müht ſich der Königsſohn Italiens ſo emſig ab, feilſcht um die Hilfe Eurer wilden Horde, begiebt ſich in hohe Fährlichkeit? Denn Reichsverrat iſt was wir treiben: — ich, mit Wolluſt, in klarem Bewußtſein: — der ehrenfeſte Biſchof unbewußt, aber doch mit mahnendem Gewiſſen. Das Leben kann mir's koſten: — im Gefecht oder — nach der Niederlage: — am Galgen. Denn Graf Gerwalt verſteht keinen Scherz." „Mich wundert doch," ſprach der Wende, kopfſchüttelnd, „daß es der Rothenburger thut. Er focht ſo treu für dieſes Reich." — „Gerade ſo treu ficht er jetzt für ſeines Bistums Recht.

Aber Ihr habt nicht Unrecht. Ich hätte ihn nicht soweit getrieben ohne einen glücklichen Zufall. Der Graf, dem er den Gau zunächst abkämpfen muß, dieser Graf Gerwalt, — er haßt ihn tödlich.“ — „Warum?“ — „Weiß nicht. Man flüstert in der Stadt, der Graf habe ihn ausgestochen in der Gunst der schönen Kaiserwitwe. Ich entdeckte diesen Haß, als — erst ganz vor kurzem — Gerwalt, bisher Graf des Deutzgaues gegenüber Köln, den Waldsassengau mit Würzburg erhielt. Der Rothenburger wurde glutrot vor Zorn bei der Nachricht. Erst seit es gegen Gerwalt fechten heißt, will er — im Notfall — fechten. Im Notfall! wie er meint: denn erst will er den Spruch des Reichstags abwarten: — nur falls dieser sein sonnenklares Recht nicht anerkennt . . . .“ „Kann nix solang warten,“ grollte der Slave. „Gewiß nicht! Deshalb hab' ich, statt Euch erst Wartegeld zu zahlen, gleich fest mit Euch abgeschlossen. Wann brecht Ihr auf?“

„Sobald mein frischer Zuzug eingetroffen aus Tethin: zweihundert Lanzen!“ — „Gut! Seid Ihr einmal — in seinem Namen — eingebrochen in den Gau, kann er nicht mehr zurück. Er darf nicht mehr Zeit haben, zu bereuen. Deshalb wollen wir auch gleich wegziehen von hier und unsere Spur verbergen, damit mich seine etwaigen Boten nicht finden und abrufen können. Denn es gelang mir doch nur dadurch ihn fortzureißen, daß ich dem verhaßten Grafen Droh- und Hohnworte in den Mund legte, die dieser nie gesprochen! Ich erfand sie — jenem Gerücht angepaßt! Das half! Wie der Stier aufs rote Tuch stürmte der plumpe Deutsche darauf hin los. Aber nun merkt auf. Jetzt kommt die Hauptsache. Der Rothenburger —“ er stand auf, trat vor die halb offene Thür in das Freie und überzeugte sich, daß dort niemand das Ohr an die dünne Bretterwand lehnte. Dann kam er

zurück, warf einen Blick in die anſtoßende Küche, ſah, daß dieſe völlig leer war, trat nun dicht an ſeinen Verbündeten heran und flüſterte dieſem in das Ohr: „der Biſchof darf ſeinen Sieg nicht überleben.“ „Aha,“ nickte der Slave. „Meint Ihr, ich will noch jahrelang in ſeinem Dienſt, als ſein Knecht, zuſehen, wie er mit den von Kaiſer Karl verliehenen Rechten den Gau beherrſcht, den er mir verdankt? O nein! Ohne Zweifel werde ich zu ſeinem Nachfolger gewählt: — er ſelbſt hat im voraus, falls er ſtürbe, die Stimmen des Kapitels für mich gewonnen: — ſo möge denn ſein eigener Wunſch geſchehen: — aber bald.“ — „Jedoch wie ſoll . . .?“ — „Merkt auf! Er wird nicht fehlen in dem Gefecht! Er läßt ſich's nicht nehmen, ſelbſt den Überfall der Burg — denn die vor allem müſſen wir nehmen! — zu leiten.“ — „Ich führe meine Wölflein ſelbſt,“ erwiderte der Häuptling ſchroff. „Und nicht ſchlecht, glaubt mir. Hab' was gelernt im Dienſt der Byzantiner! Nix ſo tölpelig bloß dreinſchlagen wie dieſe Deutſchen!“

„Schon gut. Aber der Rothenburger kämpft jedenfalls mit. Nun wohl! Nach dem Sieg — den ſoll er uns noch erkämpfen helfen! — fliegt nicht ein Pfeil oft irr im Gefecht? Auf der Verfolgung der Fliehenden? Kann ihn nicht ein Geſchoß — falſch gezielt — von Euren eigenen Leuten treffen?“ Zwentibold ſprang auf: „Oder ein geworfenes Meſſer! Sind vergiftet. Ein Hautritz — muß ſterben. Fehle nie meinen Mann. Es gilt! Aber dann . . . .“ — „Das Doppelte!“ — „Nix genug.“ — „Wie, Unerſättlicher? Ich bringe — auch als Biſchof — nicht mehr auf.“ — „Nix mehr an Geld. Erſt das Doppelte. Dann — andres. Iſt wilder, luſtiger! Vorerſt: meine Wölflein müßt Ihr auch in die Thore hinein laſſen.“ — „Er will's zwar nicht. Aber der Überfall der Burg — der Kriegsmann in ihm wird's einſehen —

gelingt am ſicherſten ſo. Ihr ſollt hinein!“ — „Hui wohl! Dann — liegt er erſt tot — nix zahm die Hand hinhalten, wie Bettler um Geſchenklein — dann —“ Die Augen des Slaven funkelten, wie die des Raubtieres, das zum Sprunge niederduckt. „Nun, was dann?“ „Plündern!“ ſtieß Zwentibold hervor mit ſchnalzender Zunge. „Nur zwölf Stunden! Mit Brand und Blut und — nix zu vergeſſen! — die Weiblein küſſen, — ohne kirchlichen Segen. Ihr wißt, wir brauchen den nix,“ höhnte er, „ſind nix getauft!“ — „Das muß ich doch . . .“ — „Erſt überlegen? Nix! Herr Biſchof Berengar muß!“ Seine Fauſt fuhr an den Schwertgriff. „Oho! Es giebt der Söldner noch mehr.“ „Wohl“, lachte der Häuptling, daß ſeine weißen Zähne blitzten. „Aber Zwentibold, Spithinieffs Sohn, kennt jetzt des Herrn Archidiakons Geheimniſſe.“ „Was wollt Ihr damit ſagen?“ fragte der Lombarde, ſcheinbar ruhig, aber er ward ganz bleich unter ſeiner gelben Haut.

„Ihr ſeid nix ſo dumm, das nicht zu erraten! Entweder Ihr thut nach meinem Willen oder ich fange an, Geſchichtlein zu erzählen. Dankbare Hörer, gut zahlende, werd' ich finden: den Herrn Kaiſer, den Grafen Gerwalt und — nicht zum mindeſten — den Biſchof Heinrich.“ Er ſprang auf. Berengar that desgleichen und reichte ihm die Hand. „Es ſei! Ich gönn' es dieſen Deutſchen!“

Drittes Buch.

I.

Es war ein ſtrahlend ſchöner ſonniger Sonntag im Brachmond, ein paar Stunden nach Mittag: da wogte auf den weitgeſtreckten Gemeindewieſen vor der Vorſtadt „auf dem Sande“ eine feſtlich-fröhliche Menge.

Denn der Verband der Bogenſchützen feierte die Wiederkehr des Tages, an dem vor fünfzig Jahren König Otto der Große ihnen durch einen Gnadenbrief die Rechte einer Genoſſenſchaft und allerlei Freiheiten und Befugniſſe verliehen, auch die königliche Kammer angewieſen hatte, alle fünf Jahre drei große Stückfäſſer Wein der Schützenſchaft zu verabreichen, wenn ſie an dieſem Tag ein Bogenſchießen halten wolle; ſie hatte es immer gewollt!

Auch heute drängte ſich da draußen vor dem Südthor ſo ziemlich alles, was die Beine rühren und die enge, heiße Stadt verlaſſen konnte: denn zur Luſtbarkeit ließen ſie ſich ſchon damals recht leicht bewegen, die guten Burgenſen der fröhlichen Stadt am Main.

Männer und Weiber, dieſe gar oft ganz kleine Kinder auf den Armen oder auch auf dem Rücken in einem Huckekorb oder einer „Butte“ feſtgebunden tragend, Laien und Prieſter und Mönche, biſchöfliche Dienſtmannen, Pfahlbürger und zumal auch viele Bauern und Winzer aus den benach-

barten Dörfern und Höfen wallten und wogten hier durcheinander; es fiel auf, daß die Reisigen des Grafen fehlten: aber die wenigen, welche ihm nicht über die Alpen gefolgt waren, durften die Burgwacht nicht verlassen.

Gerade an der Stelle, wo sich heute die Straßen nach Randersacker und nach Heidingsfeld gabeln und wo auch dermalen — gegenüber dem Ehehaltenhause — ein Wirtshaus steht, hatte ein Wirt für das allzeit durstige Völklein — denn die drei Fässer reichten bei weitem nicht! — zu dem Festtage eine sehr bescheidene Schenke aufgezimmert: über ein paar tannenen Tischen und Bänken spannte sich, von belaubten Birkenstämmlein getragen, aus Segeltuch ein luftiges Gezelt: grüne Gewinde von Schilf und Zweigen waren darüber hingezogen: oberhalb des Eingangspförtleins schwankte ein Kranz von Rebenblättern: roter Teufelsabbiß, weißer Ehrenpreis, zierlicher Frauenschuh waren hineingeflochten.

Hastig lief der Wirt, der sonst gar behäbige Bezzo, mit den Zinnkrügen und Holzbechern voll billigen weißen Weines zwischen den Bänken auf und ab, sein rosig Töchterlein zu gleichem Eifer mit manchem Scheltwort treibend. „Röschen! daß dich der Donner verschlag! Was steckst du wieder solang bei dem Schlingel von einem Waffenschmied? Und der würdige Kapellan von Sankt Burchhard und sogar der Nachbar Spedilo, der brave und gerechte Büttnermeister, müssen schier vor Durst verschmachten! Der Bettelbub, der Scheibennarr zahlt dir doch nie ein Handgeld über die Schuldigkeit hinaus."

Verschämt wischte sich die Kleine das Mündchen: „Ei, ich bin mit dem Mundgeld zufrieden!" und eilig sprang sie nun zu der Bank, wo mehrere Geistliche und ältere angesehene Bürger der Stadt um einen weißgescheuerten Ahorntisch versammelt saßen, dabei der dicke Büttner, der

ſich vergeblich bemühte, der Flinken den Arm um die ſchlanken Hüften zu legen; der junge Waffenſchmied aber rief, ſich das braune Bärtchen ſtreichend: „Ei, Vater Bezzo, Ihr müßtet von Rechts wegen dem Gaſt noch Mundgeld obendrein zahlen, der Euern ſauern Roſtputzerwein hinunterwürgt.“

„Gelbſchnabel, unverſchämter! Für dich wird wohl eigens Herr Supſo den Edeltrank vom Stein- oder vom Harfenhang ſchenken? Wann zahlſt du deinen letzten, vorletzten und drittvorletzten Trunk?“ — „Auf der Hochzeit mit Röschen, Vater Bezzo!“ — „Der Teufel iſt dein Vater.“ — „Nein, der wird ja mein Schwiegervater!“ — „Ich werd' euch,“ grollte von dem geiſtlichen Tiſche her der Baß des Kapellans, „wer nennt da ſo keck den üblen Höllenwirt? Dann kommt er gar raſch herbei.“ „Fürcht' ihn nit!“ lachte der Waffenſchmied, „ich ſchieß' ihn zuſammen auf fünfhundert Schritt wie einen alten Auerhahn. Mein früherer Herr, Junker Hellmuth, hat's geſagt: zwei Burſchen wie er und ich reiten allen Teufeln entgegen. Da kommt der Ritter! Er ſoll euch zeigen, daß er noch viel beſſer ſchießt als ich.“

Damit ſprang der hübſche Burſche auf und eilte einem anſehnlichen Zug entgegen, der eben von der Stadt her auf die Feſtwieſe gelangte. Es war der Biſchof ſelbſt, begleitet von vielen ſeiner Geiſtlichen, von ſeinen Junkern und den Edelfräulein. Während Herr Heinrich von den Älteſten der Schützengilde ehrerbietig empfangen und mit ſeinem geiſtlichen Gefolg in eine vorbehaltene feſtlich geſchmückte Laube geleitet ward, miſchten ſich ſeine weltlichen Begleiter unter die Menge.

„Ich hörte ſchon unterwegs,“ begann Hellmuth, „von Gäſten, die von der Wieſe bereits nach Hauſe trachten, wer heute — wieder einmal! — den beſten Schuß gethan.“ —

„Ja, bis jetzt — weil Ihr nicht mit geschossen. Kommt, Herr! Bogen und Pfeile liegen bereit. Dort: den Rebhügel aufwärts, vor der Weinbergmauer des Geigilo steht die Scheibe. Nun reißt die Augen auf, ihr Stümper: jetzt sollt ihr sehen, was treffen heißt.“ „Ich schieße nicht mehr — im Spiele, Gericho;“ düsteren Blickes schritt er weiter. „Wie schade! — Bei dem letzten Wettschießen, mein Röslein“ (denn sie war schon wieder an seiner Seite! —) „zu Werthheim traf ich das Rote so genau in der Mitte, daß ein besserer Schuß nicht möglich schien. Aber was that er? Was that mein Herr? Er traf doch noch viel, viel besser. Denn er schoß meinen Pfeil mitten entzwei. — Wo lebt — alles in allem — ein junger Held seinesgleichen?“

Diese Worte schlugen an Edels Ohr wie sie, vom Gedräng aufgehalten, mit Minnegard einen Augenblick verweilen mußte: sie schlug die Augen auf, glühendes Rot schoß aus dem stolzen, verhaltenen Herzen in die bleichen Wangen bis unter die lieblich krausen Haare über der Stirn; ganz verstohlen, von keinem gesehen, flog von der Seite ein leuchtender Blick stolzer Freude über die edle Gestalt des Jünglings hin. Aber auch die folgenden Worte Gerichos, obwohl er sie seinem Liebchen leise zuflüsterte, vernahm ihr feines Ohr.

„Der Unselige! Ganz verwandelt ist er. Er lacht nicht mehr. Sogar Roß und Speer, und all' seine Waffenfreude sind ihm verleidet. Er muß verzaubert sein von irgend einem Neider, der ihm den vielen Ruhm nicht gegönnt hat. Wüßt' ich den Zauberer, ich riß ihm das Herz aus dem Leibe.“

„Vielleicht ist's eine Zauberin, die ihn verwunschen,“ meinte Rosbertha mit leisem Grauen. „Es giebt solche. Er ist gar schön. Vielleicht that's Eifersucht — verschmähte

Liebe.“ — „Oder auch: er grämt ſich um ein Weib.“ Haſtig ſchritt Edel fürbaß, Minnegard an der Hand mit ſich ziehend.

„Nun, Nachbar Bezzo,“ rief der dicke Büttner dem Wirte zu, „wann endlich ſchließen wir ab? Ich bin jeden Tag bereit, den Muntſchatz zu zahlen — ſoviel Ihr fordern mögt. Ich kann's! Ich hab's liegen. Ich bin ein Mann, der Frau und Kind ernähren kann.“ „Könnt Ihr ſie auch beſchützen?“ fragte Gericho, blitzenden Auges hinzutretend. „Schämt Ihr Euch nicht, alter Kahlkopf? Rösleins Großvater könntet Ihr ſein!“ „Immer noch jung genug,“ erwiderte der Dicke, „dich, Neſtling, zu züchtigen“: und er holte mit der Rechten, zornig aufſtehend, zum Schlage aus. „Ihr? mich?“ lachte der. „Verſucht's! Für Euch brauch' ich nur die Linke. Da! Seht! Meine Rechte leg' ich auf den Rücken — ſo! — und rühre ſie nicht, bis Ihr am Boden liegt. Kommt an!“

„Nachbar,“ meinte Bezzo, „das könntet Ihr wagen, mein ich. Gebt dem Keckling eine Lehre.“ Sichtlich nicht gerade gern befolgte Spedilo ſeines Freundes Mahnung, hob die beiden Fäuſte und ſchritt drohend gegen den Burſchen heran.

Der unterlief ihn, ſchlang den linken Arm um ſeinen Leib und, ohne den rechten Arm vom Rücken zu löſen, lupfte er den ſchweren Gegner ein wenig in die Höhe, drehte ihn um und warf ihn bäuchlings in das weiche Gras der Wieſe. Lautes Gelächter, toſender Beifall erſcholl von allen Seiten und Gericho hob nun die Rechte, dem ſchwerfällig ſich Aufrichtenden einen herzhaften Schlag auf die unterſten Grenzgebiete ſeines Rückens zu verſetzen.

Aber mitten im Ausholen hielt er ein: er lauſchte, vorgebeugt, flußaufwärts und rief: „Halt! Haltet an!

Still ein wenig! Was iſt das?“ Und er ließ den erhobenen Arm ſinken. — „Jawohl! Stille!“ — „Horcht! Gebt Ruh.“ — „Was für ein Gedröhn!“ — „Dort von Mittag her — auf der großen Straße!“ — „Sind's Feinde?“ — „Die Hunnen kommen wieder!“ rief entſetzt ein altes Weiblein. „Nein! Es ſind Drommeten!“ — „Nein! Poſaunen!“ — „Aber nicht das deutſche Heerhorn!“ — „Und Grabgeſänge tönen drein!“ — „Wie ſchauerlich!“ — „Immer näher kommt's.“ — „Schon ſieht man die Staubwolken!“ — „Viele, viele Reiter!“ — „Und Wagen.“ — „Da! Da ſind die erſten Reiter ſchon!“ — „Was bringen ſie? Was hat das zu bedeuten?“

Und die mehr als zweitauſend Menſchen auf der Wieſe gerieten in wirre Bewegung: Alles drängte den die breite Heerſtraße heranziehenden Ankömmlingen entgegen.

II.

Noch bevor die ſtaubbedeckten Reiter — meiſt Bauern aus den nächſten ſtromaufwärts gelegenen Dörfern — abgeſprungen waren und den neugierig Fragenden Beſcheid gegeben hatten, kam bereits ein gar ſchauerlich ausſehend Gefährt in Sicht.

Vier ſchwarze, mit ſchwarzem Trauerzeug über und über bedeckte Roſſe zogen einen gewaltigen, auf hohen Rädern ſtehenden Wagen, einen italieniſchen »carroccio«: auf dieſem aber war ein bühnenartiges Gerüſt aufgeſchlagen, das, wie der ganze Wagen, auf allen Seiten ebenfalls mit ſchwarzen Tüchern behangen war.

In den vier Ecken des langgeſtreckten breiten Wagens,

der nahezu die ganze Heerſtraße füllte, ſtanden vier Mönche in ſchwarzen Kutten mit weithin hallenden ehernen langen Poſaunen in den Händen, in der Mitte aber, ſie alle überragend, ein fünfter rieſenhoher Mönch, der die ſchwarze Kapuze bis an die Augen über die Stirn gezogen hatte: in der Rechten trug er eine lang hinwallende ſchwere Fahne von ſchwarzer Wolle, in welche mit weißer Farbe plump ein Totenkopf über zwei geſchrägten Knochen gemalt war: alle fünf aber ſangen in ſchauerlichen Tönen — nach den Weiſen eines römiſchen Grabgeſanges — ein Lied: und ſchauerlich ſtimmten ſie ein, die vielen Hunderte von Männern, Frauen, Kindern, die vor dem Wagen ſchritten oder demſelben folgten, alle vom Staube langer Wanderſchaft über und über bedeckt, die meiſten in ſchwarze Gewande gehüllt, viele davon mit Geißeln und Stöcken ſich auf die entblößten Schultern und den Rücken ſchlagend.

Das Lied aber lautete:

„Hört ihr die Poſaunen dröhnen
Und der Bußgeſänge Chor?
Wehe, weh' euch, Adams Söhnen:
Euer Ende ſteht bevor!

Wann des Sommers Sonne wendet,
Bricht der jüngſte Tag herein:
Unter geht die Welt und endet
Und euch droht die ewge Pein.

Auf den Wolken kehrt hernieder
Fürchterlich des Menſchen Sohn,
Rauſchend Cherubimgefieder
Schwirrt um ſeinen Richterthron.

Und ſie reißen aus den Grüften
Sünder aus vermorſchtem Sarg
Und ſie zerren aus den Klüften,
Was ſich zitternd lebend barg.

Alle, die im Erdſchos ſchliefen,
Bannt der Richter ſich daher
Und gehorſam aus den Tiefen
Seine Toten ſpeit das Meer.

Weh euch Männern, weh euch Weibern
Die ihr lebend dies erſchaut!
Weh den Seelen! Weh den Leibern!
Wie mich ſchauert! Wie mir graut!

Thuet Buße! Streuet Aſche,
Aſche auf das ſündge Haupt,
Daß euch Satan nicht erhaſche,
Der im Höllen-Abgrund ſchnaubt.

Euch verkündet Papſt Sylveſter,
Dem's der heilge Geiſt enthüllt,
Nicht ein Wort des Herrn ſteht feſter:
Was er weisſagt, wird erfüllt:

Hört's, ihr Kleinen, hört's, ihr Großen:
Euer Ende bricht herein:
Wer noch zweifelt, iſt verſtoßen
Aus der Kirche Heilverein.

Wann die Sommerſonne wendet,
Mit dem Schlag der Mitternacht, —
Unter geht die Welt und endet: —
Habt auf eure Seelen acht!"

III.

Die Wirkung des Liedes, des ganzen Aufzuges auf die wirre Menge war eine furchtbare.

Nur wenige zwar verſtanden genau die Worte des Geſanges: aber von den dem Wagen nächſten aus verbreitete ſich mit Windeseile bis in die hinterſten Reihen der Heran-

drängenden das kurze, vernichtende Wort: „Es iſt ſo. Die Welt geht unter. Der Papſt hat's ſelbſt geſagt. Er hat befohlen, es zu glauben.“ Was monatelang nur wie ein fernher drohendes Gewölk über den Gedanken der Menſchen geſchwebt hatte — die allermeiſten der leichtlebigen Franken hatten gehofft, es werde ſich zerſtreuen — das hatte ſich nun plötzlich zu einer furchtbaren ſchwarzen Wetterwolke über ihren Häuptern geballt und donnernd zu entladen begonnen. Keiner von den Tauſenden zweifelte mehr. Heulend und ſchreiend liefen ſie durcheinander, Männer wie Weiber, zerriſſen die Kleider, rauften ſich das Haar; einzelne rannten in wahnſinniger Angſt gegen den Fluß zu, ſich zu ertränken. Die meiſten ſtrömten in wilder Flucht nach der Stadt zurück — manch' alt' Weiblein ward dabei umgeworfen und überrannt — die zurückgelaſſenen Ihrigen zu benachrichtigen, zu warnen oder in den Kirchen an den Altären, bei den Überbleibſeln der Heiligen zu beten. Die paar Hunderte aber, die wahrgenommen hatten, daß der lang erwartete Biſchof bereits vor dem ſchrecklichen Aufzug eingetroffen war auf der Wieſe, drängten alle, wie eine Herde Schafe, die der Wolf bedroht, auf ihren Hirten, ſo auf ihren Biſchof zu um Hilfe, Rat, Troſt, Auskunft, Rettung. „Helft, helft, helft, Herr Biſchof! Herr Heinrich, was ſollen wir thun?“ riefen Hunderte von Stimmen. Und der Herr Heinrich that ſeine Hirtenpflicht

Seine Ritter hatten ihm alsbald Bahn gebrochen durch die wogende Menge, ſo daß er ziemlich in die Nähe des ſchauerlichen Wagens gelangte und den Sinn des Liedes genau verſtehen konnte. Seine Junker und er ſelbſt, mächtig den Fliehenden ſich entgegenſtemmend, die beiden Mädchen hinter ſich deckend, hielten auch nun, nachdem der Geſang zu Ende, in dem Gedränge ſtand. Endlich legte ſich der

Lärm, es entstand um den Wagen her eine todesbange Stille: Herr Heinrich drang durch die letzten Reihen des Volkes, die ihn noch von dem schwarzen Gespann trennten: scharf spähten seine Augen auf die Gesichter und Gestalten der fünf Mönche: er kannte keinen. „Wer ist es," rief er mit starker Stimme, weithin vernehmbar allem Volk, „der solche Schrecken zu erregen wagt? Wer will hier das Wort führen im Namen Sylvesters, des heiligen Vaters?"

Da schlug der riesenhafte Mönch in der Mitte des Wagens die Kapuze zurück und sprach! „Ich!"

„Arn!" rief der Bischof mit Entsetzen. „Du! Arn!"

„Nein! Nicht mehr Arn, Bruder Monitor ist mein Name. Abgelegt für immer, abgeschworen habe ich, was an mein sündhaftes Leben in der Welt erinnert." Der Bischof entgegnete: „Wohl! — Aber das ist unweise gehandelt und nicht im Sinne der Kirche, diese gewaltige Wirrnis, plötzlich, ohne Vorbereitung, unter den großen Haufen zu werfen. Schau' hin, welch' Unheil du angerichtet hast. Da tragen sie blutende Kinder, ohnmächtige Weiber vorüber!" — „Heil ihnen, nehmen sie Schaden an ihren Leibern und retten ihre Seelen." — „Warum hast du nicht — in alter Treue — mir, deinem Dienstherrn, deinem Lehnsherrn, zuvor vertraute Kunde geschickt, wie es gutem Boten ziemte?" — „Ich weiß nichts mehr von Treue, Dienst und Lehen! Ich bin Mönch, habe weder Allod noch Lehen und diene nur den Heiligen." „Nun," erwiderte Herr Heinrich heftig, „so bin ich doch Euer Bischof geblieben und als Euer Bischof verbiete ich Euch, den Schrecken in solcher Weise weiter unter meine Gemeinde zu werfen und Verzweiflung zu verbreiten. Ich verbiete Euch, weiter in diesem Aufzug durch meinen Sprengel zu fahren. Als mein Bote seid Ihr ausgesendet worden und

mir allein habt Ihr genauen Bericht zu erſtatten. Ich werde ihn prüfen und werde, was davon für die Gläubigen zu erfahren erſprießlich iſt, unter gehöriger biſchöflicher Vermahnung und Anleitung mitteilen. Herunter mit Euch von dem Gerüſt! Spannt die Pferde von dem Wagen ab!“ Und drohend trat Herr Heinrich dicht an das Geſpann. Aber der Mönch riß aus ſeinem Gürtelſtrick eine Pergamentrolle, hielt ſie ihm entgegen und ſchrie mit gellender Stimme: „Nichts haſt du mir zu befehlen, du allzuweltlicher Biſchof von Würzburg! Als dein Bote ritt ich aus, als Bote des Herrn Papſtes kehre ich wieder. Schau' her! Kennſt du das Siegel? Lies! Mein Orden, der Orden des ſchwarzen Bundes von Garganus, neu geſtiftet unter den furchtbaren Offenbarungen dieſer Wochen von Sankt Nil, dem größten Heiligen und Wunderthäter der Chriſtenheit, ſteht unmittelbar unter dem Papſt: nur der Biſchof von Rom iſt mein Biſchof, er hat mir mit eigner Hand dieſe ſchwarze Fahne gereichet und mich zu ſeinem Vandalarius, zum Bannerträger und Herold des drohenden Gerichts beſtellt. Und der heilige Vater ſelbſt — leſt doch, leſet auch ihr, Ritter und edle Fräulein! — hat mir Auftrag und Befehl gegeben, mit vier andern Brüdern aus Deutſchland in die Heimat zurückzueilen und hier vom Brennerberg an von Gau zu Gau zu ziehen, raſtlos und unhemmbar, bis zur Dänenmark und überall in jedem Dorf, in jeder Stadt zu verkünden: ‚das Ende bricht herein. Thuet Buße! Bereitet euch, den fürchterlichen Richter zu empfangen‘. Und Ihr ſeht, mit welchem Erfolg ich das Wort vom Gericht verkündet habe. All' dieſe vielen Hunderte hinter mir, zu Roß, zu Fuß, zu Wagen, von meiner Verkündung hingeriſſen, haben vom Inn bis zum Main Haus und Hof und Habe verlaſſen und folgen mir nach freiwillig: Männer und Frauen, Jünglinge und Greiſe,

um die ſchreckende Kunde weiterzutragen und die eignen Seelen zu retten, indem ſie andre warnen, aufrütteln und erretten vor dem ewigen Verderben. Und überall will ich laut verkünden vor allem Volk — nicht vor Biſchof oder Prieſter im geheimen! — das große Wunder, das der Herr in Welſchland an mir gethan."

Inzwiſchen hatte der Biſchof das Pergament durchflogen, das ihm der Mönch von dem Wagen herunter gereicht: — er prüfte nun und erkannte als echt das große daran hangende päpſtliche Siegel: ſeufzend gab er das Schreiben dem Mönche zurück und mahnte ſeine Junker, welche bereits ſich anſchickten, die ſchwarz behangenen Pferde auszuſpannen, davon abzulaſſen.

„Kein Zweifel," ſprach er. „Es iſt alles, wie er ſagt. Ich habe kein Recht, dem Boten des heiligen Vaters das Wort zu verbieten. So redet denn in Gottes und der Heiligen Namen! — Seid Ihr zu Ende, wird der Biſchof anordnen, welche geiſtlichen Vorbereitungen geſchehen ſollen."

Er trat nun mit ſeinem Gefolg ein paar Schritte von dem Wagen zurück: auf einen Wink Monitors ſtießen die andern Mönche wieder dreimal in die ehernen Poſaunen: — weit dröhnten ſie über das Blachfeld hin: eine bange, eine ungeheure Stille entſtand.

IV.

Der Biſchof und die Seinen betrachteten mit Staunen, mit leiſem Grauen die Verwandlung, welche die Geſtalt des hünenhaften, breitſchultrigen Jägermeiſters verändert hatte. Er war kaum wieder zu erkennen. Zum Knochen-

gerippe war der einſt kraftſtrotzende Leib abgemagert, mit Mühe hielt die hagere Geſtalt ſich auf den Fahnenſchaft geſtützt aufrecht, die Wangen waren völlig eingefallen und von wachsgelber Leichenfarbe, die Backenknochen ragten ſpitz hervor, unabläſſig zuckte es krampfhaft um die glattgeſchornen Lippen und aus den tiefen, von ſchwarzen Schatten umränderten Höhlen ſchoſſen die unheimlichen Augen Blicke von fanatiſchem Wahnſinn. Er zitterte am ganzen Leib: — es war wohl das welſche Fieber: — oft unterbrach das Klappern der Zähne den Fluß ſeiner Worte.

Und die gewaltige Fahne mit der Linken an ſeine Bruſt drückend hob er an mit lauter ſchriller, markdurchgellender Stimme: „Höret mich! Höre mich, alles Volk der Deutſchen! Wer Ohren hat zu hören, der höre! Denn aus meinem, ihres unwürdigſten Knechtes, Mund redet der heilige Geiſt, redet Sankt Petrus, redet deſſen Statthalter auf Erden, der Herr Papſt zu Rom, redet der große Wunderthäter Sankt Nil im Land Italia und redet auch der oberſte Herr der Weltlichkeit auf Erden — ſolang ſie noch beſtehen wird! — der Herr Kaiſer Otto. Euch, ihr Ritter, Geiſtliche und Dienſtmannen des Biſchofs von Würzburg, bin ich allen wohl bekannt. Aber auch die meiſten Bürger dieſer Stadt und gar viel Bauern der Dörfer und Höfe kennen mich gut, der ich in der Weltlichkeit Arn hieß, des Helmbrecht Sohn aus Salzburg. Und wiſſet wohl: ich war der Jägermeiſter des Biſchofs und war aller Weltlinge weltlichſter und ſündigſter. Aus dem Bayerland war ich und allerwegs gerichtet nicht auf das Geiſtliche und Himmliſche, ſondern auf das Fleiſchliche und Irdiſche: kein Felsgrat in meinen Bergen war mir zu ſteil vom Wetterſtein bis zum hohen Ortler: wohin der ſchwindelfreie Gemsbock ſtieg, da ſtieg ich nach. Des

Weines trank ich mehr als drei Männer zuſammen und mit drei Männern zumal zu raufen hab' ich mich nie geſcheut. Dem Bären ging ich an den Leib, allein, Schwert in Hand. Beim Reigentanz war ich der erſte auf dem Platz und der letzte, aber auch beim Waffentanz in Puſterthal und Krain mit Wenden, mit Arabern und Welſchen in Calabria. Ach und manche Maid in manchem Land hab' ich zerſtört durch meine wilde Minne! Und viel, viel Blut von Erſchlagenen — in Krieg und in Frieden! — klebt an meinen Händen. Viel öfter lief ich zu Wald mit Rado, dem argen, argen Heiden — dort ſteht er und wendet ſich finſter von mir! — als in den Dom, wann der Biſchof die Meſſe ſang. Dieſe Welt, dieſe luſtige Erde, mit Jagdhornklang und Becherſchwang und Speeredrang und Mädchenfang: — ſie war mein alles. Und als nun vor vielen Monden zuerſt das Wort vom nahenden Gericht auch in unſeren Gau drang, da war keiner unter all den Dienſtleuten des Biſchofs, der weniger daran glaubte, der übermütiger, frevelhafter — verzeihe mir Sankt Petrus! — darüber ſpottete als ich. Und gerade mich wählte er als ſeinen Boten nach Rom. Wie lachte mein ſündhaft begehrlich Herz bei dem willkommenen Auftrag! Ich freute mich auf ein üppig Feld von Sünden und ich trieb's danach von hier bis Rom. Auch Rom machte mich durchaus nicht beſſer. Nicht einmal das Grab der Apoſtelfürſten! Aber bald darauf — da kam über mich die erlöſende Zermalmung, die beſeligende Zerknirſchung, die errettende Verfinſterung des natürlichen Verſtandes durch das Übernatürliche, das Wunder, das unſrer ſündhaft ſtolzen Vernunft eitel Thorheit iſt."

V.

„Ich erforſchte, der Papſt weilte zur Zeit nicht in der ewigen Stadt. Er war mit dem Herrn Kaiſer und mit großem Gefolge von Geiſtlichen und Laien — und viele Tauſende von Römern und Welſchen aus der Campagna hatten ſich alsbald dem Zug angeſchloſſen — gepilgert nach dem Kloſter des heiligen Michael auf dem Berge Garganus zu Nilus, dem greiſen Einſiedler, der in einer Höhle jenes Berges hauſte. Viele, viele Wunder hatte der Herr durch ihn bereits gethan, der auch zuerſt ſchon ſeit Monaten die große Botſchaft von dem nahenden Gericht verkündet hatte. Der Herr Papſt hatte ſich heftig wider jene Verkündung geſträubt: er beſchloß, mit allen ſeinen gelehrteſten Prieſtern und Scholarchen und mit einem ganzen Laſtwagen voll heiliger Schriften — den Beweismitteln für ſeinen Unglauben! — ſelbſt hinzuziehen zu dem Manne Gottes: denn der hatte ſich geweigert, auf den Ruf des Herrn Papſtes nach Rom zu dieſem zu kommen: Sankt Petrus hatte ihm im Traumgeſicht verboten, die enge Felſenhöhle zu verlaſſen, bevor die Engel des Gerichts ihn ſelbſt daraus abholen würden. Und wollte der Herr Papſt durch ſeine faſt zauberhafte Gelehrſamkeit den ſchlichten Einſiedler widerlegen, und ihm — bei Strafe der Ausſtoßung aus der kirchlichen Gemeinſchaft — verbieten, — ganz wie vorhin jener Biſchof mir! — ſolche Schreckniſſe zu verbreiten unter dem Volke. Der Herr Kaiſer begleitete ihn: ſeine ſchwärmeriſch glühende Jünglingsſeele vertraute viel mehr als der gelehrte Papſt dem Worte des großen Büßers: denn der Greis hatte ihm ſchon manches geweisſagt von Plänen ſeiner Feinde in Rom, und alles war eingetroffen. Ich aber — als ſie mir das erzählten — ich

Frevler lachte laut und ſpottete — der Heilige hat es mir in der Beichte vergeben! —: ‚ei, hat der alte Schlaukopf ſo gute Späher in Rom?‘ Und alſo, lachenden, höhnenden Mundes all den Weg über, eilte ich tagelang von Rom gen Süden bis zum Berge Garganus durch das Volk hin, das zu vielen, vielen Tauſenden zu Fuß, oft auf den Knieen rutſchend, ſchwere Eiſenketten ſchleppend, die nackten Rücken geißelnd bis aufs Blut, unabläſſig Pſalmen ſingend und betend alle Wege, die von Nord nach Süd zu dem Weisſager führten, wimmelnd bedeckten wie wandernde Ämſen. Und als ich endlich an dem Fuße des ſteilen Berges vom Gaule ſprang, rief ich meinem Roßknecht zu: ‚Jetzt paß auf! Denn jedenfalls erlebſt du heut' ein Wunder. Ich ſteige jetzt da hinauf zu dem Alten. Steige ich ungläubig herunter — iſt's ein großes Wunder für all' die Tauſende, die da herum kriechen und knieen und klettern. Steig' ich aber gläubig herunter, mein Sohn, dann iſt's ein noch viel größer Wunder — für mich.‘

Aber ich ſtieg gar nicht mehr herunter! Ein Weltling ſtieg hinauf: — einen Mönch trugen ſie herab. Denn .... ah meine Freunde! Wie ſoll ich's euch ſchildern! Als ich endlich durch das Gedränge der Hunderte und Tauſende die Höhe erſtiegen hatte, da ergriff mich, den ſchwindelfreien Gemſenſchütz, alsbald ein ſeltſam kreiſelnd Schwirren im Kopfe. Furchtbar heiß brannte die kalabriſche Mittagsſonne gerade ſenkrecht auf die nackten Schieferfelſen: nirgends ein Baum, ein Strauch, nirgends ein Streifen Schattens! — Und ſtundenlang mußte ich ſo harren, an dem Platz, an dem mich, nachdem ich die Hochplatte erſtiegen, ein Prieſter eingereiht hatte hinter vielen hundert andern Pilgern, die vor mir eingetroffen waren und nun alle harren mußten, bis ſie nachrücken konnten in die enge Höhle. Viele Stunden ſtand ich ſo!

Die Welſchen ſind's gewöhnt, barhaupt in der ärgſten Sonnenglut auszuhalten: und ich — ich — mußte es nun auch. Denn meinen breitrandigen Reiſehut, den ich allein trotzig auf dem Kopf behalten hatte, als ich in die Reihe trat, den hatten ſie mir flugs abgeriſſen und den Felshang hinuntergeworfen: — raufen konnt' ich nicht: konnt' ich doch die Arme nicht heben, ſo eng war ich eingekeilt. Und mir war, als finge unter der ſtechenden Mittagsſonne mein Gehirn an zu ſieden, nein, zu braten: ich konnte kaum mehr denken: in meinen Ohren ſang es wie das Geſumms von ganzen Heerſcharen von Mücken!

Endlich — traf uns die Reihe.

Kaum trugen mich die Füße noch die paar Schritte bis an den Eingang der Höhle: meine Schläfe pochten. Da empfing mich in dem Eingang ein ſolch furchtbares Geſchmetter von Poſaunen und Drommeten, daß ich glaubte, der Kopf platze mir auseinander.

Und ein Weihrauchduft, wie ich ihn ſo ſüß, aber auch ſo betäubend ſtark nie geſchmeckt, quoll und qualmte mir entgegen: mit Mühe rang ich nach Luft! Und aus dem Hintergrund der ſchmalen, aber ſehr langen Grotte ſtrahlte mir in dem ganz dunkeln Eingang entgegen ein Meer von Licht, von tauſend und aber tauſend Kerzen: geblendet, ſchloß ich die Augen: ſie zuckten mir vor Schmerz. Aber gleich that ich ſie wieder auf, erſchrocken, erſchüttert bis in den Grund der Seele.

Denn eine Mark durchbohrende Stimme, die aus dem Grabe, — nein doch! aus der andern Welt! — zu dringen ſchien, ſchlug an mein Ohr: „Berene! Büße! Das Gericht iſt nah."

Und ich ſah mir gegenüber den Heiligen!

O meine Lieben, das war kein Menſch mehr! Eine hohe hagere Geſtalt, nackt bis zum Gürtel. Das gewaltige

Haupt umflattert von wirrem weißem Haar: aus tiefen Höhlen sprühten die kohlschwarzen verzückten Augen Feuer: man sah ihnen an, die schauten Himmel und Hölle offen. Und neben ihm kniete, in einem härenen Gewand, Asche auf dem Haupte — gar wohl kannte ich ihn aus unserem letzten Kriegszuge gegen die empörten Römer, — der Herr Papst, der gelehrte Sylvester, und er, der Stolz der Wissenschaft, küßte demütig die halbnackten Füße und umschlang seine Kniee und rief: ‚Ich büße! ich bereue! Ich bereue meinen hochfärtigen Unglauben! Denn wahrlich, wahrlich ich sage euch: diesem Ungelehrten hat der Herr sich offenbart. Und das Gericht des Herrn ist nahe.‘

Wohl schlug mir das Herz vor Grauen an die Rippen, daß ich meinte, es müsse mir zerspringen. Aber es war ein gar trotzig Herz und wollte nicht nachgeben. ‚Ach was,‘ sagte zu mir dies sündhafte Herz: ‚Pfaff ist Pfaff: auch der Herr Papst ist Pfaff: — leicht glaubt er dem andern Pfaffen.‘ Aber da — o meine Geliebten . . .!“

Und überwältigt von der Erinnerung knickte die hünenhafte Gestalt zusammen; der Mönch brach in lautes Schluchzen aus, der Kopf schlug ihm mit der Stirn auf dem Gerüst auf.

Das wirkte noch mehr als alle seine Worte. Ein Murmeln des Grauens lief durch die Menge. Die Männer zitterten vor Erregung, viele Weiber ergriff krampfhaftes Weinen: selbst Herr Heinrich preßte die Linke auf das tapfere Herz.

VI.

Aber ſchon erhob Monitor wieder das Haupt und fuhr fort: „Da erſah ich zur Linken des Heiligen einen andern knieen! Wohl kannt' ich auch den — und doch! — ich erkannte ihn kaum wieder. Eine herrliche blühende Jünglingsgeſtalt — von goldenem Gelock das Haupt umwallt — ſchön wie die marmornen nackten Götter, die man zu Rom aus dem Schutte der Heidentempel gräbt. Nackt war auch der Jüngling, bis auf einen Lendenſchurz von ſchwarzer Schafwolle: — und in Bächen, in Strömen rieſelte ihm das rote Blut von Rücken, Bruſt, Seiten und Beinen. Denn unabläſſig, grimmig, mit aller Kraft ſeines Armes geißelte ſich vor allem Volk der Jüngling mit einer ſiebenſträngigen Geißel, ein Eiſenſtachel am Ende jedes Stranges, und unabläſſig ſchrie und keuchte er mit ſchon verſagender Stimme: ‚Ich büße, ich bereue. Ich bereue jeden Gedanken, den ich jemals der Welt und ihrer nichtigen Herrlichkeit zugewendet und dem Reiche des Herrn entzogen habe. Denn — ſchon ſeh' ich es vor Augen! — es nahet das Gericht des Herrn!' Und nun — denn ich meinte, die Stimme zu erkennen — nun ſchärfte ich meine Augen, auch das Antlitz des ſchönen Jünglings in der Weihrauchwolke genau zu ſehen . . . .

— O Heiland der Welt! — — —

Ja, er war es! Aber wie furchtbar verwandelt, wie entſtellt, wie abgethan all' der freudigen ſtolzen Herrlichkeit, die einſt ihn geſchmückt, unſere Freude, unſeren Stolz. Denn — hört es, höret es alle! — er, der uns allen das leuchtende Beiſpiel des Glaubens und der blutigſten Büßung gab — er, der zum Entſetzen herabgemagert, nackt, wie ein Verbrecher bei dem Staupenſchlag, vor allem Volk ſich

ſelbſt zergeißelte — Er war es — mein Herr, euer, unſer aller Herr: es war des großen Otto herrlicher Enkel, der Deutſchen und der Lombarden König, des römiſchen Kaiſers Majeſtät, der Herr der Welt — Herr Otto war's der Dritte!"

Da ging ein Stöhnen, ein dumpfer Schrei des tiefſten Wehs über den Jammer aller irdiſchen Größe und doch auch einer gewiſſen grauſigen Wonne durch die vielen Hunderte hin.

„Und nun," fuhr der Mönch, ſich hoch aufrichtend, fort: „Nun geſchah mir das Ärgſte. Ich wankte, meiner Sinne nicht mehr mächtig, dem blutüberſtrömten nackten Jüngling entgegen, ich ſtreckte meine beiden Hände gegen ihn aus: — da — da traf ſein Auge auf das meine, er erkannte mich und in wildem Schrecken ſchrie er: ‚Wehe, weh! Ich kenne dich! Du biſt Arn, der wilde, arge Arn, der Genoſſe ſo vieler meiner Sünden in Krieg und Jagd und Gelag. Ach, du heiliger Mann Gottes! Das iſt derſelbe — man hat ihn erkannt, wie er davonjagte aus dem Thore von Florenz und hat es mir gemeldet — der auf dem Marktplatz dort, auf Antrieb und in der Larve des Teufels, unter die Büßenden ſprengte. Er trägt einen Dämon im Leib. Er iſt beſeſſen. Heiliger Mann Gottes, treibe den Teufel aus ſeiner Seele.'

Und ohnmächtig ſank der junge Kaiſer zuſammen.

Nun aber — wehe! wie geſchah mir! Alle, alle um mich her ſchrieen: ‚Er hat einen Dämon! Er hat einen Dämon!' Und der fürchterliche, der hagere Heilige ſchritt gerade gegen mich heran und ſtreckte die beiden knöchernen Arme gegen mich aus und bohrte mir die brennenden Augen in meine glanzgeblendeten, ſchmerzenden Augen und ſprach in ſchauerlichem Grabeston: ‚Ja, ich ſehe es, mein Sohn: aber nicht Einen Dämon, vier Dämonen trägſt du in dir

von Jugend auf: den Saufdämon, den Wolluſtdämon, den Kampfdämon, den Spottdämon. Ich aber — ich bin vom Herrn berufen ſie von dir auszutreiben und deshalb hat dich der Herr hierher geſandt zu dieſer Stunde. Auf, ihr Gerechten und Geheiligten, greift ihn, bindet ihn und geißelt ihn bis aufs Blut.'

Ich ſchrie auf!

Aber nicht aus Furcht vor den Schlägen, die nun von zwanzig Geißeln auf mich niederhagelten: nein, wahrlich nein! Sondern ich ſchrie auf vor Entſetzen über mich ſelbſt, vor Grauen über mein vergangenes Leben, aus Furcht vor den Teufeln in mir. Ich ſchrie, weil ich's fühlte, weil ich's denken mußte in meinem brennenden Hirn: ‚Er hat Recht! Weisſagend hat der Heilige, der mich nie geſehen, mein Inneres, und den Inhalt meines Lebens aus meinen Augen geleſen.' Und ich ſpürte, wie die Dämonen in mir ſich bäumten und wanden, wie aufſteigende Schlangen. Und ich ſchrie mit letzter Kraft: ‚Ja, ja, ihr Frommen! Der Heilige ſprach wahr. Ein Wunder! Ein Wunder! Er hat ſie erkannt, — die Dämonen, von denen ich beſeſſen bin dreißig Jahre. O treibt ſie aus! O rettet meine Seele.'

Das war das letzte, was ich hörte und wußte auf lange, lange Zeit.

Als ich meiner Sinne wieder mächtig war, lag ich in dem Krankenſaal des Kloſters des heiligen Michael und ſtak in der Kutte der ſchwarzen Brüder von Garganus.

Und an meinem Pfühle ſaßen der Herr Kaiſer zur Linken und der Herr Papſt zur Rechten, zu meinen Häupten aber ſtand der Heilige, und ſprach: ‚Sehet, es iſt geſchehen, wie ich gebetet, wie ich geweisſagt. Er ſollte ja ſterben müſſen, ſprach euer griechiſcher Arzt, Herr Kaiſer, an »sideratio« wie er's nannte: — Sonnenſtich, das ſollte

das ganze Wunder sein! Ich aber fragte den gelehrten Spötter: Ei, hat die Sonne auch seine Seele gestochen? Warum ist er geworden aus einem Saulus ein Paulus? Wahrlich, wahrlich ich sage euch: ich kleide diesen geretteten Sünder in das Gewand meiner schwarzen Brüder und er wird nicht sterben. Oder, wenn er stirbt, wird er nach dreien Tagen wieder auferstehen von den Toten. So sprach ich. Wohlan: es ist der dritte Tag — er schlägt die Augen auf — er ist genesen. Ausgefahren aber von ihm auf immerdar sind seine vier Dämonen.' —

Und er beugte sich über mich und sah mir in den Grund der Seele mit diesen überirdischen Augen und forschte feierlich: ‚Ich frage dich im Namen des Herrn, mein Sohn: nicht wahr, du bereuest, du büßest und du glaubst an das Nahen des Gerichts?' Und bei dem Klange dieser Stimme kam mir zurück die Erinnerung an alles, was ich in der Höhle gehört, gesehen und erlebt, und erschauernd sprach ich: ‚Ja, du Heiliger des Herrn, ich bereue, ich büße und ich glaube an das Nahen des Gerichts.' Da warfen sich der Herr Papst und der Herr Kaiser zu des Heiligen Füßen und umfingen seine Kniee und küßten sie und der Herr Papst rief: ‚Heil mir, nun hab ich, was ich immer gewünscht zur Verscheuchung meiner Zweifel: nun hab ich eines deiner Wunder mit Augen gesehen!'

Der junge Kaiser aber schluchzte unter Thränen: ‚Wohl mir, daß ich nie an dir gezweifelt, du Heiliger des Herrn.' Und ich beichtete dem Propheten. Und als Buße — ach wie geringe Buße! — legte er mir auf, von Stund an nie mehr im Leben Fleisch zu essen und überhaupt nur jeden dritten Tag Speise zu nehmen und nie mehr Wein. Und sprach zuletzt: ‚Du zieheſt aus als des heiligen Vaters Sendbote und als der meine. Weil du verspottet hast das Nahen des Gerichts, sollst du das Nahen des Gerichts

verkünden unter den Menſchen deiner Heimat, in dem Land Italien aber nur auf dem Marktplatz zu Florenz: wo der Dämon des Hohnes aus dir ſprach, ſoll der heilige Geiſt der Wahrheit aus dir ſprechen. Und wenn dir in deiner Heimat die Weltlinge nicht glauben und dich verhöhnen, ſo wird das die gerechte Strafe ſein deines Hohnes. Wenn ſie dir aber glauben, wirſt du noch vor dem Nahen des Gerichts erretten die Seelen Vieler und dadurch auch die eigene: denn jener Errettung wird dir der ewige Richter anrechnen als ein gutes Werk.'

Und bald darauf erhielt ich des Herrn Papſtes Brief und Siegel und dieſe ſchwarze Fahne und vom Herrn Kaiſer dieſen ſtattlichen Wagen und die vier Rappen und zog aus auf meine heilige Sendung. Und der Herr hat ſie geſegnet von Florentia an, — wo ſie mein Carroccio ausſpannten und den bekehrten Sünder im Triumph auf ihren Schultern über den Marktplatz in die Kirche trugen, — bis hierher: ihr ſehet dieſe Hunderte von Geretteten.

Ihr aber, o Biſchof und ihr Prieſter von Würzburg und ihr Biſchofsmannen und Bürger und Bauern — o thuet desgleichen wie dieſe. Verſtocket nicht eure Herzen! Ihr ſeht das Wunder vor Augen: das große, das der Heilige gethan hat an Arn, dem argen Sünder. So befolgt denn des Herrn Papſtes, des Herrn Kaiſers, des heiligen Nilus Gebot. Büßet, büßet und glaubet, das Gericht iſt nah: um Mitternacht dieſer Sommerſonnwend — noch wenige Wochen ſind's — geht die Welt in Flammen auf und der jüngſte Tag bricht an."

Da ſtürzte der Mönch bewußtlos zuſammen: Schaum trat ihm vor die Lippen: ſeine Kraft war erſchöpft: er ſank mitſamt ſeiner rieſigen ſchwarzen Fahne in die Arme eines ſeiner Genoſſen: die drei andern aber ſetzten wieder die Poſaunen an den Mund und bliesen und ſchmetterten,

als erſchallten ſchon jetzt die Poſaunen des Gerichts: ſie hieben auf die ſchwarzen Roſſe ein: dieſe zogen an — vorwärts rollte langſam der ſchwere hohe Wagen und ihm folgte ſingend und ſchreiend und heulend alles Volk, die Hunderte von Ankömmlingen, und die Tauſende von Bürgern und Bauern — alles wälzte ſich unaufhaltſam gegen die Stadt zu: der Biſchof und ſein Gefolge vermochten weder ſeitwärts auszuweichen noch den gewaltigen Strom der wild Erregten, der Verzweifelnden aufzuhalten: willenlos wurden ſie mit fortgetragen von dem wogenden Gewühl.

Viertes Buch.

I.

Jetzt gab es Arbeit für den Bischof von Würzburg, geistliche und weltliche! —

Die Wirkungen des Glaubens an das demnächst hereinbrechende Weltende waren im ganzen Abendland gewaltig. Freilich nicht überall gleich starke: In Italien, im Süden von Frankreich wurde die Bevölkerung, an sich von lebhafterer Empfindungsweise und leichter erregbar, in größeren Mengen und leidenschaftlicher ergriffen, weil so nahe den Quellen, von denen die Verkündung ausströmte: süditalische Einsiedler, zuletzt auch Rom. Die kühleren Deutschen nahmen die Sache kühler, mit häufigerer Bezweifelung und, auch wo sie glaubten, mit festerer Haltung auf; in manche Landschaften des Nordens und Ostens war das Gerücht kaum gelangt.

Allein wo, wie im Würzburgischen geschehen war, ein Bote, unmittelbar von Papst und Kaiser und heiligem Wunderthäter entsendet, ein Bote, befeuert von schwärmerisch verzücktem, felsenfestem Glauben, selbst durch ein Wunder erst zu diesem Glauben bekehrt, das schaurige Wort verkündete, — da war die Wirkung eine furchtbare, eine fortreißende. Nicht einer und nicht eine, die den Aufzug des Mönches und seine Bußmahnung auf jener Fest-

wieſe geſehen und gehört, verharrte im Unglauben, hegte noch Zweifel; ſogar der alte Rado raunte Hellmuth zu: „Ja, zur Sonnwend! Iſt richtig! Ich wußt' es längſt. Die Welt geht unter, — aber anders als die Pfaffen wähnen."

Supfo hatte wichtiger Geſchäfte gewaltet und an jenem Nachmittag den Keller nicht verlaſſen.

Noch am ſelben Tage hatte ſich der Zug des Mönches durch die Stadt hindurch den Fluß hinab weiter gewälzt: der Biſchof hatte, mancherlei Wirren in der Gemeinde beſorgend, die baldige Entfernung des ſtarken Haufens in jeder Weiſe begünſtigt und beſchleunigt.

Eines der erſten Geſchäfte Herrn Heinrichs, ſobald er in ſeinen Hof zurückgelangt war, beſtand darin, daß er einen Eilboten in die Gegend von Bamberg ſandte, wo er noch die Lagerung der wendiſchen Söldner vermutete, mit dem ſtrengen Befehl an Berengar, die Verhandlungen abzubrechen, das etwa bereits Bezahlte zu opfern und ſchleunigſt zurückzukehren. Es hatte keinen Sinn mehr, für Sankt Burchhard eine Grafſchaft zu erkämpfen, die in wenigen Wochen in Feuer aufging.

Im übrigen aber hielt der tüchtige, klar-verſtändige Mann ſtreng darauf, daß, unerachtet der frommen Vorbereitung durch Gebet und Bußen, jeder ſeine obliegenden weltlichen Pflichten ſtreng und genau wie immer erfülle, gleichwie er ſelbſt mit beſtem Beiſpiel darin voranging: er ſah voraus, was die Erfahrung der nächſten Tage ſchon beſtätigte, daß die Wirkungen jenes Glaubens keineswegs bloß fromme, wohlthätige, ſittliche ſein würden.

Gegenüber der maßloſen Aufregung der Gemüter, der Furcht vor Tod und Hölle, die zu unthätigem Brüten, zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen, zur Lockerung aller hergebrachten Bande, zur Vernachläſſigung aller Gewohnheiten

und Geschäfte verführte, war das einzige Heilmittel die strenge treue Erfüllung jeder Pflicht, auch der weltlichen. Unermüdlich schärfte er das wie in seinen nun täglichen Predigten, so im Beichtstuhl und im Verkehr mit Geistlichen und Laien ein.

Und wahrlich: es that not!

Die meisten freilich, die Frauen und Mädchen fast ausnahmslos, und auch der weitaus größte Teil der Männer wurden durch die Erwartung des nahenden Endes zur Zerknirschung, Reue und Buße getrieben. Und die Furcht vor dem Zorne des allwissenden Richters bewog Unzählige, nach der sehr bedenklichen Sittenlehre nicht der Kirche zwar, wohl aber der Zeit, die Heiligen zu bestechen, ihre Fürsprache bei dem Herrn dadurch zu gewinnen, daß sie den Heiligen: das heißt deren Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen Geschenke zuwendeten soviel sie nur konnten. Viele, viele Tausende errichteten damals Schenkungen an die Kirchen von Land und Leuten, von nutzbringenden Hoheitsrechten, von Häusern und Feldern, von barem Geld, von Gold- und Silbergerät und Schmuck. Auch dem Bischof von Würzburg wurden jetzt für Sankt Kilian, Sankt Burchhard und andre Heilige solche Vergabungen in einer kaum zu bewältigenden Fülle aufgedrängt. Wenig Freude hatte Herr Heinrich an diesen Äußerungen einer Frömmigkeit, die dem Schenker den Genuß nur auf drei Wochen noch entzog, dem Heiligen nur auf drei Wochen zuwandte und durchaus nicht in Selbstverleugnung, sondern in jämmerlicher Furcht vor den Höllenqualen ihren Beweggrund hatte.

Allein ausschlagen durfte er das Dargebrachte nicht: — das verboten die Canones! — Auch würde die Zurückweisung die Leute erbittert, zur Verzweiflung, zu wüstem vergeudenden Genuß getrieben haben. In solchen Mengen aber drängten sich Schenkungsurkunden und geschenkte Fahr-

habe zuſammen, daß er außer dem Biſchofshaus auch noch andre verfügbare Räume zur Aufnahme anweiſen mußte. Auch das bisher von den beiden Mädchen bewohnte Haus ward hierzu beſtimmt: die Freundinnen mußten ſich trennen. Denn der Biſchof beſtand darauf, daß der Eintritt Minnegardens in das Kloſter nun doch noch zu geſchehen habe. Das Widerſtreben der Weinenden, die geltend machte, nun könne es doch darauf nicht mehr ankommen, ob ſie nächſtens als Weltkind oder als Nonne ſterbe, wies er gütig, aber beſtimmt zurück. Er würde, geſtand er ihr, wäre der Beſcheid des Papſtes anders ausgefallen, ihr vielleicht nachgegeben haben, da er längſt erkannt habe, wie wenig das Alpenkind zum Kloſter neige und dafür tauge, wie ſo ganz auf andre Dinge ihr Sinn gerichtet ſei. Aber nun, da alle ſolche Hoffnungen und Wünſche doch ausgeſchloſſen, nun ſei es Pflicht, den letzten Wunſch der Mutter zu erfüllen: auch teilte er den allgemeinen feſten Glauben der Zeit, es ſterbe ſich viel ſeliger im Nonnen- oder Mönchsgewand denn in weltlicher Tracht; er machte mit dieſer Verſicherung freilich wenig Eindruck auf das Mädchen! Schon daß ſie ſterben müſſe, bevor ſie in das Himmelreich eintreten könne, fand ſie recht hart; ſie hatte gemeint, nachdem der Herr die Menſchen, die er lebend antreffe, lebend richte, könnte er ſie wohl auch gleich lebend mit in den Himmel nehmen. Da hatte ſie denn zu lernen, daß jenes Leben ein andres als das auf Erden und daß nur wenigen Auserwählten verſtattet ſei, ohne den Tod zu ſchauen, in den Himmel einzugehen.

So ward die Tieftraurige untergebracht in das Haus der „Religioſen", das nördlich der Stadt vor dem Holzthor, aber innerhalb des Pfahlhags auf dem rechten Ufer flußabwärts an der heutigen Straße nach Veitshöchheim lag: hier ward ſie von den frommen Frauen für die Ein-

kleidung vorbereitet, die — nach Anordnung des Biſchofs — von dieſem ſelbſt in dem Dom in der letzten Stunde vor Mitternacht vorgenommen werden ſollte.

Edel bezog mit Malwine, der alten Pflegerin, ein kleines, dem Biſchof gehöriges Häuslein, das, gerade dem Religioſenhaus entgegengeſetzt, flußaufwärts vor dem Südthor und der Sandvorſtadt in der Nähe der großen Feſtwieſe, aber auch außerhalb des Pfahlhags lag. Sonder Abſchied hatte Fulko die Geliebte müſſen ziehen laſſen; denn er wie Hellmuth wurden gleich in den nächſten Tagen nach jenem verhängnisvollen Schützenfeſt von Herrn Heinrich ſehr häufig außerhalb der Stadt im Gau verwendet. Der waffenfrohe Biſchof fand nämlich neben der unabläſſigen geiſtlichen auch weltliche, kriegeriſche Arbeit in dieſen Wochen. Denn keineswegs alle Seelen wurden durch den Gedanken des nahen Endes zerknirſcht: es gab doch auch gar viele rohe, kraftſtrotzende Männer, in der Vollkraft der Jahre, in welchen umgekehrt die Flammen der Genußgier noch einmal wild aufloderten bei der Vorſtellung des baldigen Erlöſchens für immerdar. Von wahnſinnigem Drang nach Erdenluſt jeder Art ergriffen, betäubten ſie ihre Angſt vor dem Tod und fröhnten zugleich ihrer Sinnengier in wüſten und verbrecheriſchen Thaten gegen alle Gebote der Kirche und gegen alle Geſetze des Reichs.

In der Stadt ſelbſt hielt Herr Heinrich ſolche Ausbrüche nieder mit eherner Fauſt. Es war dem tapfern Manne ſehr erwünſcht, daß die Abweſenheit desjenigen, der durch ſein Amt berufen war, den Landfrieden zu wahren, des Grafen, mit faſt all ſeinen Reiſigen in Italien, dem Biſchof die Erfüllung dieſer Pflicht zwar keineswegs von Rechts wegen aufzwang, aber doch ermöglichte und nahelegte.

Wie in anderen Teilen Deutſchlands hatten ſich im Waldſaſſen- und Rangau bei Würzburg, zumal aber auch in den armen Gegenden des Speſſart, dann im Maingau, wohin der Mönch Monitor ſeine aufregende Verkündung zunächſt getragen hatte, bewaffnete Scharen zuſammengerottet. Sie ſuchten mit Raub und Brand die nächſten Herrenſitze, ja auch Klöſter heim, ſie erbrachen hier die vollen Weinkeller, die ſtrotzenden Vorratskammern ihrer Herren — die oft ihre Peiniger geweſen waren — oder ihrer reicheren Nachbarn und nahmen ſich mit der Fauſt zu einem letzten Rauſch, zu einer letzten Völlerei, was ja doch in wenigen Tagen dem Untergang geweiht war: auch manche Weiber und Mädchen riſſen ſie zu wilden, ſchamloſen Reigen und oft zu ſchlimmeren Dingen fort.

Es waren meiſt Unfreie, die ihren Herren entlaufen waren, entſprungene Gefangene, Landſtreicher, Waldgänger, Räuber, unzufriedene verarmte Kleinbauern. Schwer aber fiel es Herrn Heinrich aufs Herz, als ihm gemeldet wurde, auch viele jener Bauleute ſeien darunter, die er plötzlich aus Arbeit, Brot und Lohn entlaſſen hatte.

Daß ſo er — er ſelbſt! — die Scharen jener Mordbrenner verſtärkt habe, — das legte ihm die raſche, kraftvolle Dämpfung der Unruhen noch beſonders als Pflicht auf das Gewiſſen.

So gab er ſich denn mit heißem Eifer wie mit altbewährter Stärke und Umſicht dieſer kriegeriſchen, ſtaatlichen Aufgabe hin. In einer kampffreudigen Predigt in der in dieſen Tagen immer bis auf den letzten Fleck gefüllten Domkirche forderte er alle wehrfähigen Bürger der Stadt und des Gaues auf, ſich zu waffnen: — er ſtellte ihnen die eigne reiche Waffenſammlung zur Verfügung — und zuſammen mit ſeinen Dienſtmannen unter Führung ſeiner Ritter die Umgegend zu durchſtreifen, die bedrohten offenen Landſitze,

Dörfer und Klöſter zu ſchützen, die Banden aufzuſuchen und zu zerſtreuen.

Seine flammende Beredſamkeit — „wie ein Herzog ſprach er, nicht wie ein Pfaff," meinte Fulko begeiſtert — hatte guten Erfolg: wohl ein paar hundert Bewaffnete ſammelten ſich alsbald um den Biſchofshof: hatte er doch ſolches Thun für gottwohlgefälliger und verdienſtlicher noch denn Faſten und Beten erklärt! Und eine Freude und heiß erwünſchte Erholung von den jetzt faſt erdrückenden geiſtlichen Geſchäften war es ihm, gelegentlich ſelbſt, hoch zu Roß, die Sturmhaube auf dem Haupt, das Schwert in der Fauſt auszuziehen — nicht gerade ganz im Geiſt der Canones! — an der Spitze einer ſolchen gewaffneten Schar und eine Rotte von Räubern und Landbrennern auseinanderzuſprengen, wie ſie Aſchaffenburg im Nordweſten, Kiſſingen im Südoſten bedroht und geſchädigt, aber auch im Waldſaſſengau in der Nähe von Würzburg ſelbſt Holzkirchen, Helmſtädt, Utingen, Römlingen, Fotingen, Birkenfeld, Himmelſtadt, Steinbach, Triſenfeld heimgeſucht hatten mit Gewalt und Plünderung. Da hatten außer dem Biſchof ſelbſt ſeine Junker die Hände voll kriegeriſcher Arbeit. „Es iſt all nicht genug," ſchalt gleichwohl Hellmuth. „Sie halten nicht Stand, die feigen Schächer. O nur noch Ein tüchtig Einhauen vor dem Ende!"

II.

Aber neben allen geiſtlichen und weltlichen Aufregungen dieſer Wochen irdiſchen Daſeins gingen doch die Dinge des täglichen Lebens, deſſen Erforderniſſe und Bedingungen

— in ſeltſamem Gegenſatz zu jenen außerordentlichen Geſchehniſſen — ihren hergebrachten Gang: die Leute ſahen dem Ende entgegen: aber einſtweilen wollten ſie doch ſchlafen und trinken und — wenn ſie nicht gerade das Faſten ſich vorgeſteckt hatten — auch eſſen.

Herr Heinrich hörte einmal, wie er die Eingangshalle des Erdgeſchoſſes durchſchritt, ſeines treuen Supfo Stimme gewaltig ſchelten: laut drang aus der Tiefe des Kellergewölbes ſeine ſchallende Rede an die Oberwelt, verbrämt mit manchem nicht gerade biſchöflich gedachten Kernfluch. Das bewog den Seelenhirten, zu verweilen und an ſeinem Kellermeiſter im Vorüberwandeln ein wenig Seelſorge zu treiben. Er blieb ſtehen, beugte ſich über das Geländer der ſteinernen Kellerſtufen und rief hinab: „Aber Supfo! Schämſt du dich nicht? Es wird wohl dein Werk, was immer es ſei, auch ungeflucht von ſtatten gehen. Aber nichts als: ‚Donner!‘ und ‚Donnerſtrahl!‘ Was bringt dich denn ſo auf?“ „Nun, Herr Hezilo!“ antwortete der Runde, der langſam ein paar Stufen entgegen humpelte. „Wenn das einen Chriſtenmenſchen nicht aufbringen ſoll! Was haben ſie gethan, dieſe Eſelfüllen von Kellerjungen? Den köſtlichen Trank vom Stein ſchon aufgeſpundet. Jetzt hält er ſich kaum mehr zwei Jahre!“ — „Aber Supfo! In zwei Wochen iſt ja alles aus!“ — „Ja — ja! — Jawohl! — Aber nichtsdeſtoweniger! — Wie habt Ihr erſt geſtern wieder ſo ſchön gepredigt in der Veſper (— wie jetzt ſchon ſo oft, daß ich's auswendig weiß!)? ‚Geliebte in dem Herrn! Vor allem fahret fort, eure Pflicht zu thun in allen Stücken, im kleinen wie im großen‘ (der Steinwein iſt aber nichts Kleines!) ‚als ginge es noch immer ſo fort wie von je.‘“

„‚Ohne doch (fügte ich bei) durch ſolche Geſchäfte euere Gedanken ablenken zu laſſen von dem nahen Ende.‘ —

Du aber ſcheinſt ein ſehr gutes Gewiſſen oder — noch immer! — einen herzhaften Vorrat Leichtſinn zu beſitzen.“ „Beides, lieber Herr,“ beteuerte der Kellerer treuherzig, die Hand auf ſein Schurzfell legend in die Grenzgebiete zwiſchen Herz und Bauch. „Was haſt du denn aber da?“ forſchte der Biſchof ſich tiefer bückend. „In der großen Kiſte, die du dort in den Nebenkeller ſchaffen läſſeſt?“ — „Das? Das . . .? Das kleine Käſtlein, meint Ihr? O . . das . . das iſt nichts . . . von Bedeutung.“ — „Was iſt darin? Kirchengerät?“ — „O nein, im Gegenteil — ſozuſagen! Es ſind Schläuche — von . . . von dem Griechenwein, den weiland Frau Theophano, — Gott hab' ſie ſelig! (werdet ſie ja auch nun bald wiederſchauen: ob ſie wohl noch ſo ſchön iſt?) — Euch oder vielmehr, wie es in ihrem Schreiben hieß, Sankt Burchhard (der aber ſchon lange — zu Lichtmeß waren es zweihundertſechsundvierzig Jahre! — ſeinen letzten Trunk gethan), alſo doch wohl Euch verehrt hat. Der Griechenwein ſteht hier der Kellerarbeit im Wege und . . .“ „Lauter überflüſſig Thun!“ ſchalt der Biſchof und ſchritt zum Thor hinaus, im nahen Dom wieder Beichte zu hören. „Ganz unnütz!“ „Wer weiß?“ meinte Supfo und ſah ihm verſchmitzt lächelnd nach.

III.

Wenige Tage danach — es war ſchon dunkler Abend — kam Junker Fulko von einem Streifzug in der Umgegend — mainaufwärts — gegen die Landſchädiger zurück. Er hatte ſein Häuflein in dem Thore der Vorſtadt auf

dem Sand entlaſſen, Orco, ſeinen ſchönen Rapphengſt, dem Roßwart übergeben und ſchritt nun in tiefe — ach! nicht mehr hoffnungsfreudige — Gedanken verloren durch die ſchmale Gaſſe, die innerhalb der Umwallung von Oſt nach Weſt an den Fluß führte; er wollte ſich von da allmählich an das Religioſenhaus heranpirſchen, zu verſuchen, ob es nicht endlich gelinge, einen Blick auf oder von Minnegard zu erhaſchen; bisher war die Hut der frommen Schweſtern nicht zu durchbrechen geweſen! Er ſummte den Anfang eines werdenden Liedchens vor ſich hin in der Dämmerung:

„Wes Auge je dein inne ward,
O zauberſchöne Minnegard . . .“

Da drang aus der noch engeren Quergaſſe, welche die Straße von Nord nach Süd kreuzte, lautes Gekläff eines Hundes, dazwiſchen durch der Streit zweier menſchlicher Stimmen, zuletzt etwas wie ein Hilfeſchrei: und das war nicht eines Mannes Stimme.

Im Augenblick ſtand der Ritter in der ziemlich dunkeln Gaſſe: an deren Südende ſah er gerade noch zwei blonde Zöpfe fliegen, während ein zottiges Grauhündlein, mit zornigem Gebell vorſtoßend, den Rückzug ſeiner Herrin deckte.

„He, Junker Blandinus! Bei Euerem Sankt Markus! Schon wieder einmal beim Kinderquälen und im Köterkampf?“ rief Fulko. „Könnt Ihr denn nicht warten bis dieſe Kirſche reif? Noch iſt ſie zu ſauer — wenigſtens für Euch. Ja ſo! Warten! — In vierzehn Tagen . .! Gleichviel, laßt mir das dicke Kind zufrieden oder . . . .“

„Tod und Teufel! Ich liebe das holde Geſchöpf und würde ſie zur Dogareſſa machen, ging nicht — leider! — vorher — zufällig die Welt unter!“ rief der Venetianer, blitzſchnell ſich wendend und die ſchmale Stoßklinge herausreißend. „Was geht's Euch an, Provençale! Seid Ihr

des Mädchens Muntwalt oder der meine? Zieht! Was habt Ihr mich zu ſtören? Zieht, ſag ich.“ Aber Herr Fulko hatte ſchon gezogen und wehrte ruhig, jedoch nachdrücklich die hitzigen Stöße ab, mit welchen der Erbitterte auf ihn eindrang. „Brav, brav,“ lachte der Sänger. „Das war ſogar recht hübſch, dieſer Doppelſtoß. Aber nun iſt's doch genug.“ Des Venetianers Klinge flog in die Luft, Fulko haſchte ſie behend vom Boden auf und reichte ihm mit anmutiger Verbeugung den reichvergoldeten Griff hin; beſchämt ſteckte ſie der Entwaffnete ein.

„Seht,“ fuhr der Sieger gutmütig fort, „ſo gut wie jetzt habt Ihr mir in Eurem ganzen Leben noch nicht gefallen. Das war doch ein Anflug von Mannheit, wenigſtens ein Flackerzorn, und ein ganz leidlich Fechten. Hätte Euch dabei das hübſche Kind geſehen, — ich glaube, Ihr hättet ſtark bei ihr gewonnen. Glaubt mir, ich mein' es gut mit Euch, junger Löwe von San Marko. Es ſteckt was in Euch, Ihr ſeid gar nicht ſo übel. Nur laßt — für die paar noch übrigen Tage — die verfluchte Geckerei und Ziererei! — Erſt werdet ein Mann, eh' Ihr Weiber gewinnen wollt. Bei Sankt Amor, ich ſchelte Euch nicht drum, daß Ihr verliebt ſeid im Angeſicht des jüngſten Tages. Es wäre recht ſündhaft von mir! Aber alles hübſch nach der Reihe. Nur der Starke iſt des Schönen wert! Glaubt mir, merken die Mädchen, an Eurem Auftreten gegen die Männer, Ihr ſeid ein Mann, dann werden ſie Euch nicht mehr auslachen, tretet Ihr auch gegen ſie auf mit dem Begehr, weil mit dem Recht des Mannes. Hätt' ich nur mehr Zeit, zu predigen, und Ihr, mir zu folgen. Folgt mir doch noch dieſe Spanne Zeit. Und nun gerade erſt recht in dieſen Tagen. Wenn Ihr nun in Bälde ſteht vor Sankt Georg, dem Erzengel, der uns Ritter unter ſich hat, und er Euch fragt: ‚Junker Blan-

dinus aus Venetia, was habt Ihr beſchafft auf Erden? Womit habt Ihr die zwanzig Jahre, ſeit Ihr Hoſen tragt, ausgefüllt?' Ihr müßtet ja doch vor Scham in die Erde ſinken (wenn ſie noch da wäre!), könntet Ihr nur ſagen: ‚Den Mädchen bin ich nachgelaufen — und noch dazu oft ſonder Erfolg!'"

„Ihr .... Ihr habt nicht Unrecht, glaub ich," ſprach zögernd Blandinus, mit niedergeſchlagenen Augen, — „ich will's befolgen." — „Wollt Ihr? Das iſt recht! Morgen zieht einmal mit mir aus wider die tollen Bauern. Ich ſtehe Euch dafür: der Mann findet ganz gehörig zu reiten, zu fechten und zu trinken, der auf Kampf und Abenteuer zieht mit Fulko von Yvonne."

IV.

In der dieſem Abend folgenden Nacht ſprengte auf der Heerſtraße von dem Südthor flußaufwärts ein ungeduldiger Reiter; immer wieder trieb er den ohnehin wacker ausgreifenden Braunen zu raſcherem Lauf an. —

Die Höhen gegen Randersacker hin, auf denen heute ein edler Trank gewonnen wird, überzog damals noch dichtes Gehölz: im Unterſchied von dem „Königswald" auf dem linken Ufer hieß es der „Grafenwald": denn es gehörte zu dem Amtslehen des Grafen des Waldſaſſengaues. Etwa eine Stunde oberhalb der Allmänndewieſe bog von der breiten Heerſtraße ein ſchmaler Reitweg links nach Oſten ab und ſchlängelte ſich durch das buſchige Gelände bis zu der Höhenkrone mit ihrem finſtern Urwald hinan. Dieſen engen Pfad ſchlug der nächtliche Reiter ein.

Er mußte der Örtlichkeit genau kundig sein: denn nicht eben leicht war durch Weißdorn- und Hartriegelgesträuch der schmale Streif des Weges zu verfolgen. Freilich warf der Mond, bereits über den Höhenzug emporgestiegen, von Osten her sein phantastisches Licht auf die Abhänge gen Westen, auf die Heerstraße und den silbern glitzernden, ruhig ziehenden Fluß.

Allein der Wind trieb unabläſſig ziehend Gewölk über die noch nicht gefüllte Scheibe, so daß das wechselvolle Licht, geraume Zeit völlig versagend, dann wieder plötzlich auf kurze Weile grell und blendend vorbrechend aus den schwarzgrauen Wolkenflügen, vielfach mehr störte als förderte. Alsbald sah sich der Reiter, wie der Pfad steiler anstieg, genötigt, abzuspringen und das Roß am Zügel langsam bergan zu führen: trotzdem stolperte es zuweilen über die Knorrwurzeln, welche, wie dunkle Schlangen, quer über den Waldweg liefen. „Gemach, Falk! hübsch bedächtig," mahnte er das erschrockene Tier. „Sieh, bei Tage trägst du mich! bei Nacht, im Dunkel, wie billig, führ ich dich! Treue um Treue. Erschrick nicht! Das war nur ein Glühwurm! Aber freilich, es hauset mancherlei im nächtlichen Tanne, was mit eisigem Grausen auch an die Brust des Weidmanns rühren mag. Schon mancher zog zu Walde zur Nacht — kam nicht mit heilen Sinnen wieder daraus hervor. — Ruhig, Brauner! Das war eine fauchende Eule — und was da rot leuchtet an dem alten Baumstumpf, das ist Morschholz. Vorwärts und scheue nicht! Wir sind nicht auf schlimmem Gang!" Nach einer scharfen Rechtsbiegung des Pfades ward oben auf der Höhe in einiger Entfernung ein schwach glimmendes Licht sichtbar. Dahin zog nun der Weg. —

Da schlug der Vorderhuf des Pferdes, das sonst ganz geräuschlos auf das Waldgras trat, an einen Stein: weit

klirrte der helle Ton durch die schweigende Nacht: gleich erscholl lautes, wütendes Hundegebell von der Höhe her und in mächtigen Sätzen rannte ein gewaltiges Tier zornmütig auf die Ruhestörer herab: kaum war es abzuwehren durch den umgewendeten Speerschaft, welchen der einsame Wanderer ihm entgegenstreckte. „Giero! Treuer Herdenwart! kennst du mich nicht mehr?“ rief er dabei beschwichtend. Da stutzte die grimme Rüde, schnob und schnupperte gegen den Wind und hüpfte gleich danach friedlich und freundlich an Mann und Pferd hinauf. „Schon gut, du wachbarer Freund! Besser zu viel Vorsicht als zu wenig. Nun komm hinauf zu deinem Herrn.“ Bald standen nun, von dem freudig bellenden und meldenden Hunde geführt, Reiter und Roß auf der Höhe, wo in einer runden, wie es schien, schon lang bestehenden Waldlichtung an dem Fuß einer uralten gewaltigen Esche ein schwaches Reisigfeuer mehr Qualm als Licht verbreitete.

Neben der Glut lehnte an dem Stamme, hoch aufgerichtet, ein hagerer Mann in einem Mantel aus Wolfsfellen, eine ungeheuere Schürstange, wie sie die Köhler führen, in der Faust; er hatte nach oben geschaut, in den gerade wieder hervorgleitenden Mond; schweigend, nur mit leichtem Nicken des grauen Hauptes, begrüßte er den Ankömmling, der sein Pferd seitab, geschützt vor dem Zug des Rauchqualms im Südwestwind, an eine junge Buche band.

„Nun Rado, kam ich noch zu rechter Zeit?“ — Hastig entflog die Frage. „Du weißt: gleich durft' ich dir nicht folgen: es war noch zu hell; und der Bischof, der mit seiner Streifschar zurückkam, noch ganz nah. Ich fürchte, er erkannte mich, wie damals in Eurem Hof. Gar manchen Ritt im Zickzack macht' ich noch, meine Spur zu verbergen, falls er mir einen seiner Reiter nachgesandt hätte.

Und doch — ſtreng ſchärfteſt du's ein — mußt' ich die Stunde einhalten."

Der Alte, den Schürbaum weglehnend, nickte.

„Nur zu ziemender Zeit,
An beſtimmter Stätte,
Geſchieht mit Gedeihen
Weihevoll Werk!

So der Spruch der Ahnen. Wir haben noch Zeit. Seht Ihr, Junker Hellmuth, dort rechts vom milden Herrn Mond das kleine Sternchen? ‚Holleſpang' heißt er: und iſt unſerer lieben weißen Frau Holle Buſenſpange. Er darf nur mehr drei Handbreiten von dem Mondrand abſtehen. So müſſen wir noch warten. Und fragt jetzt, was Ihr noch zu fragen habt: denn

wann das Werk begonnen,
darf es nicht wirren
Wort und Widerwort."

V.

„Wie ſoll ich dir danken, Rado, treuer Rado? Du erfüllſt den letzten heißen Wunſch meines Lebens, der mir noch übriggeblieben!"

„Danken? Ihr? Gar nicht! Euer Vater hat mir vorausgedankt für alle Zeiten. Die vielen Jahre, die ich, von den Rothenburger Herren ihm als Waffenträger zugeteilt, ihm dienen durfte in Jagdfahrt und Heerfahrt, — das waren die beſten, die ich geſehen.

Seit er geſtorben, Herr Heinrich Pfaff und ich Hirt

der Burgenſen geworden, — wenig Freude habe ich mehr am Leben. Nur daß ich im Wildwald hauſen darf als Jäger und Köhler — neben der Herden-Hut — das thut mir wohl in der Seele. — Und wißt Ihr, was mir das Liebſte war an Euerm Vater? Nicht, daß er mir Lohn und Beuteanteil gab mit vollen Händen, — nein, daß er ſich ſo gern von mir erzählen ließ von — von den Alten — Ihr wiſſet ſchon! . . . Und daß er davon vieles glaubte, was ich von meiner Mutter überkommen. Mein Bruder Wartold, Großmutter Ute bekreuzen ſich dabei, Fullrun iſt zu kindjung und mutwillig. Aber Wartold wird's ſchon erleben, — gar bald! — daß ich recht habe. Und daß auch Ihr, obwohl des Biſchofs Lieblingsritter, mir glaubt . . . —" — „Manches, Rado! Beileibe nicht alles! Ich bin ein guter Chriſt und will es bleiben. Ich glaube dir von deinen Sachen nur . . . ." „Was Euch anzieht, was Euch gefällt," ſchmunzelte der Alte. „Ihr werdet nicht bereuen, daß Ihr glaubt: ‚reich lohnt Woden treue Freundſchaft,'" brummte er leis in den grauen Bart. „Und ſeht:" fuhr er laut fort, „Eins hat mir — all dieſe Monate her! — ſo gut gefallen von Euch." — „Nun?" — „Daß Ihr etwas nicht gethan, nicht von mir verlangt habt!" — „Bin geſpannt!" — „Keinen Minnezauber!" „Rado!" rief der Jüngling und errötete über und über. — „Nun, ich ſage nichts weiter. Aber wer Euch und — Eine im Winter ſelbander zur Jagd reiten ſah, — Aug' in Auge! — und Euch jetzt beiſammen ſieht, der merkt was. Und doch verlangtet Ihr nicht — wie ſo viele — von mir einen Liebeszauber." „Niemals!" rief Hellmuth. „Lieber dreimal drüber ſterben als ihren keuſchen Willen brechen — durch Zauber!" — „Ja, das eben iſt mein Hellmuth, den ich vom Kind an kenne und ſeine lichte Seele: ſie iſt durchſichtig wie ein klarer Waldquell und

kein trüber Fleck darin. Ihr leidet ſo ſchwer.“ — „Bald iſt nun ja auch dieſe Qual zu Ende. — Aber ſage, wie kommt es, daß du, der ſonſt allzuwenig den Worten der Prieſter glaubt, gerade dieſe Verkündung gleich von Anfang — lange bevor der Papſt durch den Mönch es gebot! — ſo gläubig, ja ſo eifrig, ſo gierig aufgenommen haſt? Was nur die Allergelehrteſten und Allerfrömmſten der Kirche ergrübelt hatten . . . — . . .“ „Hm,“ lachte der Alte. „Und wie lang iſt's her, daß die das lehren?“ — „Noch nicht Jahr und Tag.“ — „So? — Nun da weiß ich's etwas länger — ſo ſeit vierzig Wintern etwa! Mich hat's die Mutter gelehrt, als ich meinen erſten Fuchs geſchoſſen. ‚Ei,‘ ſagte ſie, ‚ein wacker Werk. Du haſt Herrn Loges Heer gemindert.‘ ‚Herrn Loges Heer?‘ forſchte ich. Und nun hob ſie an zu erzählen, was ſie von ihrer Mutter gehört und die wieder von ihrem Ahn. Ich glaube,“ grübelte er vor ſich hin, „unſere Sippe wußte es von je.“ „Aber was, was wißt Ihr?“ unterbrach Hellmuth ungeduldig. „Das andre iſt mir all gleichgültig: nur das will ich nun endlich genau wiſſen, von den letzten Geheimniſſen, was Ihr immer ſo dunkel angedeutet, wo und wie . . . ?“

„Hei, iſt ſo kurz nicht zu ſagen. Setzt Euch. Hier! Ins trockene Eſchenlaub. Nehmt die Lederflaſche. Der Wein, den in der Bergleiſte Frau Sunna kocht, die heiße Herrin, iſt feurig. Und da — in meinem Netzranzen, das iſt Wildeberfleiſch. Und nun gebt acht!“ Er trank einen langen Zug und hob an: „‚Heilige und Teufel ringen dann‘, ſagt der Biſchof? Mag ja wohl ſein! Rieſen und hohe Helfer ſagen wir. Die ringen und kämpfen unabläſſig miteinander um die Herrſchaft der Welt und um die Seelen der Menſchen: ſo ſagt der Biſchof, ſo ſage auch ich. Einſt endet die Welt, ſo ſagen wir beide. Aber

wie endet sie? Das weiß der Bischof nicht —: auch der Papst nicht und der irrsinnig gewordene Arn — schad' um ihn! den hätten wir als dritten mitgenommen, hätte ihm nicht die welsche Sonne das Gehirn verbrannt, der Tod sieht ihm aus den hohlen Augen: ich glaub's nicht, daß er die Sunnwend noch erlebt! Also Arn, der wußt es auch nicht: sonst hätte er's doch neulich gesagt. Wir aber wissen's seit grauer Vorzeit der Ahnen: die Welt geht unter — freue dich, mein tapfrer Hellmuth! — in einem ungeheueren herrlichen Heldenkampf, wie er noch nie gestritten ward auf Erden."

Der Ritter sprang auf: „Den kämpf ich mit!"

Wohlgefällig ruhten die Augen des Alten auf dem edeln, leuchtenden Antlitz des schönen Jünglings, im Glanze des von der raschen Bewegung aufflackernden Feuers. „Das sollst du, mein Liebling, an meiner Seite. Das eben gönn' ich dir — dir allein — seit Herr Hezilo sich hat scheren lassen. Den letzten Sieg, den auf dieser alten Männererde lichte Helden gewinnen gegen dumpfe Unholde, — du sollst ihn mit ersiegen helfen." — „Aber wann? Wo? Wie?" — „Gemach! Heute will ich das selbst erst erkunden. Deshalb hab' ich dich heute nacht hierher beschieden. Aber noch ist's nicht an der Stunde. Schau hinauf — Hollespang steht noch zu weit rechts." „Ich erinnere mich," sprach der Junker nachdenkend. „Ja, ja! Von einem Kampfe, der dem Gericht vorangehen wird, sprach auch einmal einer der Dompriester. Aber da müsse — als Führer der Frommen — zuvor Elias wiederkommen."

„Wer ist der Held? Hab' nie von ihm gehört!"

„Ein Prophet der Juden. Und werde der gewaltig streiten."

Ziemlich ungläubig zuckte der Alte die breiten Schul-

tern unter dem Wolfsfell. „Würde mir andern Herzog küren. Vernimm nun die alte Sage von diesem Kampfe, wie sie mich die liebe Mutter gelehrt.“

VI.

„Einst endet das All, es welket die Welt, wann wilde Gewalten ruchloser Riesen reißen die kräftigen Ketten, darin sie gefesselt gute Geister. Und es wollen die Wilden, die wütigen Wölfe, die dräuenden Drachen sich der Seelen bemeistern der Menschen.

In Feuer und Flammen hebt sich ein Buhurd: vom hohen Himmel steigen, stolz und strahlend wie Sterne, uns Helden als Helfer herab und auf Erden ringen, rennen und reiten alle Edeln, die Waffenwerks weise. Wird da wild ein kühnes Kämpfen, ein arges, entbrennen, wie nimmer noch Augen ersahen auf Erden. Es hallet ein Heerhorn, ein gellendes, goldnes, das da wahret der Wächter des Wegs zu den himmlischen Hallen. Von drüben dumpf dröhnet der Riesen Ruf: nun treffen die Tapfern in Eil' aufeinander.

Es naht eine Natter, ein wütender Wurm, mächtig aus dem Meer, aus Wogen und Wellen windet und wälzt er sich in Schlangenschuppen ans steile Gestade: giftigen Geifer speit er in Sprudeln. Es schwimmt ein Schiff, schwarz und schrecklich: gräßliche Geister stehen am Steuer, setzen die Segel, rühren die raschen Ruder: Reihen von Riesen lädt es ans Land. Krächzend krähet der heis're Höllenhahn: es heult der Helhund. Der Helwolf hat die Bande gebrochen: die Fessel fiel, rasend rennt er und

reißt, was er erreicht. Da beben die Berge, da brechen die Bäume, entwurzelt erdröhnen uralte Eichen und Fichten im Fall. Es ächzen die Elben, die zottigen Zwerge, unter den fallenden Felsen. Es birst der blaue Himmel, der hohe, es birst die Brücke, der reichfarbige Regenbogen, darauf die Stolzen herabgestiegen. Unter all dem Dröhnen und Donnern doch dauert der Drang der ringenden Recken: aus den Fugen fällt die weite Welt, nicht stört das die Starken im Stürmen: fort fechten sie freudig, unter den Trümmern noch trotzig einer wankenden Welt."

„Fort fechten sie freudig, . . . unter den Trümmern noch trotzig einer wankenden Welt —" wiederholte Hellmuth leuchtenden Auges und drückte fest die Faust um den Schwertgriff.

„Es rasen die Rosse der helmfrohen Helden, die wild wiehernden Hengste, hoch hauenden Hufs: Speere zerspellen: zerschrotene Schilde, zerhackte Helme, zerbrochene Brünnen decken dicht die alte Erde, die eine einzige Walstatt wurde. Aber ach! Allmählich werden die Wilden, die argen Unholde, Meister der Menschen: es wanken und weichen die schimmernden Scharen der guten Geister, der hohen Helfer.

Und die ermüdenden Menschen mähet und fället furchtbar der Feinde finsterer Führer, das schwarze Scheusal, der Rauchriese, ganz gehüllt in Rauch und in Ruß. Auf dem Rappen rennt er in die Haufen der hellen Helden. Soll er denn siegen?"

„Nein," knirschte Hellmuth, „nicht, solang ich Hand heben mag."

„Da rufen die Recken, die bitter bedrängten, blutend aus Berch-Wunden, sie rufen um Rettung: ‚komm, kehre du Kühnster der Kühnen, uns, du Waltender, wieder! Was wichst du von uns? Was weilte dich, Wandrer, im

Walde? Was barg dich im Berge? Siegvater, ſiehe die Drangſal der Deinen!'

Und horch! Da hallet es hin durch die Himmel! Gellender gellt das helle Horn: und es läuft durch die Lüfte wie Rauſchen von Raben und ein Jauchzen, ein Jagen von raſchen Roſſen! Und ſiehe, da ſauſet, im mächtigen Mantel, im herrlichen Hochhelm, auf dem großen Grauroß, mit dem ſpitzigen Speer uns zur Hilfe heran der herrliche Held: Kaiſer Karl, den in hohler Höhle des Berges geborgen zäher Zauber: verwunſchen war er, als wilder Jäger zu jagen. Aber in äußerſter Not nun naht er!

Der Zauber zerfiel und ſtolz und ſtrahlend, wie er weiland gewaltet in hohen Hallen, führt er freudig die Seinen zum Siege! Und ſiegen darf an ſeiner Seite, wer ihm die Seele ſelber brachte im Bündnis, im treuen Vertrag, auf ewig zum Opfer! An ſeiner Seite darf er die dräuenden Drachen beſtehen im Streite und fällen die Feinde. Wir ſiegen! Wir ſiegen! Es fliehen die Feinde, es weichen die Wilden. Wohl verbrennt in breitem Brande die alte Erde. Doch es taucht aus den Tiefen, den nächt'gen, aufs neue wonniger wieder eine werdende Welt und hoch dann und herrlich mit dem hehren Helden hauſ' ich im Himmel mit allen Edeln immer und ewig."

Er ſprang auf und hielt inne, mehr verzückt als erſchöpft.

VII.

Hellmuth wollte ſprechen: — aber der Alte kam ihm zuvor: „Still! Nun ſollt Ihr nicht mehr hören, Ihr ſollt ſehen. Schaut hinauf, das Sternlein iſt dem Mondrand nah. Die Stunde kam."

Er bückte ſich und hob, nicht ohne Anſtrengung, unter den hohen, mächtig gewölbten Wurzeln der alten Eſche eine Raſenſcholle aus: — erſt jetzt gewahrte der Jüngling, daß ſie auf drei Seiten eingeſchnitten war — und holte darunter ein Stück Fell hervor: — es war ein Hamſterpelz: — darin lag gehüllt ein etwa zwei Hände breiter rundlicher Gegenſtand. Der Alte wickelte ihn ſorgfältig heraus und wies ihn dem Überraſchten dar: es war eine dunkle, ganz glatte Metallſcheibe in ehernem Rahmen: einen in ſich gerollten Drachen ſtellte der umrahmende Erzreif dar.

„Ein Spiegel?“ rief Hellmuth erſtaunt.

„Ja! Aber nicht der Eitelkeit: — der Wahrheit. Ein Zukunftſpiegel! In unſerer Sippe vererbt von Geſchlecht zu Geſchlecht! Alle andere Fahrhabe teilte die liebe Mutter, als ſie zu ſterben kam, ganz gleich unter uns beiden Brüdern. Aber dieſen Spiegel gab ſie mir voraus! Sie ſchickte den Bruder, der ſo kircheneifrig war, hinaus, griff unter das Kopfpolſter und reichte dies Erbſtück mir —, weil ſie wußte, ich würde davon ſchweigen gegen die Geſchorenen. ‚Und ſo haben's,‘ ſagte ſie, ‚die Ahnen gehalten von Geſchlecht zu Geſchlecht: immer nur Einem — dem Treueſten! — haben ſie das Erbe der Vorzeit vertraut.‘ — Und ſie lehrte mich auch, wie ich des Spiegels zu gebrauchen habe. Einſt war er wohl zu eigen den drei ſeligen Fräulein auf der Karlsburg da unten am Main: Sankt Kilian ſoll ſie von ihren Herrſcherſtühlen im Goldſaal des Schloſſes vertrieben und ſie verwunſchen haben in den tiefen Ziehbrunnen unten im Burghof. Aber der einſame Hirt, der im Abenddämmer an der Halde die Ziegen weidet, hört ſie noch manchmal leiſe ſingen aus der Tiefe und ein Sonntagskind mag ſie wohl auch in heißeſter Mittagsſchwüle da oben im hohen Graſe des Burghofs überraſchen, wie ſie ihr Goldhaar ſtrählen mit goldenem Kamme. Und

ein Urahn von uns hat den Spiegel gefunden, da er einſt hinabſtieg in den Brunnen, weil ihn das leiſe Singen und Rauſchen lockte. Und die Mutter ſagte, das Ende der Welt wird kommen in einer Sommer-Sunnwendnacht. In der Sunnwendnacht eines Jahres, da am Tage der letzten Rauchnacht — heilige drei Könige nennen's die Pfaffen jetzt — alſo mitten im Winter! — ein mächtig Gewitter wird aufſteigen über dem Stein zur Mitternachtſeite der Stadt und wird der Blitz ſchlagen — gerade zu Mittag — in dieſe uralte Heideneſche hier."

Da erbleichte der Jüngling: „Das iſt dies Jahr! Am Tage der heiligen drei Könige kam ein Gewitter von Norden und ſchlug zu Mittag in dieſe Eſche: — ich ſtand ganz nah dabei, auf Wölfe pirſchend, und ſah es." — „Deshalb, nicht weil die Geſchorenen es predigen, glaub' ich an das Ende der Welt, in dieſem Jahr, in jener Nacht. Zwei Stunden vor Mitternacht, ſo lehrte die Mutter —, beginnt der Kampf." — „Gut. Die Stunde weiß ich nun: — aber wo?"

„Das zu erfragen kam heute die Nacht: — nach dem Stand der Geſtirne. Nun laßt mich gewähren und ſchweigt."

Und der Alte ſtreifte den geflochtenen Bundſchuh von der linken Sohle, trat barfuß auf die Breitfläche ſeines nackten Weidmeſſers, das er vor ſich niedergeworfen hatte, ſtreifte den Mantel von dem rechten Arm zurück, riß Gras, Kraut und Erdſchollen aus dem Boden neben den Wurzeln der Heideneſche, ſtreute ſie auf ſein graues Haar und hielt den runden Spiegel derart empor, daß die Strahlen des Mondes ſchräg hineinfielen, Hellmuth aber wie er ſelbſt auf die Metallſcheibe blicken konnten. Er drehte ſich dabei langſam im Kreiſe und winkte dem Jüngling, ihm zu folgen. Lange ſchwieg er. Zuerſt hatte er den Spiegel gen Norden — nach der Stadt zu — gehalten: man ſah

nichts. Dann drehte er ihn gen Westen dem Flusse zu: — lange hielt er hier inne. Weiter drehte er ihn gen Osten — nichts zeigte die Scheibe. Endlich wandte er sie gen Süden, — flußaufwärts.

Alsbald fuhr er zusammen. „Seht Ihr?“ raunte er leise. „Es zuckt durch meine Hand! Von dorther! Von Mittag — nein, von Südost also — reiten sie an da unten — auf der großen Heerstraße!“

In dieser Richtung jagte der rasche Wind dunkles Gewölk wechselnd mit Helle über die Mondscheibe hin: — phantastisch wirre Gestalten: — und demgemäß verdunkelte und erhellte sich der Spiegel.

„Schaut!“ Dem Alten zuckte und bebte vor Erregung die starke Hand. „Allen voran der Schwarze! Auf schwarzem Gaul! Den gilt es, vor allen zu treffen! Und hinter ihm — seht nur! — die ganze dunkle Schar, zu Roß, zu Fuß! Schaut wie sie wimmeln und drängen! Danke dir, Mutter! Nun weiß ich's gewiß! Ich werde nicht fehlen! In mancher Sturmnacht hab' ich's geschrieen in die Wolken hinauf: ‚Hör' es, Herr Wode oder wilder Jäger, oder Kaiser Karl oder wie immer du heißest, der da oben brausend hinfährt über meinem Haupt: ich kämpfe für dich im letzten Kampfe. Dafür gieb mir Weidmannsheil und treffende Pfeile.‘ Hoch aus den Wipfeln, lachend, gleich der Eule, rief er Gewährung hernieder: — nie fehlte mein Pfeil. So fehle auch ich nicht in seinem letzten Kampfe.“

„Noch ich,“ sprach Hellmuth ernst. „Merke: keinem andern als dem Himmelsherrn gelob' ich meine Seele. Aber in dem Kampf, der — auch die Priester sagen's ja! — in der Sunnwendnacht gekämpft wird auf Erden gegen Satan und all sein Heer — den Kampf kämpf' ich mit, Alter: wir reiten zusammen in die Teufel! Zur rechten

Stunde bin ich da unten — wo der Reitweg abbiegt — zur Stelle.“

Und von ihm hinweg ſchreitend zu ſeinem Roß, ſprach er zu ſich ſelber: „Das höchſte Glück der Welt — es war, in Edels Arm zu ruhn. Es blieb verſagt! Das zweite iſt der Siegeskranz von höchſter Ritterſchaft: — den will ich mir ertrotzen. Sankt Georg ſoll geſtehen: ‚nie ſah ich Ritter ritterlicher ſtreiten‘ und — noch einmal — jenſeit des Grabes — ſoll mich Edel müſſen krönen.“

VIII.

Näher und näher kam der verhängnisvolle Tag der Sonnenwende, der Johannes dem Täufer geweihte vierundzwanzigſte des Brachmonds.

Da begaben ſich ſeltſame Dinge vor und in dem Hauſe des reichen Kaufmanns, des Kornhändlers Renatus. An dem klugen Manne rächte ſich nun der Chriſtenglaube, den er nicht aus Überzeugung, den er aus heuchleriſcher Selbſtſucht und aus Feigheit angenommen hatte. Und damals war es nicht wie ſpäter mit dem einmal abgelegten Bekenntnis, alſo einer einzigen Lüge, abgethan. Wie alle andern Chriſten mußte der neugetaufte Jude all' die durch das ganze Kirchenjahr ſich hinziehenden äußeren Bethätigungen des Glaubens mitmachen vor allem Volk. Täglich — wo irgend thunlich — mußte er die heilige Meſſe hören, alle vorgeſchriebenen Faſttage einhalten, die öffentlichen Aufzüge durch die Stadt mit wallenden Fahnen und Umhertragung der hölzernen Heiligenbilder begleiten, alle die vielen anderen Feſte mitfeiern, die öffentlichen Gebete ein-

halten und mindeſtens ſechsmal im Jahre zur Beichte gehen. Scharf überwachte die Seelſorge der geiſtlichen Oberen den Neugewonnenen, ſtrenger als die Altchriſten: und wehe dem Jüdling, gab irgend ſeine Läſſigkeit Grund, ihn des Rückfalls zu beargwöhnen!

So hatte denn auch Renatus viele Jahre lang all dieſe Chriſtengebräuche mitgemacht, ſorgfältiger noch als andere. Den Glauben an die Lehre ſeiner Väter hatte er abgeſtreift: der chriſtliche Glaube aber hatte ihn nicht ergriffen, höchſtens hier und da ein Stück chriſtlichen Aberglaubens.

So hatte ſein feiges Herz die Verkündung des nahenden Gerichtes mit Schrecken erfüllt: zwar glaubte er anfangs nicht unbedingt daran, wann er aber glaubte, war er der Verzweiflung nah.

Und als nun die Entſcheidung immer näher herankam, da wuchs ihm von Tag zu Tag wie der Glaube, ſo die Angſt.

Es war der Morgen des dreiundzwanzigſten im Brachmond angebrochen. Da ſah Renatus mit ſtieren Augen, wie alles Volk, die vielen Hunderte, die ohne den leiſeſten Zweifel felſenfeſt an das bevorſtehende Ende glaubten, ſich in die Kirchen drängten, betend, ſingend, weinend, heulend vor Todesfurcht oder vor Gewiſſensangſt. Und er mußte es erleben, daß auf dem offenen Platze vor ſeinem Hof, dem Kornhof, die Leute in dichten Haufen vor einem hochragenden Holzkreuz ſich auf die Kniee warfen, an die Bruſt ſchlugen, das Haar rauften, vorbeigehende Prieſter mit Gewalt feſthielten, ihnen nochmal zu beichten, ja laut ſich ſolcher Sünden und Verbrechen anzuklagen, die ſie nie zuvor über die Lippen gebracht.

Und er ſah wie die Männer vorüberſchreitenden Mönchen das Mönchsgewand abriſſen, ſich darein zu hüllen und ſo ſeliger zu ſterben und ſicherer vor den Krallen der überall

unſichtbar in der Luft auf die arme Seele bei deren Ausfahren aus dem Munde lauernden Teufel.

Und er ſah zuletzt, wie, in immer wachſender Herzensangſt, reiche Frauen heraneilten, vor dem hohen Kreuz ihre Prachtgewande, Schapel, Schleier, Geſchmeide von ſich warfen, bis dieſe Opfergaben der Todesfurcht und Höllenfurcht zu einem gewaltigen hochgetürmten Haufen ſich aufbauten.

Und er mußte es mit anhören und mit anſehen, wie endlich eine Stimme aus der Menge ſchrie: „Ins Feuer damit. Laßt uns alle dieſe Sünden verbrennen.“

Und alsbald ward der Haufe von Schätzen zum Scheiterhaufen!

Ein Knecht der nahen Schmiede rannte herzu mit brennendem Span, andere riſſen das Stroh von des Kaufherrn Scheunendach herunter, brachen Planken und Bretter aus ſeinem Zaun, und warfen ſie, die Glut ſchürend, auf die brennenden Kleider: bald ſtieg die rote Flamme hoch in die Lüfte.

Und nun ſtrömten von allen Seiten Männer und Weiber herbei, und ſchleuderten Gewänder, Gerät, Schmuck, auch bares Geld, Urkunden, Schuldverſchreibungen unter Schreien und Heulen in die gierig freſſende Lohe.

IX.

Da ergriff es auch ihn mit der ganzen fortreißenden, anſteckenden Gewalt ſolch wahnwitzigen Thuns!

Er ſprang mitten in den tobenden Haufen, unter jedem Arm ein paar vollgeſtopfte Lederſäcke, gefüllt bis zum

Berſten mit goldenen Solidi, ſilbernen Denaren, kupfernen Pfennigen: er ſchnitt die Säcke mitten durch und ergoß den klingenden klirrenden Inhalt wie einen metallenen Regen unter die Leute: ja, zuletzt riß er einen kleinen Leinenſack, den er ſorgfältig verwahrt auf der nackten Bruſt nachts wie tags getragen hatte jahrzehntelang, von der Schnur ab, öffnete ihn und ſtreute Perlen und Juwelen mit vollen Händen unter die Menge: wie blitzten, wie funkelten die lichten Steine in dem roten Glaſt der Flamme!

„Nehmt doch," ſchrie er dabei mit ſcharf ergellender Stimme. „Nehmt, ihr Leute! Leſt auf! Hier Gold! Da Silber! Hier Smaragden — o ſchöne Smaragden aus Askalon! koſtet mich der große da . . ach ich weiß nicht mehr, wie viel! Nicht ins Feuer werf ich's, wie die Närrinnen dort. Wie ſchlecht verſtehen ſie ſich auf ihren Seelenprofit! Ich — ſchau her, Jeſus von Nazareth, und hör' auf mich! — ich ſchenk es den Armen, zum Heil meiner Seele! Siehſt du's auch wohl genau, Galiläer, in all dem Qualm? Diamanten ſind ſogar dabei und viele blaue Saphire! Ich bin der Schenker, ich, dein Renatus, du Sohn Gottes! Ich bin wohlthätig gegen die Armen, ganz wie du es haſt befohlen, Rabbi. Ihr Leutchen, tretet's doch nicht mit Füßen! Kauft euch Brot, Wein, Fleiſch! Siehſt du's, Sohn Marias der Jungfrau, wie ich ſpeiſe die Hungernden? Hier du, Alter, — wie biſt du zerlumpt! — nimm dieſen Topas und kaufe dir einen Mantel. Schau' her, Stern von Bethlehem und, du heiliger Geiſt, ſeht her wie ich kleide die Nackten. Hab' ich früher wohl genommen mehr als ſechs oder zwölf! — ach ja! es war manchmal wohl mehr, — vom Hundert, — ich mach' es jetzt gut millionenfach. — Und, Herr Chriſtus, hier — ſchau hier! — biſt ja allgegenwärtig, ſagen ſie! Hier iſt der Auszug aus dem Taufbuch —

weißt du? — aus deiner großen Kirche zu Mainz“ — er riß ein Pergamentblatt aus dem Bruſtlatz und hielt es ausgebreitet mit beiden erhobenen Händen gen Himmel: — „hier! hat's doch geſchrieben deines Herrn Biſchofs — nein, Erzbiſchofs ſogar! — eigene Hand: — wie heißt er doch gleich! Nun, Chriſtus, du mußt es ja wiſſen! Willigis heißt er! Dein frommer großer Willigis ſelbſt hat mich getauft. Ich bin getauft: ich kann's dir beweiſen! Alſo mußt du's gelten laſſen. Und ich glaube auch an dich, o ja! Nicht immer hab' ich geglaubt. Aber heute — jetzt — glaub' ich. Ich zittere, aber ich glaube. Ich möchte lieber nicht glauben, aber ich muß!“

Nun wandte er den Blick vom Himmel wieder auf ſeine Umgebung: „Was!“ ſchrie er und das dichte, kohlſchwarze, ſtruppige Haar ſträubte ſich ihm. „Was? Sie nehmen es gar nicht! Sie bücken ſich nicht nach meinen Saphiren! Sie zertreten — wehe, wehe geſchrieen! meine Perlen, meine weißen Edelperlen, meine Zahlperlen aus Damaskus! Wie! Ihr ſtoßt gegen mich mit den Ellbogen? Ihr Undankbaren! Nehmt doch, gute, edle Herren, ſchöne Frauen, nehmt: — wenn nicht für euch — aus Barmherzigkeit gegen mich, daß ich kann aufrechnen morgen vor dem Zimmermannsſohn, — ach nein, vor dem Sohn Gottes, dem Meſſias! — gegen kleinen Wucher großmächtige Wohlthätigkeit und abziehen von meinem armen winzigen Betrug zu Frankfurt dieſes unſinnig reiche Almoſen. Ach wehe! Sie hören gar nicht auf mich! Sie laſſen's liegen — im Kot! O Chriſtus, ich kann doch nicht dafür, daß ſie nicht wollen? Ich habe gewollt — Gutes thun.“ Da brach er ohnmächtig auf das Geſicht nieder, Geifer und Schaum ſtanden ihm vor dem Munde.

Die tobende Menge, die ſein kaum geachtet hatte, würde ihn zertreten haben: aber da warf ſich, aus dem Hofthor

hervoreilend, in den dichteſten Haufen eine hohe Geſtalt in dunklem Gewand: furchtlos ſprang ſie unter die Raſenden, ergriff mit beiden Armen des Bewußtloſen Haupt und zog ihn — ihn aufzuheben vermochte ſie nicht — quer über den Platz und durch das Hofthor, das ſie ſorgfältig hinter ihm verſchloß. Sie beſprengte ſeine heißen pochenden Schläfe mit Waſſer aus dem nahen Brunnentrog: da ſchlug er die Augen auf.

„Er lebt!“ frohlockte die alte Frau. „Er lebt, mein Iſaak, meines Manaſſe Blut! Gott meiner Väter, ich danke dir: deine Gnade währet ewiglich! — Zwar wie wird er raſen übermorgen, wann er ſieht, die Welt, Jehovahs weiſes Werk, iſt nicht untergegangen — denn ich habe nachgeleſen in den Rollen und kann es nicht finden darin und kann es nicht glauben! — und er hat geworfen all ſein Geld und Gut auf die Straße! Er wird verfluchen ſich und Gott und die Welt, und mich wird er ſchlagen, grauſam ſchlagen! Aber! — nun iſt er eingeſchlafen! — wie ſchwer er atmet! — aber verzweifle nicht, mein armer Liebling. Nun iſt es doch gut, daß die alte Mutter — wie haſt du oft geſcholten ihre Dummheit! — dir nie hat aufgedeckt den großmächtigen Schatz, den dein Vater hat vergraben als Notpfennig tief unter dem alten Birnbaum im Wurzgärtlein! Das wird dich tröſten in deiner Trübſal und du wirſt ſtreichen der alten Mutter Kinn, daß ſie dich errettet von dem Bettel. Und wirſt erkennen, daß es nichts iſt mit dem Glauben der Chriſten und daß ſich geirrt hat der große Biſchof in Rom und geirrt hat auch der gute Herr Biſchof hier, als er ihm folgte. Und wirſt einſehen, daß da iſt kein anderer Gott als der Gott deiner Väter, Jehovah iſt ſein Name, der hat über dich gebracht, wie einſt über Hiob, dieſe Prüfung zu deiner Läuterung. Verloren haſt du viel Geld, aber zurückgewinnen wirſt du

deinen Glauben. Und wirst thun nach dem Rat deiner alten Mutter und abschütteln von deinen Schuhen den Staub dieses Landes, wo wir doch immer, ob wir nun verleugnen unsern Glauben oder ihn bekennen, werden bleiben Fremdlinge und Verachtete, in diesem wilden Volk der Gojim, der Waffengewalt, und wirst nehmen den Wanderstab und wirst mit mir wandern an den Jordan, wo die Palmen rauschen, und wirst begraben mit frommen Händen deine alte Mutter am Jordan unter rauschenden Palmen."

Als bald darauf Fulko und Blandinus — denn der war in den Waffendienst Herrn Heinrichs getreten — mit einer Schar von bischöflichen Reisigen erschienen, die rasende Menge auseinandertrieben, und das Feuer, das bereits das Holzkreuz ergriffen hatte und den Kornhof schwer bedrohte, löschten, da vernahmen sie aus den geschlossenen Läden des Judenhauses einen leisen eintönigen Gesang. Sie verstanden die hebräischen Worte nicht: allein sie lauschten, tief ergriffen, dieser eigenartigen fremdartigen feierlichen Weise; der Sinn der Worte aber war:

„Ich halte treu an meinem Gott:
Drum leid' ich von den Heiden Spott.
Jedoch aus Spott und Herzeleid
Löst mich der Herr zu rechter Zeit.
Ich bau auf dich, Herr Zebaoth,
Mein Gott ist stark, mein Gott ist groß
Und süß ruht sich's in Abrams Schos."

X.

Die Sonne dieſes Tages neigte ſich zur Rüſte, die Wipfel der Buchen des Königswaldes wunderſchön vergoldend.

In tiefſter Erregung durchſchritt der Biſchof nach Erledigung aller geiſtlichen und weltlichen Geſchäfte — auch in den Nächten hatte er zuletzt nicht mehr geſchlafen — lange den geräumigen Bücherſaal.

Ein blaues Wölklein von gar ſüßem Geruch ſchwebte kreiſelnd durch den Saal und verzog ſich langſam durch das offene Fenſter: neben dem mit Urkunden hoch bedeckten Schreibtiſch ruhte auf hohem Erzgeſtell ein zierlich gearbeitetes Kohlenbecken, in welchem auf rotglühenden Kohlen Weihrauch glimmte: der Biſchof hatte befohlen, denſelben für den Abendgottesdienſt bereit zu ſtellen.

Oft und oft ließ er im Wandeln den Blick durch das Fenſter auf den freien Platz, auf den Strom, die Brücke, die ragende Feſte und die Hügelkette im Weſten ſchweifen.

„Wie ſchön war ſie doch, dieſe Welt, welche morgen in Flammen aufgeht!“ Er ſeufzte tief: dann ſchloß er fromm: „aber nicht mein Wille, — dein Wille, o Herr, geſchehe!“ —

Supſo trat ein, offenbar, jemand zu melden.

Raſch ſchritt Herr Heinrich auf ihn zu: „Berengar, — nicht wahr?“ Der Alte ſchüttelte ſchweigend den Kopf. „Oder doch Nachricht von ihm? Auch nicht! Einer meiner Boten — es iſt der vierte, den ich nach ihm ausgeſandt . . . . ?“ — „Ritt eben ein; aber er hat Berengar ſowenig gefunden, wie ſeine drei Vorgänger. Kein Menſch weiß, wohin die Söldner, in deren Lager er geſucht werden ſollte, ſich gewandt haben.“ „Es iſt auch gleichgültig,“

ſprach der Biſchof vor ſich hin. „Ich wollte nur, er ſollte wiſſen, daß mich der ganze Plan . . . . Was willſt du aber, Supfo? Du blickſt ſo ernſt — wie ich es kaum je an dir geſehen. Fängſt du doch endlich auch an, des Gerichtes zu gedenken? Es iſt wahrlich an der Zeit.“ Aber Supfo ſchüttelte noch ſtärker als zuvor das Haupt und ſprach: „Ich melde Beſuch, Herr Hezilo.“

„Habe jetzt nicht Zeit für Beſuch und Unterhaltung.“ — „Wird nicht ſehr unterhaltend werden, rat' ich.“ — „Wer iſt's?“ — „Eine Frau. Bittet um eine Unterredung.“ — „Nein doch. Soll anderwärts Unterredung ſuchen. Oder vielmehr, ſie ſoll gar nicht Unterredung ſuchen, ſondern nachdenken über das nahende Ende.“ — „Gerade darüber will ſie mit Euch reden.“ — „Ah, ſich tröſten laſſen? Soll nachher in die Abendpredigt kommen. Oder in die Mitternachtsmeſſe, wie die andern auch. Soll ſich geiſtlich vorbereiten.“

„Das eben will ſie. Ihr müßt ſie hören, dieſe Frau: ſie will Euch beichten.“ — „Beichten! Dann freilich! Führe ſie herein! — Kennſt du ſie?“ Der Alte hatte die Frage wohl nicht verſtanden; gar eilig war er hinausgehumpelt. Noch einen friedloſen Gang durch das Gemach: „Beichte hören! Andrer Sünden würdigen . . . im Namen des Heilands den Reuigen, den Büßenden vergeben! Und ich? Ich ſelbſt! Wer verzeiht mir im Namen des Heilands meine Erinnerungen, — die ich nie gebeichtet, weil ich ſie nicht für Sünde hielt, und die mich auch jetzt noch nicht loslaſſen? Wer verzeiht mir die unbereute . . . . ?“

Er brach ab, — mitten im Schritt — mitten im Wort.

Er erſchrak: er ſchlug haſtig ein Kreuz: denn er glaubte, ſie zu erkennen, die Frauengeſtalt, die ganz geräuſchlos über

die Schwelle geglitten war, hart an der Thüre ſtehen blieb und nun den langfaltigen dunklen Schleier zurückſchlug. „Hilf, Sankt Kilian!“ flüſterte er, während ihm das Blut heiß vom Herzen in die Wangen ſchoß. „Es iſt ein Blendwerk des Verſuchers. Ach, gut kennt er die Schwäche meines . . .“ — Lauter ſprach er nun: „Es iſt ja nicht möglich!“ — „Doch. Es iſt. Ich bin Heilfriede.“ Unſagbarer Wohllaut klang aus dieſer ſanften, lieblichen Stimme, die wie aus dem Mund einer Verklärten zu tönen ſchien. Etwas Verſchleiertes, Verhülltes, wie ein ſtets im Verborgenen gehütetes Heiligtum lag in der Stimme. Und verſchleiert auch war der Blick dieſer ſanften, lieblichen Augen von mattem Blau unter langen, langen blonden Wimpern: nicht traurig war der Blick, aber ſo friedlich, ſo wehmutvoll befriedet, ſo weltentrückt!

In das lichtblonde, leicht gewellte Haar hatte das häufige Silberweiß nicht das Alter geſtreut: die zarte Frau hatte offenbar das vierzigſte Jahr noch nicht erreicht: dieſe blaſſen, weich gerundeten Wangen waren ſo jugendlich: nur gar ſo bleich, ſo farblos, ſo nonnenhaft! Der Zug der Augenbrauen war kaum ſichtbar angedeutet durch einen Halbkreis von Blond: aber die ſanfte Weichheit dieſes Antlitzes ward auch von dem bloßen Anſchein der Schwäche weit ferngehalten durch den Ausdruck des kleinen, fein geſchnittenen, aber feſtgeſchloſſenen Mundes, der Willenskraft und lang geübte Willensmeiſterung bekundete. Wie ſie ſo daſtand, die ſchmächtige, nur mittelgroße, zarte Geſtalt in dem grauſchwarzen Schleier, im dunkelveilchenfarbenen Mantel, der das Untergewand völlig verhüllte, glich ſie einem ſtummen, wunderſchönen, ſeelenbeſchwichtenden Heiligenbilde. — — —

Herr Heinrich war regungslos ſtehen geblieben, weit von ihr: er lag völlig unter dem Banne des von ihr ausſtrah-

lenden Zaubers, dieſer rührenden Sanftmut, dieſer ſtillen Ergebung, dieſer heilig verklärten Anmut. Lange, lange ſchauten ſich die beiden ſprachlos an: ſie fanden keine Worte: vor tiefem ſtillem Weh oder war's vor geheimer Wonne?

XI.

Endlich that Herr Heinrich, fortgeriſſen von der Gewalt des Gefühls, einen raſchen Schritt ihr entgegen: er hatte ihr die ausgeſtreckte Hand hinreichen wollen. Allein mitten in der Bewegung hielt er inne: er ließ den rechten Arm ſchlaff herabfallen. „Frau Gräfin . . . . !" brachte er nun leiſe hervor, kalt, beinahe feindlich. Grimm und Erbitterung malten ſich auf ſeinen durchgeiſteten, von Schmerz durchzuckten Zügen: er furchte finſter die gewaltige Stirne.

Jedoch wie er nun in die ſanften Augen der ſtillen blaſſen Frau einen feuchten Schimmer treten ſah, der ſie noch ſchöner und noch viel rührender machte, — da verſagte ihm die Kraft, zu zürnen und in ganz anderem Tone fuhr er traurig, tief aufſeufzend, fort: „Ach wie lang iſt's her, daß wir uns nicht geſehen!" — „Fünfzehn Jahre." — „Das iſt lang." — „Ja. Denn es iſt das ganze Leben." Gegen den Ton dieſer Stimme — Herrn Heinrichs Jugend klang daraus hervor! — gab es nicht Trotz, nicht Groll, nicht Widerſtreben. Er wies mit der Hand auf den erhöhten Platz an der Wand unter dem dunkelroten Baldachin. Aber die Frau blieb an der Thüre ſtehen; ſie ſprach nicht. So mußte er aufs neue beginnen. Und das war ſo ſchwer! — Milder hob er an: „Was . . . . ?

Was führt Euch zu Heinrich von Rothenburg?“ Da richtete sie die Augen fest auf ihn und sprach mit Nachdruck: „Zu dem Bischof sendet mich mein Gemahl.“ Jäh fuhr Herr Heinrich zurück: „Ah so! — Freilich! Ich hätte mir es denken können!“ schloß er herb.

„Gewiß! Ihr konntet nicht annehmen, ich suche Euch gegen, ohne meines Gatten Willen.“ — „Es hieß . . . man ließ mir sagen . . . Ihr wolltet beichten?“ — „Ich will beichten. Euch will ich, muß ich beichten, keinem andern. Das sagte ich meinem Mann; und dazu schickt er mich.“ Der Bischof war aufs höchste überrascht: aber er wollte es um keinen Preis verraten; kühl erwiderte er, leicht die Achsel zuckend: „Seine Pflicht! — Christenpflicht!“ — „Mich zu Euch als Beichtiger ziehen zu lassen, zu schicken? — Nein, das verlangte keine Pflicht von ihm.“ Herr Heinrich entgegnete nicht. Er strich nur einmal langsam mit der umgewandten linken Hand über die stolze Braue: „So beginnet,“ sprach er tonlos.

„Ich beginne damit, zu gestehen, daß ich mir gerade Euch als Beichtiger ausgesucht habe nicht nur meinetwillen, auch — ja mehr noch! — um Euretwillen. — Nein: die ganze Wahrheit muß gesagt sein: nur um Euretwillen habe ich Euch zum Beichtiger ausgewählt und von meinem Mann erbeten.“

Jetzt konnte Herr Heinrich sein Erstaunen nicht mehr verbergen: „Und auch das . . . . das habt Ihr ihm gesagt?“ — „Gewiß.“ — „Und er hat . . . . ?“ — „Er hat erwidert: ‚Ja. Geh zu ihm. Sag’ ihm alles. Alles, was du soeben mir gesagt. Wenn etwas auf Erden ihm wohlthun kann und seine Seele retten . . . . ‘“ „Graf Gerwalt soll für seine Seele sorgen!“ donnerte der Bischof sehr zornig. Aber ruhig schloß sie: „‚ . . so wird es das sein.‘ Also sprach mein Mann.“ — „Ich will

nicht hören, was mir Graf Gerwalt ſagen läßt — durch Euch.“ — Trotzig ſchritt er durch den Saal. Geduldig wandte die Frau das ſchmale Geſicht ſo, daß ſie ihm überall hin folgen konnte mit den Augen. —

„Nicht Er,“ ſprach ſie ganz ſanft, „meine Seele ſpricht — unter ſeiner Verſtattung — zu Euch. Bald ſtehen wir — wie alle — vor dem Richterſtuhl des Herrn. Ihr glaubt doch zweifelfrei daran? Sagt mir das offen, bevor ich weiterrede. Euch glaub' ich unbedingt darin, wie — wie in allen Stücken. Nur weil übermorgen doch alles klar und offen wird zwiſchen Eurer Seele und der meinen — nur deshalb“ . . . hier überflog die bleichen Wangen ein leiſer Hauch von zartem Rot — „konnte ich mich ſoweit überwinden. Stehen wir übermorgen vor Gott? Sprecht: Ja oder Nein? Wenn Nein, bleibt meine Beichte ungebeichtet.“ — „Ja. Habt Ihr nicht all meine Vorbereitungen in der Stadt geſehen?“ — „Ich treffe ſoeben erſt ein. — O Gott ſei Dank für dieſes: Ja!“ Sie faltete die Hände und ſah nach oben.

„Ein betender Engel!“ mußte der Biſchof denken. „Aber welche Freude in dieſen Zügen? — Ihr — erſehnt, ſo ſcheint's, den Tod?“ — „Von ganzer Seele!“ — „Lange ſchon?“ — „Seit . . . . ſeit vielen Jahren.“ — „Und die drohenden Schrecken des Weltbrands?“ — „Ich fürchte ſie nicht. Ich ſegne ſie. Sie allein haben mir dieſe Stunde gebracht. Das Wort der Erlöſung — ach! nicht nur für mich — ſo ſelbſtiſch bin ich nicht! — für Euch — — von bittrem Leid.“

Vornehm richtete er ſich auf zu ſeiner ganzen Höhe: „Wer ſagt Euch,“ fragte er ſtolz, „daß ich leide oder litt?“ Sie wollte ein raſches Wort erwidern: aber ſie erſchrak über ihr eigenes Wort, faßte ſich und verbeſſerte ſanft: „Oder doch von bittrem Groll. Leugnet Ihr auch den?“

„Nein, das wäre gelogen!“ lachte er grimmig. „Bin kein Erzengel, nur ein Menſch, ein Mann. Und bin's geblieben, auch als ich Prieſter und Biſchof ward.“ — „Nun ſeht, Herr Biſchof, daß Ihr nicht mit der ſchweren Todſünde dieſes Haſſes, dieſes unverſöhnten Grolles auf der Seele vor den allwiſſenden Richter tretet, deshalb, o glaubt es mir, Herr Biſchof Heinrich, — nur deshalb ſteh ich hier: hört es: nur Eure Seele zu retten.“

Er ſchüttelte finſter den Kopf: „Das iſt keine Beichte. Habt Ihr keine Schuld auf der Seele?“

Aber ohne auf die Frage zu achten, fuhr die Frau in wachſendem Eifer fort: „Dieſe Sorge, dieſe Angſt um Euch hat mich ergriffen von dem Tag an, da ich das nahende Ende erfuhr: dieſe Qual um Euer ewig Heil hat mich raſtlos umgetrieben Nacht und Tag. Sie hat mich — ich bin ſonſt ſcheu, wie Ihr vielleicht noch wißt, Herr Heinrich! — fortgetragen über alle Bedenken — hierher zu Euch getragen — wie auf Flügeln: die Sorge, die heiße . . . . Sorge um Euch. Beichten konnte ich, nachdem ich meinem Manne gebeichtet — das war nicht leicht! — jedem Prieſter. Aber dieſe Beichte, die ich Euch anvertraue — o Gott! — ſie ſoll ja nicht, wie Beichte ſonſt, der Beichtenden Seele retten, — ſondern die Eure! Euch retten und erlöſen — bevor der Richter richtet! — von dem dumpfen Haß und bitteren Groll gegen meinen Mann und — ach! — gegen mich!“ Raſch machte ſie einige Schritte — dann ſank ſie unter Thränen auf den vorher abgelehnten Sitz.

Auch er war tief, mächtig bewegt: die edle Empfindung dieſer reinen Frauenſeele hatte ihn erſchüttert. Er trat dicht vor ſie hin, ſchaute ſcharf auf ſie herab und hielt ſeine beiden zuckenden Hände feſt ineinander geſchloſſen: „Graf Gerwalt zu haſſen, ihm zu grollen, — prüf' ich

mich — als Chriſt — im Angeſicht des nahen Todes — dazu hab' ich kein Recht. Wir ſtreiten uns um Zoll und Brückengeld, — um Grafenbann und Biſchofsrecht: — wir ſind beide aus recht hartem Holz — da ſetzt es denn harte Stöße. Aber deshalb Haß und Groll? Nein! Er glaubt im Recht zu ſein, wie ich. — Und .... das andre? Das vor fünfzehn Jahren ....?"

Sie ſeufzte und zog den Schleier vor die Augen.

„Beim Donnerſtrahl, ich kann's ihm nicht verdenken! Nicht Freunde waren wir: — nur Waffengenoſſen, Jagdgefährten, Bechergeſellen — oder Nebenbuhler um Ruhm und Glanz und Lebensfreude. Daß er die ſchönſte Jungfrau liebte, die wir — beide — jenſeit und diesſeit der Alpen — geſehen, daran that er recht. Und daß er ihre Hand nahm, als ſie ihn vorzog, daran that er wahrlich nicht unrecht. Alſo — will ich — nur als Mann, gar nicht als Prieſter — fragen — alſo warum Haß und Groll gegen — ihn?" — „Aber gegen mich, nicht wahr?" Das brach aus ihrer Bruſt wie aus dem Felſen der Quell, wie aus dem Vulkan das Feuer — weil ſie müſſen.

„Ah!" Und mit herzzerreißendem Klageton ſchlug ſie die Stirn gegen die Holzwand und bedeckte den Kopf mit den beiden durchſichtigen Händen.

XII.

Aber diesmal erweichte ſie ihn nicht, die rührende Stimme, den grimmen, ſeit langen Jahren verhärteten Groll des Mannes. Einen Augenblick noch blieb er vor ihr ſtehen mit feſtverſchlungenen Händen: dann wandte er

ſich jäh von ihr ab und ſtürmte in raſchen Schritten — in abgebrochenen Sätzen redend — den Saal auf und nieder. „Kann es anders ſein? — Bedenkt doch! — Ihr habt es wohl all vergeſſen — in dieſen langen Jahren — an der Seite des ſchönen Gemahls? Ich nicht! Ich war nicht — abgezogen durch neues Liebesglück! — Merkt auf, ob ich's noch weiß. Und ſtraft mich Lügen — gleich! — thu' ich Euch unrecht — nur mit Einem Wort. — —

Jahrelang kannten wir uns — am Hofe der Regentin .... Ihr ſtets in der hohen Frau Geleit: — auch ich nur ſelten fern von ihr. Denn ſie hielt viel auf Euch. Und auch — ein wenig — auf mich. Seit ich zuerſt Euer Antlitz geſchaut .... — Genug! — Ihr merktet es bald — leugnet es nicht! — mußtet es merken! Und nach vielen Monden treuen Werbens — durft' ich annehmen — durft' ich wenigſtens hoffen: .... Frau Gräfin: ſagt es offen, wenn es Einbildung eines eitlen jungen Thoren war. Durfte ich nicht hoffen — ich ſei Euch nicht ganz ... o wie ſag' ich nur?"

Er ſtand jetzt wieder dicht vor ihr.

Da löſte ſie langſam die langen, ſchmalen Hände von dem Geſicht, wandte ihm voll das blaſſe Antlitz zu, ſchlug die Augen groß auf und ſprach mit traurigem Blick: „Ja. Ihr durftet annehmen, ich liebe Euch. Denn es war die Wahrheit. Und ich konnte — Ja: mehr! Ich *wollte* es auch nicht — weiter verbergen."

„Hei! Das geſteht Ihr alſo zu? Und doch, und doch, Verräterin, verraten und verlaſſen!"

„O Herr Heinrich ....!" — „Nun, beim Zorne Gottes, der uns morgen richtet! Iſt das *nicht* Verrat? Ihr liebtet mich, ſagt Ihr? Seltſame Liebe! Sechs Wochen aus den Augen — für immer aus dem Sinn!" — „Herr Heinrich — war das Heilfriedens Art?" —

„Nein! Freilich nicht! Gewiß nicht! Ich hätte geeidet als Euer Eidhelfer und Euer Kämpfer — allein! — gegen eine Welt von Speeren: — ‚Kein ſteter, kein verläſſiger Herz hat je in Weibesbruſt geſchlagen.‘ Daher ja die Verzweiflung! Es war nicht nur der Schmerz um Euch: — nicht nur Euch, den Glauben an die ganze Menſchheit hab' ich ja verloren. War mir doch bei der Kunde, als fielen alle Sterne vom Himmel: Dieſes herrliche Geſchöpf — dieſes! — verhehlt mir nicht mehr ihre Liebe. Das war zu Oſtern. Ich ziehe aus in der Regentin Dienſt wider die Wenden. Ich wußte, kehrte ich ſiegreich zurück an den Hof nach Regensburg, — die Herzogswürde war mir zugedacht. Als Herzog wollt' ich um die Hand Heilfriedens werben. Zu Pfingſten bin ich, ſieggekrönt, zurück und ſie — — iſt fort und des Grafen Gerwalt Weib. O pfui! Wie grenzenlos abſcheulich!“ Und er ſtürmte wieder durch den Saal.

Matt ſprach ſie, kaum vernehmbar: „Ja. Fort war ſie. — Und war des Grafen Gerwalt Weib. — Wißt Ihr auch, warum?“ „Tod und Verderben!“ fuhr er auf. „Welcher Hohn! Weil ſie jetzt — war er doch auch jünger und ſchöner! — auf einmal den Grafen Gerwalt liebte!“ Und er blieb wieder hart vor ihr ſtehen und ſchoß flammende Blitze auf ſie herab. „Nein,“ ſagte ſie ruhig und ſah ihm voll und feſt in die zornigen Augen. „Weil Kaiſerin Theophano befahl.“

Er taumelte zurück. „Wie? Was? .... Und darum?“

„O Herr Heinrich,“ begann ſie liebreich-ſanft und beinah heiter in allem Weh. „Nein, Ihr ſeid wahrlich nie ein eitler Mann geweſen, der ſich die Gunſt der Frauen eingebildet hätte. Ihr ſahet ſie ja nicht an vielen von uns, als ſie mit Händen zu greifen war. Und nun vollends

Sie! Ihr allein merktet nicht, was der ganze Hof wußte." — „Aber was denn? Was?" — „Die Kaiſerwitwe Theophano — die wunderſchöne Griechin — verwitwet im ſechsundzwanzigſten Jahre — die herrliche, glühende Frau — ſie hat Euch geliebt aus aller Macht ihres Weſens."

„Die Kaiſerin? Unmöglich!"

„Und die ſchöne, ſtolze, heiße Frau in ihren blauſchwarzen diademgleichen Flechten," fuhr ſie ruhig fort, „ſie entdeckte, der Graf von Rothenburg, der von ſo vielen geliebte Held, zeichne vor allen Frauen und Jungfrauen des Hofes aus das ſchlichte blonde, arme Edelfräulein von der Heide, aus dem Lande der Weſtfalen. Sie konnt' es nicht begreifen. Sie hatte recht: denn ich begriff auch nicht, warum? Und deshalb — ſo dachte ſie wohl — achtet er gar der Frau Kaiſerin nicht und ſieht nicht ihre brennende Liebe. Sie war meine Wohlthäterin, die Erzieherin meiner verwaiſten Jugend. Sie ließ mich kommen, ſie öffnete mir ihr Herz. ‚Du mußt ihm aus den Augen,' ſprach ſie, ‚blondes Kind. Du mußt ihm unerreichbar werden. Dann — iſt er mein. Du wirſt nicht ſo ſelbſtiſch ſein, ihm den Weg an meiner Seite — den ſichern Weg zu höchſtem Erdenglanz und Ruhm — zu verſperren. Aber auch du ſollſt nicht leiden. Behüte! Graf Gerwalt liebt dich, ich weiß es. Er iſt ein ſchöner wackrer Mann, ein Held wie jener. Du wirſt ſein glücklich Weib. Heinrich aber — er wird wozu ihn Gott vorausbeſtimmt hat durch hohe Gaben —: Regent des deutſchen und italiſchen Reiches und mein Gemahl.' Sie befahl. Ich gehorchte. Durft' ich, — ich armes Ding! — dem Aufflug des Adlers zur Sonne im Wege ſein?" „Um Gottes willen!" ſchrie der Gequälte auf. „Geopfert um meinetwillen?" Und er warf ſich leidenſchaftlich vor ihr nieder auf die Kniee.

Sofort ſprang ſie auf.

Weit trat ſie weg von ihm zur Thüre.

„Steht auf, Herr Biſchof! Sofort: oder ich verlaſſ' Euch.“

XIII.

Er ſtand ſchon wieder.

Hochaufgerichtet ſtand er, die geballte rechte Fauſt auf die Tiſchplatte geſtemmt, die flache Linke auf das wild pochende Herz gedrückt, glühendes Rot im Geſicht.

„Verzeiht, Frau Gräfin . . . — nein: Heilfriede, vergieb, daß ich auf die Kniee ſank! Ich bin's ſo ſehr gewöhnt, vor Heiligen zu knieen. Und du — du biſt eine Heilige! — Und ich blinder, wildherziger Mann habe dich all dieſe Jahre . . . gehaßt? O nein! Ich konnte nicht! Aber verachten wollt' ich dich und deine Treuloſigkeit. ‚Die ſchöne Verräterin‘ nannte ich dich ſo gern in meinen ſchlummerloſen Nächten. Ach der Spruch:

‚Nicht Feuer und nicht Gift im Blut
Schmerzt wie verratne Liebe thut,‘ —

er war zu meinem Nachtgebet geworden. O dich verachten — dieſe Wolluſt that ſo bitter weh! Vergieb mir, Heilfriede! Kannſt du mir vergeben?“

Sie trat nun langſam von der Thüre wieder in die Mitte der Halle zurück. „Ich hab' mir's wohl gedacht,“ erwiderte ſie traurig. „Ihr kanntet mich doch nicht genug, an mich zu glauben auch gegen den Anſchein. Ich, Herr Heinrich, würde nie ſo an Euch gezweifelt haben.“ — „O ſprich, daß du mir verzeihſt!“ Sie lächelte wehmütig: — es ließ ihr unendlich ſchön. „Stände ich hier, wenn

ich Euch nicht vergäbe?" — „Dank!" — „Iſt doch kaum etwas zu vergeben! Daß ein ungeſtümer Mann, gekränkt in ſeinem Stolz von einem Weibe, das ihn aufgab, dieſem nicht gute Beweggründe beilegt, ſondern Schwäche in ſeinen vorwurfsvollen Gedanken, — das iſt wohl ſo der Lauf der Welt. Aber Ihr ahnt nicht, was ich empfand, als mich, ſtatt der Nachricht Euerer Verlobung mit der Regentin, wie ein Donnerſchlag die Kunde traf am fernen Rhein: ‚Graf Heinrich von Rothenburg hat der Welt entſagt.' Er!" Hier leuchteten die ſonſt ſo mattblickenden blauen Augen zum erſtenmal auf in freudigem Stolz. „Der allererſten Helden des Reiches einer — mir — ſo lange Zeit! — der Erſte! Er nahm die Weihen! Ward Prieſter! Umſonſt, umſonſt — ſo ſagt' ich mir — habe ich mein Herz verleugnet, mein Leben geopfert, ihr und ihm. Weder die Herrin, vor der ich aus Dankbarkeit zurückſtand, noch Er, dem ich den Weg zu kaiſerlichem Glanze bahnen wollte, hat Vorteil davon! — Ach, in jenen Nächten iſt mein Haar ergraut. Und ich ſagte mir doch auch, welches Weh allein es ſein konnte, das den heldenhaften Mann dahin getrieben, das ſiegvertraute, das geliebte Schwert ſich abzugürten." — „Ja, Heilfriede, auch das that weh." „O ſo vergebt Ihr mir!" rief ſie nun in überraſchendem Ausbruch des Gefühls, „daß ich Euere Liebe nicht als ſo ſtark erkannt, wie ſie es war. Aber ſeht: darum ließ mir die Sorge um Eure Seele keine Ruhe! Sollten wir vor Gott treten — Ihr belaſtet mit dieſem ſündhaften, grundloſen Haſſe gegen mich und ich ohne Eure Verzeihung, daß ich Eure Liebe unterſchätzt? Alles, alles ſagte ich meinem wackren Mann in dieſen Tagen auf unſerer Rückreiſe aus Welſchland: alles! Und er ließ, ja er hieß mich dennoch zu Euch eilen."

„Ich dank' ihm! Sagt ihm das!" In raſcher Auf-

wallung des Edelgefühls kam das hervorgesprudelt. Zögernd fügte nun der jahrelang genährte Groll hinzu: „Das heißt: wenn ein Dankeswort von mir bei Graf Gerwalt gute Stätte findet.“

„O Herr Heinrich! Ihr habt ihm noch viel, viel mehr zu danken!“— „Hei ja, gar manchen Span, Streit und Verdruß! Ein Glück, daß er, seit er diesen Gau erhalten, immer jenseit der Alpen weilte. Saß er da oben auf dem Marienberg und ich hier — es wäre wohl Blut geflossen. So hab' ich mich nur mit seinen Amtleuten herumzuzanken gehabt. Wo ist er? Wann folgt er Euch nach?“ — „Heute Nacht oder morgen in aller Frühe. Er hat noch in seinem andern, im Rangau Geschäfte.“

„Auch über diesen,“ schalt der Bischof, „gab es immer Zank und Hader!“ — „Gerade deshalb hat er . . . .! Aber nein! Ihr würdet mir nicht glauben. Und bevor der Erfolg eintreten kann, stehen wir alle drei vor Gott. Dort — auf Wiedersehen, Herr Heinrich!“ — „Heilfriede! Wohin?“ — „Nach Hauf' — in die Burg — so gebot mein Gemahl — ihn dort zu erwarten.“ — „Gut! Gehorcht ihm. Aber noch eine Bitte — die letzte im Leben.“ — „Sprecht!“ — „Wann nun die letzten Dinge hereinbrechen — wann die Posaunen erdröhnen der Engel des Gerichts — dann, Heilfriede, laß uns die Ankunft des Herrn gemeinsam erwarten. Im Dom, am Hauptaltar, im Schutz aller heiligen Reliquien, versammle ich, lang vor Mitternacht, die Gemeinde um mich — so viel der Gläubigen die Kirche fassen mag. — O Heilfriede, in solch schirmender Umgebung, an solch heiliger Stätte erwarte auch du das Ende. Steige rechtzeitig herab von der Burg und —“

„Mein Gemahl ist bis dahin sicher hier. Gern wird er mit mir Euren frommen Vorschlag annehmen. Versöhnt,

befriedet, vereint, Hand in Hand wollen wir dann alle drei das Ende erwarten ... — Und nun noch" — ihre Stimme zitterte — „Euren Segen, Herr Biſchof!" Und ſie beugte demütig vor ihm das bleiche Geſicht.

Er aber winkte ihr abwehrend mit der Hand. „Wer bin ich, daß ich dich ſegne? Der Sünder die Heilige! Dich hat der Herr geſegnet aus der Maßen. Selig ſind, die reinen Herzens ſind, denn ihrer .... ach, dein, Heilfriede, iſt das Himmelreich!"

Und der ſtarke Mann brach laut aufſchluchzend zuſammen über dem Tiſch. „Leb wohl! Auf Wiederſehen am Ende, Hezilo!" hauchte ſie. „Heilfriede! Deine Hand! Nur deine Hand —" Er ſprang ſtürmiſch auf.

Sie war verſchwunden. Wieder lehnte er ſich vorgebeugt, ſeiner ſelbſt kaum mehr bewußt auf den Schreibtiſch.

Dabei ſtreifte ſein langfaltiger Ärmel eines der Pergamente, es glitt herab von der Tiſchplatte und fiel gerade auf das offene Becken der glühenden Kohlen.

Haſtig raffte er es auf, ſchon war es leicht angebrannt.

„Kaiſer Karls Verleihung!" rief er erſchrocken. „Beinahe ...! Nun, und wenn ſie verbrannte?" lächelte er. „Wie thöricht doch die Gewohnheit macht! Übermorgen verbrennt ſie ja doch! Mit allem was ſie mir — dem Bistum — ſchenkte. O du unſelig Pergament! Durch deine zierlichen Buchſtaben hat mich der Welſche bezaubert, durch dich hat er mich immer wieder angetrieben, wann ich nachgeben wollte. Zwar für Sankt Burchhards Recht ... ach nein, nein, es iſt ja all nicht wahr!

Heinrich, geſteh' dir's doch endlich — an dieſem Tage — ſelber ein, dir und dem Allwiſſenden, den du ja doch nicht täuſchen kannſt, wie du dich ſelbſt ſo lange, ſo gern getäuſcht haſt. Die Luſt, Land und Leute zu be-

herrſchen, gegen ihren Gatten — lauter Sünde hat dich dabei getrieben! Unheilsurkunde! Hätt' ich dich doch nie entdeckt! Wärſt du doch verbrannt mit allen andern damals vor vielen Jahren! Oder jetzt verbrannt — in dieſen Kohlen, — eh' ich dich nochmal ſehen mußte!

Dämoniſches Geſchreibſel!" Zornig zerknitterte er es in der Rechten. „Wieviel Sünde haſt du in mir angerichtet! Ich haſſe dich, ich verfluche dich — nicht erſt übermorgen — gleich ſollſt du verbrennen! Durch meinen Willen! Durch meine Hand! Und ſo wie ich dich zerſtöre, ſo thu' ich von mir — zu Ehren jener bleichen Heiligen — allen Haß gegen Gerwalt und jedes — jedes! — ſündige Verlangen!"

Und in fiebernder Erregung, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, riß er das zähe Pergament mit den beiden ſtarken Händen mitten durch und warf die beiden länglichen Streifen in die glühenden Kohlen.

Hoch loderte ſofort die helle Flamme auf. Mit ſeltſamer Luſt ſah er das noch: dann ſtürzte er beſinnungslos, ohnmächtig auf den Eſtrich nieder.

So fand ihn Supfo, der den ſchweren Fall gehört hatte und beſorgt herbeieilte.

Fünftes Buch.

I.

Der furchtbare Tag war angebrochen und nahezu abgelaufen ohne irgendwelche Störung der Ruhe in der Stadt.

Das war bei der gewaltigen Aufregung aller Gemüter nur den weisen und kräftigen Anordnungen zu danken, die der Bischof schon lange für diese bangen Stunden vorbereitet und nun ins Werk gesetzt hatte. Unter Supfos treuer Pflege — er hatte dabei des Steinweins nicht gespart! — erholte sich die starke Natur Herrn Heinrichs bald von der Betäubung, in welche ihn der rasche Wechsel so mannigfaltiger Erregungen gestürzt hatte; er begab sich noch am Abend zu rechter Zeit in den Dom und waltete dort seiner heiligen Pflichten.

Nach durchwachter und durchbeteter Nacht schritt er in feierlichem Aufzug, gefolgt von seiner ganzen Priesterschaft und allem Volk, durch die Straßen, zum letztenmal Gott zu danken, seine Gnade und die Fürbitte der Heiligen anzurufen. Zwar ward gemeldet, daß räuberische Bauern auch an diesem Tage selbst noch sich ziemlich nahe der Stadt gezeigt hätten: — aber auch hiergegen hatte Herr Heinrich wachsame Vorkehrung getroffen auf den Wartürmen.

So war der wunderschöne Sommertag friedlich, feierlich, erwartungsvoll hingegangen.

Nun deckten bereits blaue Schatten die fernen, waldigen Höhen an dem Oberlaufe des Flusses, während in der Stadt auf den Türmen im Umkreis der Mauern die roten Pechpfannen der Türmer glühten; auch stromabwärts glomm hier und da ein Licht aus den auf den beiden Ufern verstreuten Höfen: die Leute wachten in bangem Gebet die Mitternacht heran.

Schon damals setzte sich wie heute auf dem rechten Mainufer die von Süden herziehende große Heerstraße unterhalb der Stadt gen Norden hin fort: im Osten stieß sie dicht an die mit Reben bepflanzten Anhöhen; aber links, gegen den Fluß hin, erstreckten sich in jener Zeit noch Wiesen und Buschwerk.

Wonnesam ist und berauschend die laue Mittsommernacht zu Würzburg und, wie des Lenzes in jenem gesegneten Mainthal, wird, wer je dort einer Mittsommernacht genoß, ihrer dankbar gedenken.

Und diese Nacht, welche da als die letzte ihren weichen dunklen Schleier werfen sollte auf die Erde, — diese Nacht war wunderbar vor den andern vieler Jahre! —

Der Mond stand nahezu voll am Himmel: von den Osthöhen aufschwebend warf er sein bleiches Licht zauberhaft auf den Fluß, auf die ragenden Mauern der Burg im Westen; leichtes fast durchsichtiges Gewölk, von rötlich gelben Rändern umsäumt, zog manchmal, vom lauen Südwest getragen, über die leuchtende Scheibe, durch solchen Wechsel des vollen und des gedämpften Lichts den Reiz geheimnisvoll erhöhend.

Jener weiche, warme Südwest — hauchend, als wär'

es Atmen des Himmels — führte auf seinen leisen Schwingen den wunderbaren, den süß berauschenden, den entzückenden Duft der Rebenblüte von den Weingärten des Burgbergs, zumal der Burgleiste über den Fluß nach Nordosten. — Zur Sonnwend gerade stehen dort die Reben in voller Blust und ihr Duft ist keinem auf Erden vergleichbar! Es ist eitel Poesie, süße, feurige, heiße Liebesluft atmende Poesie, was die trunkenen Sinne da einschlürfen in einer Berauschung, viel feiner und beseligender als im Trunk des Rebensaftes selbst.

Durch jenes Strauchwerk an der Straße und über die Wiesen hin flogen Leuchtkäfer in reicher Menge, mit ihrem grünlichen Licht das Phantastische, Ahnungsvolle dieser halbdunkeln Stunden noch steigernd.

Das Buschwerk aber bestand zum größten Teil aus wilden Rosen, die so schön, so starkstämmig, so zahlreich wie dort im sonnigen Mainthal wohl nirgend mehr gedeihen auf deutscher Erde.

Vielfach hatten zwar die Rosen schon abgeblüht: aber der überaus warme und doch feuchte Sommer hatte an vielen Büschen eine zweite Blüte hervorgelockt: und der honigduftende süße Hauch der Wildrose mischte sich hier mit dem feineren herberen der Rebe.

Und in den Rosenbüschen schlugen und schmetterten ihr feurig Lied ungezählte Nachtigallen! So laut, so lustheiß, so jauchzend in beglücktem Minnewerben! So stark, wie noch in keiner Nacht dieses Sommers! Es war, als ahnten die klugen Vögelein, die zwar an den Untergang der Welt nicht glaubten, daß sie nun bald verstummen mußten für ein Jahr: und als wollten sie noch einmal aus vollster Kraft den Wonnejubel der Liebe hinausschmettern in die blaue, die leise atmende Nacht! —

All das: das silberne Mondlicht — der laue Wind

— der Reben- und Roſenduft — das heiße, brünſtige Lied der Nachtigall — wirkte zuſammen zu einer ſüßen, weichen luſtvollen Berauſchung der Sinne und der Seele. — —

II.

Der Zauber dieſer Stunde befing wohl auch den einſamen Reiter, der aus dem äußerſten flußabwärts vorgeſchobenen Blockhaus der Pfahlbefeſtigung in raſchem Trabe gegen die Stadt geritten kam.

Er hatte den Helm abgenommen und ließ die laue koſende Nachtluft, den ſchmeichleriſchen Wind, der ihm entgegenkam, frei durch ſeine dunkeln Locken ſtreichen. Er hielt nun das ſchwarze Roß an, ſprang ab und führte es am Zügel: „Still, Orco, tritt ſacht auf! Sie dürfen uns nicht kommen hören, die frommen Frauen, ſonſt . . .! — Ich hielt es nicht mehr aus! Ich mußte! Es riß mich fort ſo unwiderſtehlich — wie dort der heiße Sang dem kleinen Vöglein aus der Seele bricht. Dieſe Nacht! Nie ſah ich ihresgleichen! Du mußt — du mußt mein werden vor dem Ende. Magſt du wollen oder nicht! Aber du wirſt wollen: — wollen müſſen! — denn du liebſt mich! Wie lautete doch das Lied, das ich geſtern auf dieſe Nacht, auf dieſe Stunde gedichtet?

Morgen um die zwölfte Stund',
Heia, geht die Welt zu Grund!
Doch nicht eh' bis Minnegard —
— Leib und Seel'! — mein eigen ward! —
Dieſe Nacht,
Wann Hut und Wacht

Liegt in Betgeheul und Jammer,
Dann erbrech ich deine Kammer:
Magſt erglühen, magſt erblaſſen, —
Eher nicht will ich dich laſſen
Bis du mein!
Dann brich herein,
Ew'ge Pein!
Wirſt von deinem roten Mund
Gott mich in der Hölle Schlund:
Du warſt doch mein!

Aber der liebe Gott wird's ſelber einſehen, daß ich nicht anders konnte. Was hat er ſie ſo ſchön geſchaffen und mich ſo heiß? Und ich hätte ja ganz gern des Biſchofs Segen dazu erbeten, wenn . . . Aber halt! Was iſt das? Wer kommt da mir entgegen? Eine dunkle Geſtalt — ein Weib — ganz allein — heute! in dieſer Stunde! — Sie winkt mit der Hand. Bei Sankt Martin zu Tours! Wahrhaftig — ſie iſt's! ſie ſelbſt. — Minnegardis!" „Fulko!" ſchallte es zurück. Und er eilte ihr entgegen, das Tier nach ſich ziehend. Hell trat der Mond aus Gewölk, da ſie ſich erreichten. „Geliebte! Du — hier?" rief er und faßte ihre beiden Hände. „Wen ſuchſt du?" — „Dich!" — „Aber wie konnteſt du . . . ?" — „Ich ahnte, du würdeſt, müßteſt kommen in der letzten Stunde der Welt. Ach, ich wußte es!"

„Woher?" — „Aus meinem eignen Herzen und Verlangen! Ich erfuhr, du haſt Wache in dem Blockhaus da unten. Da wußte ich, du würdeſt verſuchen, mit Liſt oder Gewalt zu mir zu dringen, in meine Kemenate bei den Religioſen. Aber ich wußte auch, es könne dir nicht gelingen." — „Ich bin auf dem Weg und mein Schwert..." — „Wäre nicht nötig geweſen. Ich erwartete dich und hätte dir den Laden der Kemenate ſelbſt geöffnet." — „Nun alſo!" — „Aber ich ſollte ja fort! Der Biſchof

ließ mir ſagen, er werde mich noch vor der zehnten Stunde durch die Runde der Wachen abholen laſſen in den Dom. Dreißig Speeren konnteſt du mich nicht entreißen! Und darum — o ich ſollte wohl vor Scham vergehen! — darum, weil du nicht zu mir dringen konnteſt — deshalb, du geliebter Mann, kam ich zu dir! Drang ich, flog ich dir entgegen. Denn, wiſſe das, du heiß Begehrter: ich liebe dich über alle Maßen. Und nicht ſterben will ich, bevor du das erfahren und gefühlt. Ich muß, ich muß! Es reißt mich dir entgegen mit unbezwinglicher Gewalt, ſo notwendig wie hier die Roſe duftet, dort das Vöglein ſingt. Dein will ich ſein und dir gehören — unſcheidbar Eins in Ewigkeit. Und wird — wie ſie lehren — in der Ewigkeit nicht geküßt und gefreit, — ſo will ich dich küſſen und koſen in der letzten Stunde, da die Welt noch ſteht. Will mich der gütige Himmelsherr drum ſtrafen, — — ſo mag er's thun. Ich aber thu', was ich nicht laſſen kann. Ich kam, um dein zu werden, ach nur im Tod: nicht mit dir zu leben, nur mit dir zu ſterben. Ich liebe dich, komm an dies Herz und fühl's, wie ich dich liebe." Und weit öffnete ſie beide Arme und ſtürmiſch umſchlang er ſie. Und er küßte ſie, daß ihr der Atem verging. „Komm," — flüſterte er dann — „hier auf der offenen Heerſtraße — man wird dich vermiſſen — ſuchen . . . ."

Ein leichter Sprung und ſie waren weſtlich von der Straße im dichten Gebüſch: — das kluge Roß ſprang hinterdrein: — er ſchlang den Zügel um den nächſten Baum: „Nun, treuer Orco, halt Wacht! und warne, kommt jemand." Der Rappe wieherte luſtig und nickte mit dem Kopf, als hab' er alles verſtanden. — — —

Und — nun alles ſtill ringsum . . . . ganz ſtill.

Der Mond lugte nur ſelten und ſchonend durch das dichte Gebüſch auf die weiche Wieſe. Ein Leuchtkäfer flog

über ihre Häupter hin und ließ ſich dicht neben Minnegardens Locken nieder auf das Gras „Unſre Hochzeitfackel!“ flüſterte er.

Und der laue Wind trug ganze Wolken Wohlgeruchs von Rebenblüt' und Roſen ihnen zu.

Und laut, ſchmetternd, jubelnd, ſchlug die Nachtigall im nahen Buſch ihr triumphierend Siegeslied der Minne. — — —

Sonſt rings alles ruhig um ſie und weihevoll: rings alles ſtill: auch ſie ſprachen nicht vor eitel Seligkeit und eitel Liebe. — — —

Plötzlich wurden die Glücklichen aus ihrer ſüßen Verſunkenheit aufgeſtört durch einen dröhnenden ehernen kriegeriſchen Ruf.

Erſchrocken fuhr Minnegard auf unter ſeiner heißen Liebkoſung, ſtrich das gelöſte wirre Haar aus den brennenden Schläfen zurück und rief: „Horch! Was war das? Die Poſaune des Gerichts? Bricht das Ende herein? Ich fürchte es — nun — nicht mehr. Denn du wardſt mein und höchſte Seligkeit. Und nicht den ſtrengen Richter: Hand in Hand mit dir tret' ich vor ihn hin und jauchze: ‚Ja, ich liebe ihn, ewig werd' ich ihn lieben! Strafe mich, Herr, wenn es Sünde war. Aber ich thät's nochmal!‘“

„Still, Kind! Laß mich horchen! Richtig. Das — es iſt auch noch lange nicht Mitternacht! — Das iſt nicht die Poſaune der Erzengel: — das iſt das Wächterhorn vom Brückenturm. Aber es bläſt den Waffenſchrei!“

Er machte ſich los aus ihren Armen und lauſchte.

„Horch! In der Runde antworten die andern Türmer. Es iſt der Notruf: ‚Feinde!‘ Und ſchau — dort — in der Ferne — unweit der Stadt — vor der Sandvor-

ſtadt — flammt Feuerſchein auf. Das ſind Mordbrenner, räuberiſche Bauern.“

„Wie? In dieſer Nacht? Kurz vor dem Ende?“

„Gleichviel! Es ſcholl der Waffenſchrei: Herr Heinrich ruft ſeine Ritter. Nicht vergeblich ſoll er Fulko rufen! Auf, mein ſüßes Lieb, du mein holdes Eigen: — raſch in den Sattel! So iſt's recht! Halte dich an der Mähne! Hier bin ich ſchon hinter dir im Sattel. Noch einen Kuß! Und noch — und noch Einen — den letzten wohl! Und nun, renne mein Rößlein! Fulko und Minnegard darfſt du tragen aus ſeliger Luſt in ſeligen Tod.“

Pfeilſchnell ſauſte das edle Tier durch die Wieſen gegen die Stadt dahin: es wieherte den ſchmetternden Trompeten feurig entgegen.

III.

Es waren noch etwa zwei Stunden vor Mitternacht.

Im Dome ſtanden der Biſchof und ſeine Geiſtlichen und ſo viele Gläubige, als der Raum zu faſſen vermochte, Kopf an Kopf gedrängt, verſammelt: auch in allen andern Kirchen und Kapellen hatte, nach Anordnung des Biſchofs, nächtlicher Gottesdienſt ſtattgefunden, ein paar Stunden nachdem die Veſperfeier vorüber war: auch ſie waren ſämtlich überfüllt.

Zu Hauſe blieben faſt nur die Kranken, die Bett oder Haus nicht verlaſſen konnten und oft, aber nicht immer, ein Pfleger — oder meiſt eine Pflegerin! — welche die Pflicht, bei den Siechen auszuharren, höher anſchlugen als den Troſt, das Ende in der Kirche, in der ſchützenden Nähe der Heiligtümer zu erleben.

Nur Eine Ausnahme kam vor: — der Bischof selbst hatte sie befohlen.

Die Führer der Thor- und Wallwachen, die er — in Abwesenheit des Grafen — ordnete, waren am Morgen vor ihn getreten und hatten ihn gefragt, ob sie nicht mit ihren Leuten heut, am letzten Tag der Welt, ihr kriegerisch Werk einstellen und in den Kirchen der Andacht aller andern sich anschließen dürften?

Bei Herrn Heinrich hatten auf diese Bitte hin der Bischof und der Kriegsmann einen scharfen Kampf geführt; aber der Kriegsmann hatte gesiegt. Er hatte die Stirne gefurcht und gesprochen: „Nein! Die Landbrenner sind nah! Jeder auf seinem Posten. Der Bischof vor dem Altar, der Turmwärter auf dem Turm. Findet uns der Herr dort, so findet er uns da, wohin wir gehören. Bis zum letzten Augenblick — die Pflicht des Dienstes, des weltlichen wie des geistlichen."

Mit stillem Kopfnicken hatte er, lange bevor er die Messe begann — die letzte, die er zu lesen hatte! — von dem Ankleidezimmer aus die Gräfin mit ihren Frauen die Steinstufen des Doms hinaufschreiten sehen. „Sie hält Wort," sprach er gerührt; den Grafen Gerwalt sah er noch nicht, er vermißte auch noch Minnegard und Edel: aber er zweifelte nicht, sie würden rechtzeitig, wie er geboten, erscheinen.

Die Messe war gelesen, auch die Predigt zu Ende, in welcher der Bischof ernst, aber ohne weich zu werden, in mannhaften tapfern Worten zu seinen Hörern sprach, dem Feldherrn vergleichbar, der seine Sturmschar ermahnt, dem sichern Tode kühn entgegenzuschauen. —

Der Dom hallte wider von dem lateinischen Gesang der Priester und der Chorknaben, in welchen hin und wieder

die Latein- und Sanges-Kundigen aus der Gemeinde einfielen. —

Wallend und wogend zogen dichte Wolken des Weihrauchs durch den von Öllampen und Kienspänen nur schwach beleuchteten einschiffigen Holzbau: — bloß der Hauptaltar, wo der Bischof nun segnend stand, strahlte in der Helle zahlloser Wachskerzen. —

Da plötzlich schmetterte durch die offene Thür — denn die Menge der Andächtigen drängte vom Chore durch die ganze Kirche und auch durch die Thüre hinaus bis auf die Stufen und auf den Platz vor dem Dom — derselbe eherne Trompetenschall, welcher das wonneberauschte Liebespaar aufgeschreckt hatte.

Auch hier würde wohl die Vorstellung des Posaunentons des Weltgerichts — heute allen die nächstliegende — die Menge ergriffen und in dem dichten Gedränge Schrecken und Entsetzen verbreitet haben. —

Aber Herr Heinrich kam dem zuvor.

Sofort erkannte sein an solchen Ruf gewohntes Ohr die Eigenart dieses Grußes. Er ermaß auch blitzschnell die Gefahr, welche ein falscher Schreck über die vielen Hunderte, in engem Raum zusammengepferchten, höchst erregten Menschen bringen mußte.

So rief er denn mit seiner lauten Stimme, die gewohnt gewesen, mit dem Ruf des Befehls das Toben der Reiterschlacht zu überdröhnen: „Bleibt ruhig, ihr Gläubigen! Das ist nicht der Beginn des Gerichts! Ich habe befohlen, mit der Turmtrompete . . . Hört ihr? Es ist die Trompete vom Sandturm — jetzt auch vom Brückenturm! — zu melden, wann sich das Raubgesindel gegen die Stadt heranzieht. Es sind Brandräuber!“

Da brach sich durch die Menge vor den Stufen ein ganz Gewaffneter Bahn — er schob die Bürger, die Frauen,

links und rechts kräftig zur Seite — schon hatte er den Altar erreicht. „Auf, Herr Bischof! Hier Euer Schwert. Nehmt! Eure Sturmhaube! Euer Roß steht draußen gesattelt. Feinde vor der Stadt! Es brennen schon mehrere Höfe mainaufwärts. Kommt und helft!“ Es war Blandinus, voll glühenden Eifers: Nie war sein schön Gesicht so schön gewesen, wie es jetzt unter der Sturmhaube hervorglänzte. „Helft! Rettet! Herr Bischof!“ riefen die Bürger. „Was sollen wir thun?“ „Hierbleiben! Beten!“ schrieen die Weiber.

Aber Herr Heinrich richtete sich auf zu seiner vollen Höhe, riß das Schwert aus der ihm dargereichten Scheide, warf diese weg, und, hoch die Klinge schwingend, rief er: „Fechten sollt ihr! Nicht beten! Eure Stadt, Sankt Burchhards Weihtum, schirmen! Fallt ihr so, so fallt ihr schön und büßet manche Sünde. Wie können wir besser unsre letzte Stunde verleben, als im Kampfe für Sankt Kilians Heiligtum? Folgt, ihr Bürger Würzburgs, folgt euerm Bischof! Hinaus vors Thor und wehe den Kirchenräubern! Sankt Kilian und Sankt Burchhard ziehn euch voran!“

Und er stürmte die Stufen des Altars hinab der Domthüre zu.

„Sankt Kilian und Sankt Burchhard! Steht uns bei!“ riefen die Krieger und folgten ihm.

IV.

Das kühne Vorgehen des ſtreitbaren Biſchofs ſollte ſich aber doch gar bald als allzukühn erweiſen.

Zwar die Dienſtmannen und Reiſigen waren raſch zur Stelle und folgten ſofort eifrig ihrem heißgeliebten Führer: Blandinus, dem der Befehl in der inneren Stadt übertragen war, hatte ſie raſch geſammelt: aber Hellmuth und Fulko konnten nicht zur Stelle ſein: ihnen hatte ja Herr Heinrich die gefährlichſte Wacht: die in den beiden entlegenſten Blockhäuſern des Pfahlhags flußabwärts und flußaufwärts anvertraut.

Und das Häuflein, an deſſen Spitze jetzt der Biſchof durch das Südthor und die Sandvorſtadt ſprengte, war doch nur recht klein: zwanzig Roſſe und vierzig Fußknechte: mehr waren es nicht.

Die Bürger aber zeigten zwar guten Willen, waren auch nicht übel gerüſtet und in den Waffen geübt. Allein es währte recht lange, bis ſie diesmal in genügender Stärke beiſammen waren und ihrem Biſchof hinaus nacheilen konnten, der ſofort mit ſeinen Dienſtmannen allein dem Feinde entgegengeſprengt war.

Unbewaffnet waren die Burgenſen alle — den Canones und dem Landfriedensrecht gemäß — in den Dom und in die übrigen Gotteshäuſer gekommen: nun mußten ſie erſt in ihre oft weit entlegenen Höfe zurück, ſich mit Schutz- und Trutzwaffen zu verſehen, meiſt unter dem Widerſtreben, den Bitten und Thränen ihrer Weiber und Kinder, die ſie im Angeſicht des nahenden Gerichts nicht von ihrer Seite, nicht aus dem Hauſe, am wenigſten vor das Thor hinaus zum Gefecht ziehen laſſen wollten.

So ſammelten ſie ſich heute nicht, wie herkömmlich war,

an den vorherbestimmten „Schar-Orten", sondern einzeln, paarweise oder in ganz kleinen Häuflein, wie sie sich auf dem Wege zu der Sandvorstadt zufällig gefunden, trafen sie vor dem Südthor weit, weit hinter dem Bischof auf der Heerstraße oder auf der Allmännde ein, die nun gar bald zum Schlachtfeld werden sollten.

Bevor wir aber dieses betreten, müssen wir nachholen, was auf demselben unmittelbar vorher sich begeben hatte.

V.

Um dieselbe Zeit, da nördlich der Stadt Frau Minne Ritter Fulko und schön Minnegard einander entgegengeführt hatte, eilte im Süden der Stadt auf der großen Heerstraße gegen das Südthor zu eine weiße Gestalt.

Ein lichter Schleier flatterte ihr nach, so hastig schritt sie: im Glanze des Mondes, den nur selten ziehend Gewölk verdeckte, leuchtete das freiflutende, hellblonde Haar — es war aufgegangen: das zusammenhaltende blaue Band hatte sie bei dem raschen Aufbruch verloren. Sie drückte den weiten hellgrauen Mantel über der Brust zusammen. Ihr Auge spähte scharf vorwärts: aber nicht auf die Vorstadt am Ende der Heerstraße war es gerichtet, sondern links ab von der Straße, wo, nahe dem Flusse, das äußerste Blockhaus des Pfahlhags vor dem Südthor ragte.

„O Gott," betete die Eilende, „laß mich noch recht kommen. Nun Ein Wort zu ihm — von ihm! Dann will ich ja gern in den Dom. Wie spät mag es schon sein? Ich konnte die Zeit nicht genau erkunden! Wartete ich länger, mußte ich in Begleitung der andern Frauen

gehen und dann mit ihnen gleich in den Dom. Mag es wohl schon bald Mitternacht sein? Barmherziger Heiland, o verschiebe die Stunde des Gerichts nur so lang, bis ich .... Du blickst in mein Herz, heilige Jungfrau! Du weißt, mich treibt nicht sündiger Liebe Verlangen — nicht an seine Hand will ich rühren! — nie würde ich aus solchem Sehnen die scheue Scham überwinden, und zerspränge mir darüber das Herz in der Brust. Nein! Nicht nach solchem steht mein Begehren! Ich will ja nur — — — du weißt, Gott, was ich will. Darum hilf mir! Bald — bald bin ich ja dort. Sehe ich doch schon das schmale Thor, das in das Blockhaus führt. Gleich muß der Wiesensteig links abbiegen hier unten von der Straße .... Ah! Was ist das? Dies Thor ...?"

Sie konnte nicht vollenden.

Mit Schrecken nahm sie wahr, wie das Blockhausthor, nach welchem Ziel ihres eilenden nächtlichen Ganges sie so sehnsüchtig ausgeschaut hatte, sich von innen öffnete und wie aus demselben auf dem engen Wiesenpfad, der ein wenig hügelan auf die Heerstraße führte, ein Reiter ihr in den Weg sprengte.

„Weh mir — wenn man mich erkennt, anhält, — aufhält!"

Sie wankte: sie stützte die Hand auf einen breiten Grenzstein rechts an der Heerstraße, der hier die Markung der Stadt von den Äckern des Randahari trennte. Schon hatte der rasche Reiter die Hochstraße erreicht: ungestüm jagte er heran — sein Helm glänzte und strahlte hell im Mondlicht — ein langer dunkler Mantel flog ihm nach von den gepanzerten Schultern: — sie hoffte, er werde an ihr vorbeisausen: sie glitt ganz hinter die breite Steinsäule — schon hörte sie das Schnauben seines Rosses — schon sah sie ... „Ah! Er! Gott ich danke dir!"

rief ſie frohlockend und ſprang, beide Arme hoch gen Himmel erhebend, aus ihrem Verſteck hervor.

Heftig erſchrak das Roß, aber nicht der Reiter. „Edel!“ rief er, bändigte kraftvoll das ſcheuende, hochſteigende Tier, brachte es zum Stehen, ſprang nun ab und ſchritt ihr, den Zügel in der Hand, entgegen. „Jungfrau Edel“ — in höchſtem Erſtaunen ſprach er — „was thut . . . was wollt Ihr hier — allein . . zu dieſer Stunde? Was ſucht Ihr?“ „Euch!“ rief das Mädchen. „Nein doch: dich, Hellmuth, dich!“ Und beide Hände feſt ineinanderringend ließ ſie ſich vor ihm auf die Kniee gleiten. „Laß mich! Nicht deine Liebe ſuch' ich mehr — ich weiß, ich habe ſie verwirkt — aber deine Verzeihung. Ich kann nicht ſterben, kann nicht vor den ewigen Richter treten mit dieſer unverziehenen Schuld auf meiner Seele, der ſchweren Sünde der Herzenshärtigkeit, des verſtockten Stolzes, der grauſamen Mißhandlung . . . Ich habe dich gequält . . . gepeinigt, ich habe dein ſtummes monatelanges Flehen um Verzeihung eines ach! ſo leichten Fehls, — eines Fehls aus Liebe! — mit Füßen in den Staub getreten! O es war ſo ſchlecht von mir, ſo eitel, ſo ſündhaft! Aber ſieh: nun — in der letzten Stunde meines Lebens — lieg' ich, Edel, die ſtolze Edel, vor dir im Staub — nein, laß mich! Ich ſtehe nicht auf, bis . . . Und ich flehe dich an: verzeihe mir! Verzeihe mir um des Heilands willen, der, ein Wunder wirkend, dich mir hier entgegengeſandt hat in dieſer Stunde! Ich ſprang aus dem Fenſter der Kemenate in den Garten. Ich wußte, wo du zu finden warſt. Ich konnte es nicht mehr ertragen — ich lief dir entgegen — es ſchob mich vorwärts wie mit unſichtbaren Engelshänden: das Wort, das in dieſen Tagen unabläſſig uns verkündet ward: — ‚Bereue! Büße!‘ — es mahnte mich unwiderſtehlich, die ſchwerſte Schuld meines Lebens

zu büßen: die Schuld gegen dich und deine große, deine rührende Liebe. Ich hätte dich im Blockhaus aufgesucht vor allen deinen Reisigen und dich dort laut angefleht, wie hier in der heiligen, nur von Gott erschauten Einsamkeit: Hellmuth, verzeihe mir!"

Schon hatte er sie vom Boden aufgerissen. „Edel! Ich Euch — ich *dir* verzeihen? Nein, vergieb *du* mir. Die Liebe riß mich fort. Doch du kannst das nicht fassen! Denn was weißt du von Liebe!" „Ich?" — Sie errötete über und über, wie sie nun mit unendlicher Anmut das edle langgestreckte weiße Antlitz zu ihm emporhob: es leuchtete geisterhaft im Glanz des Mondes, umrahmt vom blonden Haar: — sie richtete einen langen Blick auf ihn aus den tiefen grauen Augen. — Dann senkte sie die dunklen Wimpern und fragte: „Was immer Euch in dieser letzten Stunde der Welt in die Nacht hinausgetrieben hat, was immer Ihr suchtet — gewiß war's nicht Edel?" — „Wie durfte ich das wagen? Nein! Den Tod, den Heldentod in herrlichem Reiterkampf. Denn wisset — von dorther — von Süden — nahen alsbald furchtbare Feinde." „Den Tod? O so laß mich ihn teilen!" rief sie leidenschaftlich ausbrechend. „Du hast mir verziehen — und du liebst mich noch immer — ich sehe dir es an: so gewähre mir die letzte Bitte! Im Leben hat mein sündhafter Stolz uns getrennt: laß nun im Tode meine Demut uns vereinen. Vergönne mir, mit dir zu sterben." Und überwältigt von allbezwingender Liebe sank sie an seine Brust, das schmale Köpflein vorwärts beugend wie eine tauschwere Blume. „Edel! Geliebte! Ist es wirklich? Bist du *meine* Edel?" — „Ja! *Deine* Edel! Aber nur im Tode dein!" Und er küßte sie auf die weiße Stirn: er wagte es nicht, sie auf die so festgeschlossenen, schmerzumzuckten Lippen zu küssen.

Es war ganz ſtill um dieſes Paar; hier ſang keine Nachtigall. —

Plötzlich ſchlug an beider Ohr von Süden her ein ſchriller gellender Hornruf. „Horch! Was war das?“ rief Edel, erbleichend und ſich hoch aufrichtend. Beide wandten ſich nun flußaufwärts nach der Richtung des Schalles. Alles ſtill. Da flammte in der Ferne rote Lohe auf. „Der Weltenbrand!“ rief Edel. Aber im ſelben Augenblick antworteten dem erſten Hornruf zwei, drei lautere dem Paar erheblich näher. „Nein!“ rief Hellmuth. „Gut kenne ich den wilden Ton! — Das ſind wendiſche Hörner! Sie blaſen den Kriegsruf. Und ſchau: dort brennt ein zweites — wie rot! — ein drittes Feuer auf — dort liegen die Höfe des Randahar — es ſind ihre brennenden Strohdächer. Das ſind wendiſche Plünderer! Sind ja Heiden, glauben nicht an das Weltgericht. Und horch nur! Ich meine . . .“ Er warf ſich zu Boden und drückte das Ohr feſt auf die harte Heerſtraße. Sofort ſprang er wieder auf. „Kein Zweifel. Reiter ſprengen heran! Viele, ſehr viele! Die Erde dröhnt von Hufengeſtampf. Das ſind nicht die himmliſchen Heerſcharen und nicht die Teufel der Lüfte. Auf, Edel, raſch! In dieſe Hände darfſt du nicht fallen.“

Er hob ſie auf das Pferd und ſchwang ſich hinter ihr in den Sattel. „Wohin? Was willſt du thun?“ fragte ſie. „Ich warne die Stadt und Herrn Heinrich.“ Und ſchon jagte der treue Falk ſauſend zurück nach dem Südthor. Funken ſtoben unter ſeinen klirrenden Hufen aus den Kieſeln der Straße, weithin flog Edels weißer Schleier nach.

VI.

So war es Hellmuth gewesen, welcher zuerst den Turmwart des Südthors gewarnt und auf die nahenden Feinde merksam gemacht hatte.

Er führte die bleiche schweigende Edel in die nahe Kirche in jener Vorstadt der Heiligen Petrus, Paulus und Stephanus. Hier, dicht bei dem Südthor, fanden sich alsbald viele Frauen und Mädchen der Stadt aus den nächsten Höfen, aus dem Dom und den andern Kirchen zusammen: denn hier war man sicher, zufrüheſt Nachricht von dem Gefecht zu erhalten, sowie den Bischof und die Seinen bei ihrer Heimkehr zuerst zu begrüßen. Hierher führte auch Fulko die Geliebte, die er schon außerhalb des Nordthors vom Rosse gehoben und gar sittsam durch die von den zusammenlaufenden Bürgern belebten Teile der Stadt geleitet hatte; bereits vorher war hier aus dem Dome mit ihren Frauen der beiden Mädchen mütterliche Freundin, die Gräfin Heilfriede, eingetroffen.

Als der Bischof das Thor hinter sich gelassen hatte und nun auf der Heerstraße ungestüm vorwärts sprengte, — vor ihm mit brennender Fackel Blandinus — da drängten Hellmuth und Fulko von rechts und von links ihre schnaubenden Rosse an seine Seite. „Gut, daß ihr da seid. Willkommen, tapfre Junker, im letzten Gefecht," rief er ihnen freudig zu. „Herr Heinrich," erwiderte Hellmuth, „wollen wir nicht warten, bis von den Bürgern einige heran sind?" Höchlich erstaunt, ohne im Vorwärtsjagen einzuhalten, sah der Bischof zu ihm hinüber: „So redet Hellmuth vom hohen Horst? Um eine kleine Rotte schlecht gewaffneter Bauern zu zersprengen . . .?" — „Herr, es sind nicht Bauern. Und nicht eine kleine Rotte! Da!

Hört Ihr das Horn? Wenden ſind's." „Gewiß die Söldner Zwentibolds!" rief Fulko. „Das wolle Gott nicht!" ſtammelte der Biſchof und erbleichte, . . . aber nicht aus Furcht. „Da vorn — rechts — brennt ſchon wieder ein Hof!" rief Blandinus mit der Fackel deutend. „Das iſt, mein' ich," riet Fulko, „das Haus des Zeidlers Wulfilo, des Nachbars von Frau Ute. Arme Fullrun, wie mag es dir ergangen ſein! Halt, holla! Hier geblieben, Signor Blandinus!" und er fiel dem Venetianer in die Zügel, der bei jenem Namen, laut aufſchreiend, den Gaul ſpornend, nach rechts hin über die Wieſen davonjagen wollte: „Jetzt heißt's, beiſammen bleiben! Wollt Ihr allein die Wenden ſchlagen?" „Das Kind wird Gott beſchützen," pflichtete der Biſchof bei, „wir kämen zu ſpät." „Da! Da ſind ſie ſchon!" rief Hellmuth. „Jawohl," lachte Fulko, das Schwert ziehend. „Jetzt hat ſie der Teufel ſchon da." „Weiß Gott, die Wenden!" ſtöhnte der Biſchof dumpf. „Und wie viele!" rief Fulko. „Jetzt, Freund Hellmuth, jetzt heißt's fechten." „Ja! Gott ſei Dank! — Das wollen wir," antwortete der mit blitzenden Augen. „Wohlan!" ſprach der Biſchof. „So mögen ſie denn zum letztenmal auf Erden ſchmettern, die deutſchen Drommeten. Bald ſchallen die himmliſchen Poſaunen darein!"

Noch nicht gleich kam es zum Zuſammenſtoß: die vorausgeſchickten Reiter der Slaven jagten zurück, offenbar, ihrem Führer Meldung zu bringen. Und der Biſchof gebot Halt, ſeine Fußknechte nachkommen zu laſſen. Wie er das Ganze überſah, mußte er erkennen, daß ſein kleines Häuflein doch in recht ſchlimmer, aufs höchſte gefährdeter Lage war.

Was von einer erleſenen Reiterſchar gegen einen wenn auch viel zahlreicheren Haufen ſchlecht gerüſteter Bauern, die nur zu Fuß fochten, zu wagen geweſen wäre, das

erwies ſich als undurchführbar gegen dieſe trefflich und mannigfaltig bewaffneten, zum Teil gut berittenen Soldknechte, die unter ihrem mit wilder Begeiſterung verehrten Häuptling ſeit einem Jahrzehnt im Dienſte gar vieler Fürſten auf wendiſcher, deutſcher, welſcher, byzantiniſcher Erde gefochten und gar oft geſiegt hatten.

„Der Wende," rief Fulko „— Gott verdamm ihn! — verſteht den Krieg. Schau, Hellmuth, wie klug benützt er ſeine große Übermacht! — Auf wieviele ſchätzeſt du ſie?" Hellmuth hob ſich hoch in den Bügeln, bog das behelmte Haupt vor und ſpähte nach allen Richtungen: „Die links von uns in den Weinbergen und im Gehölz kann ich nicht ſchätzen. Aber da auf der Straße vor uns und rechts in den Wieſen — das ſind eher vier- als dreihundert."

„Schau — man ſieht es deutlich im Mondlicht! — hier auf der breiten Straße ſchart er ſeine Reiter zuſammen, viele Glieder tief, unſern Anprall abzuwehren." — „Aber auch das Umgehen hat er gelernt! Sieh, weſtlich von der Straße — über die Wieſen hin — läßt er andere Reiter vortraben, uns in der Flanke zu faſſen." — „Und wo bleiben unſere Bürger? Noch gar wenige ſammeln ſich auf der Wieſe." — „Und ſeine Fußknechte," ergänzte der Biſchof, „und Pfeilſchützen ſchickt er öſtlich von der Straße in die Weingärten und in den Buſchwald der Höhen, uns von links zu packen. Ja, von dort könnten ſie ſich zwiſchen uns und die Stadt werfen und uns auch vom Rücken faſſen." Er gebot den Junkern, hier zu halten, und ritt langſam voraus, ſeine vorderſten Reiter zu ordnen. „Nun, die links werden aber nicht viel ausrichten," meinte Hellmuth, „bergan, auf den Schmalpfaden zwiſchen den Weinbergen. Ein Häuflein entſchloſſener Männer genügt . . . ."

„Sind aber immer noch nicht da, auch zur Linken nicht,

die lieben Bürger von Würzburg!“ — „Oder doch nicht genug. Jetzt hab' acht, Herr Heinrich winkt mit dem Schwerte!“

VII.

Der Biſchof hatte, jener Dreiteilung der Feinde zu begegnen, auch von ſeiner ohnehin ſo ſchwachen Schar einen rechten und einen linken Flügel abzweigen müſſen.

Er ſandte Boten über Boten in der Richtung gegen die Stadt zurück, die Bürger zur Eile zu mahnen und ſie, wie ſie einzeln oder in kleinen Häuflein herankamen, jenen beiden Flanken zuzuteilen. Er gedachte, durch das beſte, alterprobte Mittel deutſcher Kriegskunſt — ſeit nämlich die ſchwer gepanzerte Reiterei (zuerſt in den Ungarnkriegen) wichtiger geworden war als das alte nur zu Fuß kämpfende Aufgebot des Heerbanns — gegen alle Feinde: durch das Anſprengen ſeiner eng aneinander geſchloſſenen ſchwergerüſteten Ritter und berittenen Heerknappen auf den mächtigen Streithengſten die Wenden auf der Heerſtraße über den Haufen zu rennen, ſo durch einen gewaltigen Stoß ihre Mitte zu durchbrechen und die Schlacht zu entſcheiden. Mit dem alten Feldruf der Deutſchen: „Chriſtus! Kyrie eleuſon!“ ſprengte er, hoch das Schwert ſchwingend, auf ſeinem leuchtend weißen Dänenhengſt an der Spitze ſeiner Panzerreiter auf die Wenden an und ein.

Es erging — anfangs — wie er gehofft: die ſchwächeren Gäule der Slaven und die geringere Körperkraft ihrer Reiter hielten den deutſchen Anſturm nicht aus: das erſte Glied war ſofort überritten, das zweite — in der Mitte

wenigſtens — durchbrochen: aber in der dritten Reihe kam der Anprall zum Stehen.

Jetzt kreuzten ſich deutſches Ritterſchwert und ſlaviſcher Streitkolben: das Gefecht ſtand.

Und das war ſehr ſchlimm für die kleine Reiterſchar, deren einzige Siegeshoffnung in raſchem Niederreiten der Übermacht beſtanden hatte.

Da erſah Herr Heinrich im roten Licht einer Pechfackel einen feindlichen Führer in reicher Rüſtung mit geſchloſſenem Helm, der ſich ſoeben von ſeinem geſtürzten Gaul — Hellmuth hatte ihn überrannt — los machte und behend auf ein anderes Pferd ſchwang, das ihm ein Wende zuführte. „Vorwärts!“ ſcholl es aus dem Mundloche des Viſiers hervor. „Nieder mit den Deutſchen.“ Und die Wurflanze in der Hand wirbelnd ritt er wieder in die vorderſte Reihe.

„Die Stimme kenne ich!“ rief Herr Heinrich, ſpornte das Roß gegen den Feind, ſchwang grimmig das Schwert und ſchmetterte einen ſolchen Streich auf den reich vergoldeten Helm, daß dieſer klirrend in zwei Stücke auseinander ſprang. „Berengar!“ ſchrie der Biſchof. „Wie konnteſt du es wagen? Gegen meinen Befehl . . . .?“ — „Befiehl du deinen deutſchen Knechten, nicht mir!“ gab er zurück und hob ſcharf zielend den Speer zum Wurf.

Allein da wurden ſie getrennt, auseinander geriſſen durch den Stoß einer friſchen Rotte Fußvolks, die, auf den Befehlsruf eines nicht ſichtbaren Führers, aus der vierten Reihe der Slaven mitten auf der Heerſtraße mit gefällten Lanzen vorbrach und die deutſchen Reiter ſofort ſchwer bedrängte. Dieſe konnten auf der von gefallenen Pferden und liegenden wie kämpfenden Menſchen vollgeſtopften Straße nicht mehr vorſprengen, alſo ihr wirkſamſtes Kampfmittel nicht mehr gebrauchen. Und ein Roß der Biſchöflichen nach dem andern brach zuſammen: denn die

wendiſchen Lanzenknechte ſtießen nicht auf die gepanzerten Reiter, ſondern auf die Pferde. Nur mit äußerſter Anſtrengung gelang es Fulko, der ſich ſtets ein wenig vor Herrn Heinrichs Schimmel hielt, die zahlreichen Speerſchäfte niederzuſchlagen, welche dies weithin ſichtbare Ziel vor andern bedrohten.

Da ſprengte Hellmuth, welchen der Biſchof entſendet hatte, Nachricht von ſeiner rechten Flanke einzuholen, wo die Wenden auf den Wieſen, nach dem Vordringen ihrer Hornrufe zu urteilen, erheblich Raum gewonnen, auf die Straße zurück und meldete: „Nun geht's wieder da drüben! Es ſtand ſchlimm. Aber ein Häuflein Bürger, das eben eintraf und das ich und Gericho den wendiſchen Reitern entgegenwarfen, hat das Gefecht dort geſtellt. Jung Gericho macht ſeine Sache gut. Allein Übles vernahm ich von unſerm linken Flügel her. Dort ſcheinen ...."

Er konnte nicht vollenden.

Denn von eben dort, von Oſten her, ſprengte Blandinus, der zu gleichem Zweck entſendet worden war, auf die linke Seite der Straße: den Helm hatte er verloren, ſein Geſicht war von Blut aus einer klaffenden Wangenwunde überſtrömt. „Herr Biſchof, wir ſind umgangen. Die feindlichen Pfeilſchützen und Fußknechte haben die wenigen Bürger in den Weinbergen überwältigt. Baumeiſter Heſſo, der ſtarke, treue Mann, der ſie befehligte, iſt gefallen: ich führte die Weichenden zu einem letzten Stoße vor — umſonſt — — mich traf ..." Er wankte: Fulko hielt ihn aufrecht im Sattel.

Herr Heinrich drückte in bitterem Schmerze die Augen zuſammen: „Zurück? In die Stadt? Nein! Weichen wir einen Fuß breit, — ſind wir verloren und der Feind dringt mit uns ein. Das ſoll nicht ſein." — „Nein!" rief Hellmuth. „Um keinen Preis! Seht, dort hinten ſchart

ſich ein friſcher, ein noch ſtärkerer Haufe Fußvolks zum Stoße gegen uns. Kommt zuvor! Laßt uns noch einmal einſprengen, ſo gut es eben geht, und dabei fallen, das Geſicht nach vorn!“ „Jawohl,“ rief Fulko. „Es muß doch endlich einmal gleich Mitternacht ſein. Dann holen die Englein unſere Seelen hier und die Heiden holt, wie billig, der Teufel. Drauf und drein, Herr Heinrich! Auf Wiederſehen im Himmel, Minnegard.“

Und ſchon wollte der Biſchof, zum Tode bereit, den Befehl geben zum letzten hoffnungsloſen Anſprengen wider den entgegenſtarrenden Lanzenrechen, als plötzlich, wie durch ein Wunder, das Gefecht völlig umſchlug.

VIII.

Denn auf dem rechten Flügel der Wenden — öſtlich der Straße — in den Weingärten und von den Waldhöhen herab ertönte auf einmal wildes, wüſtes, verworrenes Geſchrei.

Freund und Feind ſtutzte, hielt ein im Kämpfen, wandte dorthin Augen und Ohren. Und ſchon ſtürzten die wendiſchen Pfeilſchützen und Fußknechte, aufgelöſt, in wilder Flucht, die Höhen herab, auf die Straße, in die rechte Seite der Ihrigen hinein, brachten dieſe in volle Verwirrung und warfen ſie mit ſolcher Wucht auf die Mitte und dieſe auf die weſtlichen Nebenmänner, daß dieſe über die ſteile Straßenböſchung hinunter in die Wieſen ſtürzten.

„Steht, beim Zrnbog! ſteht! meine Brüderlein,“ ſchrie den flüchtigen Pfeilſchützen eine ſchrille Stimme zu. Und ein Führer, auf ſchwarzem Roß, in ganz ſchwarzer Gewan-

dung und Rüſtung, warf ſich ihnen entgegen, den Nächſten über den Haufen reitend, den zweiten an der Schulter packend und mit eiſernem Griffe feſthaltend, daß er wohl ſtehen mußte. „Steht doch! Es iſt ja ſchon alles gewonnen!“ „Ja, ſteht, ihr Memmen!“ ſchrie Berengar herzureitend. „Habt ihr den Teufel geſehen, daß ihr ſo lauft?“ „Wie? du biſt's, Kratochwyl?“ rief der auf dem Rappen. „Biſt doch wahrlich kein Feigling! Hab' dir ja den ganzen rechten Flügel anvertraut! Wer jagt euch denn ſo?“ „Der Teufel,“ keuchte der Wende atemlos. „Wirklich der Chriſtenteufel — wie der Chriſtenpfaff geſagt hat. Wir hatten die Bürger vor uns zurückgeworfen — ſchon zweimal! — hatten faſt ſchon den Kamm der Höhe erſtiegen, — da plötzlich brach aus dem dichteſten finſterſten Buſchwald in unſere rechte Flanke — hoch von oben herab — ein raſender Rieſe — nicht gar viele hinter ihm! — Aber ein Rieſe! In Wolfsfellen! Das muß der Teufel ſelber ſein! Unverwundbar! Die Pfeile prallten von ſeiner Wolfsſchur ab. Er ſprang mitten unter uns: ‚Hilf, Woden! Woden hilf!‘ ſchrie er unabläſſig und bei jedem Schrei ſchlug er mit einem fürchterlichen Balken, den er mit beiden Händen ſchwang, einen, auch zwei von uns zu Boden. Da zog ich mein Wurfmeſſer — du weißt, ich fehle nicht — und warf's ihm ſeitwärts in den Kopf. Es traf: es blieb ſtecken. Aber er fiel nicht! Vorwärts ſprang er gegen mich und — ich ſterbe. Flieh, Zwentibold! Es iſt der Teufel!“ Und er fiel um und war tot.

Zwentibolds geübtes Auge erſah, daß er die Flucht ſeines zerſprengten rechten Flügels nicht hemmen konnte. Raſch entſchloſſen befahl er ſeinem Mitteltreffen, vorzurücken und die Fliehenden hinter ſich vorüber fluten zu laſſen, wohin ſie wollten.

Er warf einen Blick nach vorn, überzählte die geringe

Schar der deutschen Reiter, fand, daß von den Seinen immer noch genug in Ordnung standen, sofort vorgeführt zu werden, und befahl mit gellendem Hornruf den Vorstoß. Jetzt erst zog auch er den krummen Säbel. „Nun hat's Sinn, daß auch der Feldherr ficht," rief er Berengar zu. „Drauf, meine Brüderlein! Wir sind immer noch fünf gegen einen. Werft den Bischof dort und seine paar Reiter und euer ist die reiche Stadt. Plündert sie und brennt sie nieder!"

Ein gellendes Geheul — wie von Rudeln hungriger Wölfe — ward ihm zur Antwort. Vorwärts sprengten und rannten die Wenden und da die Deutschen, die neue Wendung erkennend, im selben Augenblick anritten, prallten beide Scharen sofort zusammen. Gewaltig war der Stoß. Gab den Deutschen die Wucht der Hengste und der Waffen großen Vorteil, — voll aufgewogen ward er durch die starke Übermacht der Wenden. Ein wildes, heißes Ringen auf der Straße: — nach Osten, die Hügel aufwärts, gab es kein Ausweichen für die Gäule — so drängte alles von der Mitte nach Westen gegen den Fluß hin: da stürzten die Rosse und die Reiter und die Fußknechte der Wenden, oft, wie Käfer, aneinander zu Klumpen geballt, in dichten Massen hinunter auf die Wiese. Zwentibold merkte, daß dort die Seinen schwere Verluste litten; er bahnte sich den Weg hierher; Berengar war dicht hinter ihm. Beide ersahen an der Spitze der Deutschen hier einen Gewaltigen auf weißem Roß, der mit sausenden Streichen seines langen Schlachtschwerts hoch von oben herab die Fußknechte wie Mohnköpfe niedermähte. „Der Bischof!" riefen beide wie aus einem Munde. Und alsogleich fielen sie beide ihn an.

„Schaut links, Herr Heinrich!" schrie Hellmuth und fing mit dem Schild einen sehr starken Säbelhieb Zwenti-

bolds, während Fulko mit dem Schwert einen Speerstoß Berengars zur Seite schlug, daß der Schaft zersprang. Aber da stürzte, von dem Lanzenstoß eines Fußknechts getroffen, Fulkos Rappe und begrub den Reiter unter sich. Sofort riß Berengar das Schwert aus der Scheide und hieb auf Herrn Heinrich ein. Aber der — nun gewarnt — schwang ausholend mit aller Kraft — denn er war jetzt sehr zornig! — die Klinge hoch in die Luft und hieb ihm den Schwertarm samt Hand und funkelndem Schwert hart an der Schulter, gerade wo er aus der Brünne trat, so säuberlich ab, als wär' er niemals dort angewachsen gewesen. Aufbrüllend vor Schmerz schlug der Verstümmelte rücklings aus dem Sattel.

Allein nun warf sich Zwentibold auf den Bischof.

Seines bisherigen Gegners Hellmuth, mit dem er blitzschnelle funkensprühende Hiebe getauscht, hatte er sich soeben entledigt, indem er des Gegners Roß durch einen tückischen Hieb über die Vorderbeine zu Fall gebracht. „Hierher, Brüderlein! Alle zu Hauf! Auf den Bischof! Auf den Schimmel!" schrie er.

IX.

Und nun wäre Herr Heinrich — bei aller Kraft des Armes und aller Tapferkeit des Herzens — doch verloren gewesen. Blandinus, der ihm beispringen wollte, stürzte, aus nächster Nähe von einem Wurfspeer mitten auf die Brünne getroffen, aus dem Sattel. Der nächste der bischöflichen Reiter, der den Schild über seinen Herrn hielt, ward von Zwentibold über das Gesicht gehauen; und wäh-

rend Herr Heinrich alle Mühe hatte, ſich der raſchen Doppelhiebe des Fürſten zu erwehren, erſchaute er die ſpitzen Speere von vier Fußknechten gegen ſich und ſein ſchon mehrfach verwundetes Roß gezückt. Er ſah den Tod vor Augen. „O Heilfriede!“ dachte er noch, „Gott ſei mir gnädig!“

Aber da ergellte ein wilder Schrei vieler Feinde von ſeiner linken Seite: — er verſtand die Worte nicht: — jedoch auf einmal ſah er von der Anhöhe des Weinbergs zu ſeiner Linken in gewaltigem Satz auf die Straße herabſpringen eine Hünengeſtalt — und eine furchtbare Waffe ſchmetterte nieder auf das Roß Zwentibolds. „Hilf, Woden!“ ſcholl es nun ganz nah an ſeiner Seite, und der Ankömmling ſchlug mit einem zweiten Streich den nächſten Lanzenknecht nieder. Die drei andern ließen zwar noch nicht ab: ſie packten des Biſchofs Roß am Zügel und zielten auf den Reiter mit den Speeren. Aber dem einen fuhr mit wütendem Gebell ein grauer Wolfshund an die Kehle und gleichzeitig fielen die beiden andern vor den hochgeſchwungenen Schwertern Hellmuths und Fulkos, die ſich inzwiſchen unter ihren Gäulen hervorgearbeitet hatten.

Jedoch auch Zwentibold ſtand ſchon wieder, katzenbehend, auf ſeinen Füßen und wollte — zum drittenmal — Herrn Heinrich anfallen. Allein er kam nicht dazu.

„Halt, Schwarz-Rieſe: — du biſt mein. Hilf, Woden!“ ſcholl es ihm entgegen und Rado hob den furchtbar wuchtigen Schürbaum. — Der Slave duckte ſich, ſprang zurück und kauerte hinter einem toten Gaule nieder auf den Boden. „Warte, Langer, du kommſt ſpäter. Dein Biſchof hat den Vortritt.“ So ziſchend nahm er den Säbel zwiſchen die Zähne, riß ein kleines, kaum fingerlanges Meſſer aus dem Wehrgurt, faßte das Hornheft mit nur den erſten drei Fingern der Rechten und warf die dünne Klinge gegen

Herrn Heinrich. Schwirrend, pfeifend durchschnitt sie die Luft — und traf. Gerade, wo zwischen dem Halsrand der Brünne und dem Sturzrand der Sturmhaube eine schmale Lücke klaffte, oberhalb des Schlüsselbeins, drang die scharfe Spitze in den Hals. Der Getroffene glitt langsam nach rückwärts aus dem Roß, das Schwert aber ließ er nicht aus der Faust.

Hellmuth und Fulko fingen den Sinkenden auf.

Gleichzeitig aber sprangen Rado und Zwentibold widereinander, beide in tödlichem Haß, nicht sich zu decken, nur zu treffen bedacht. — Und beide trafen. Dem Alten hatte die geschweifte Säbelklinge die dicke Sturmhaube aus dreifachem Wolfsfell durchschnitten und war noch tief in den Schädel gedrungen: — dem Slaven aber war die schwarze Pelzmütze und der schwarze Kopf in Eins zusammengeschlagen.

Das waren fast die letzten Streiche, die geschlagen wurden in diesem Gefecht. Denn die Söldner auf der Heerstraße entscharte der Schreck, als sie den Führer fallen sahen, dem sie blind in abgöttischem Vertrauen zu folgen so lange gewohnt waren. Ohne ihn zu kämpfen, waren sie nicht fähig.

Zugleich trafen nun von Osten, von den Höhen und Halden herab, jene Bürger ein, die unter Rados Führung den rechten Flügel der Wenden zersprengt hatten. Sie fielen den auf den Wiesen westlich von der Straße noch im Gefecht mit Gerichos Schar ausharrenden Feinden in den Rücken und nun floh alles, was noch fliehen konnte zu Roß und zu Fuß eilfertig flußaufwärts, eifrig verfolgt von den Siegern.

Das sah noch Herr Heinrich, den seine Ritter unter einer alten Eiche, die am Wege stand, gebettet hatten. —

Er sah's mit strahlenden Augen und faltete die Hände

um den Kreuzgriff ſeines blutigen Schwertes: „Herr Gott,“ ſprach er, „dich loben wir. Sieg! Sankt Burchhards Stadt gerettet! Nun will ich gerne ſterben. — Und ſeht — ſeht dorthin, meine Freunde! Dort im Oſten flammt es lohend auf! Das — das ſind die Flammenboten — das ſind die Cherubim des Herrn, der zum Gericht herniederſteigt.“

„Nein!“ jubelte Fulko laut aus voller Bruſt, mit erhobenem Schwerte deutend. „Das iſt Sonnenaufgang! Mitternacht muß ja längſt vorüber ſein! Wir dachten nur nicht dran im Drang des Kampfes! Vorüber iſt der gefürchtete Tag — und die Welt: — ſie ſteht noch! — Es war ein Wahn! — Herr Gott, wir danken dir aus tiefſter Seele! Nein, du wollteſt ſie nicht vernichten, deine alte, liebe, ſchöne Welt!“ Und er warf ſich auf die Kniee und hob dankend, frohlockend, beide Arme gen Himmel.

Da fiel der erſte Strahl der Sonne über die Höhen auf ſein Antlitz: trillernd ſtieg aus den Wieſen eine Heidelerche in den noch grauen Himmel. —

Und Hellmuth und Blandinus und alle, die nicht die Wunde hemmte, thaten desgleichen, warfen Schwert, Speer und Schild von ſich, und aus vielen hundert Kehlen in die dämmernde Morgenfrühe hinauf — deutſch und lateiniſch durcheinander — klang der alte Lobgeſang:

Gnade, du, nicht in Zeit
Nein, in Unendlichkeit,
Immer erneut:
Herr Gott, wir danken dir,
Herr Gott, dich loben wir
Ewig wie heut!

Nunquam resolvitur,
Nunquam revolvitur
Credens in te:
Gratias agimus,
Gratias canimus
O domine!

Sechstes Buch.

I.

Prachtvoll ging die Sonne des jungen Tages auf über dem Mainthal: der Himmel strahlte in wolkenloſer Bläue: auf wieviel Glück und Freude ſah er hernieder!

Viele Tauſende von Menſchen, die mit Entſetzen, mit Furcht vor ſchwerer Strafe durch den allwiſſenden Richter die Mitternacht herangewacht hatten, lagen nun auf den Knieen und prieſen, unter ſtrömenden Thränen, die oft von ſeligem Lächeln, ja von lauten Jubelrufen unterbrochen wurden, die Gnade des großen, des barmherzigen Gottes, der ſeinen Geſchöpfen nach wie vor die ſüße Luft des Atmens belaſſen und vergönnt hatte.

Wo heute in Würzburg nahe der Brücke der ſtattliche „Vier-Röhren-Brunnen“ ſteht, da ſcharen und verweilen ſich am Morgen und am Abend gar gern die Mägde, nachdem ſie das Waſſer in ihre auf dem Rücken getragenen „Butten“ geſchöpft haben. Gar oft läuft die Butte über, weil zwar ſie mit Waſſer gefüllt iſt, aber noch nicht das harrende Mägdelein mit den Neuigkeiten — meiſt nicht ſo lauterer Art wie Brunnenwaſſer! — welche ihr die Nachbarsmagd, die Freundin, zuträgt; oder mit den Koſeworten, die ihr der ſchon lang hier ihrer wartende Schatz zu ſagen hat.

Damals ſchon war an derſelben Stelle ein tiefer Ziehbrunnen gegraben, der reichlich Waſſer ſpendete: ein paar Lindenbäume ſtanden im Kreis um das runde Gemäuer aus rotem Sandſtein herum und in den Äſten eines derſelben war das Holzbild Sankt Kilians, in grellſten Farben gemalt, unter einem vorſpringenden dreieckigen Schutzdach angebracht.

Dieſer Brunnen und ſeine ſchattige und zugleich geweihte Umgebung war auch damals ſchon ein Lieblingsort der Würzburger, die ſchon damals erſtaunlich viel über ſich ſelbſt — und zumal über andere Leute! — zu plaudern hatten; hier und auf den Stufen, die zu der nahen Brücke hinanführten, drängten ſich die Leutchen zuſammen, wann es etwas zu erzählen gab. Und es gab immer etwas zu erzählen zu Würzburg, obwohl — ſtreng genommen — nicht gerade ſehr viel dort, in der frommen und weinfrohen Stadt, ſich zu ereignen pflegte.

Aber heute, — am fünfundzwanzigſten des Brachmondes des Jahres eintauſend, — da gab es allerdings einiges zu erzählen! Und es iſt den Würzburgern von damals kein Vorwurf daraus zu machen, daß ſie dieſe Gelegenheit, ſich einmal auszuſprechen, ſich nicht entgehen ließen, ſondern recht ergiebigen Gebrauch davon machten. Das wichtigſte von allem war ihnen, daß ſie überhaupt noch vorhanden waren; auf dieſe erfreuliche Thatſache kamen ſie immer wieder zurück.

Um den Brunnen und auf den Stufen der Brücke und auf dieſer ſelbſt wogte eine mächtig bewegte Menge, Männer, Weiber und Kinder, Bürger, Geiſtliche, Mönche, Reiſige des Biſchofs — alles durcheinander. Es litt die Menſchen nicht in der Einſamkeit, nicht in den engen Häuſern: das Gemüt, von ſo gewaltigen, widerſtreitenden Eindrücken der Furcht, des Grauens, der aufatmenden, aufjauchzenden

Erlöſung durchzittert, ſuchte nach dem Ausdruck ſeines aufs tiefſte erregten Innern. So liefen denn die Leute überall zuſammen und wurden nicht müde zu reden von der überſtandenen Angſt, von dem wilden Kampf mit den Wenden, von der Gewißheit der Errettung. Zumal auf der Mainbrücke ſtanden die Menſchen dicht gedrängt, ſahen flußaufwärts und flußabwärts und hinan zu der ragenden Burg und freuten ſich, daß ſie noch lebten, und zeigten einander, wie ſchön und freundlich alles ſei, die bewaldeten Hügel und die rebenbewachſenen Gelände und der helle glitzernde Sonnenſchein auf dem lieben alten Main! So ſchön, meinten ſie wohl, ſei's noch gar nie geweſen in der trauten Heimat. —

„Nun," ſprach einer der jungen Bürger, — dem alten Bezzo auf die Schulter klopfend, „gar manchem kamen die Wenden zum Verderben, aber Euch kamen ſie zur Erleuchtung." „Und mir zum Glück!" rief Gericho, ſein Liebchen um die Hüfte faſſend. „Freilich," lächelte Rosbertha, ſich an ihn ſchmiegend. „Sonſt hätt' der Vater nie eingeſehen, wieviel mehr du wert biſt als der dicke Spedilo mit all ſeinem Gelde." „Nun ja," rief Bezzo gutgelaunt, „wie konnt' ich glauben, daß mein beſter Freund ein ſolcher Tropf iſt? Wir ſtanden nebeneinander auf der Wieſe gegen die wendiſchen Reiter: — im erſten Anlauf ritten ſie uns über den Haufen! — ich lag unter einem erſtochenen Gaul, der mich ſchier zu Tode drückte. Da lief Spedilo an mir vorbei." „Nach Hauſe!" lachte Gericho, unterbrechend. — „‚Hilf mir, Nachbar,' keuchte ich, ‚hilf mir hervor. Ich erſticke.' Was antwortete mir der Lump? ‚Schad' nicht! Erſtickt iſt auch geſtorben.' Und lief weiter. Aber dieſer wackre Burſche da — oft gab ich ihm zu Unrecht harte Namen! — er ſah mich von fern, brach ſich Bahn mitten durch die Wenden, riß mich unter dem Roß

hervor, deckte mich mit ſeinem Leib und — rettete mein Leben.“ „Ja, und Hieb und Stich traf ihn dabei,“ klagte Rosbertha zärtlich. „Bah, Kopf und Herz und auch beide Arme blieben ganz,“ lachte Gericho, umſchlang und küßte ſie.

„Aber ſagt,“ forſchte der Alte, „noch weiß ich immer nicht — wir ſtanden ja am weiteſten rechts ab — wie kam es denn, daß von links her der alte Rado — gerad' noch zu rechter Zeit! — den Wenden in die Flanke brach, mitten aus dem Grafenwald hervor?“ „Ja,“ erwiderte Gericho, „das hab' ich auch nur zum Teil herausgebracht aus den letzten Worten, die er mit Junker Hellmuth — Gott ſegne ſeine Klinge! — tauſchte. Als ſie den Herrn Biſchof auf den Schild gelegt hatten, kniete Herr Hellmuth — ich kam gerade dazu — neben dem Alten nieder und wollte ſeiner Wunde pflegen. Da ſprach der: ‚Laßt's gut ſein! Ich fahre zu Ihm! Dem Sieghelfer. Gut hat er diesmal geholfen. Lange, lange harrte ich auf Euch, Junker, an der beredeten Stelle, — Ihr kamt nicht —‘“ „Verſteh' ich nicht,“ meinte Bezzo. — „Verſteh's auch nicht. Aber der Junker verſtand ihn; er antwortete: ‚Mich führte höhere Pflicht in die Stadt zurück.‘ Und Rado fuhr fort: ‚Plötzlich entbrannte tief unter mir — auf der Straße, — bald auch neben mir in den Weinbergen der Kampf. Ich ſah — wie wir's vorausgeſchaut — die ſchwarzen Scharen von Süden gen Norden vorſtürmen: — immer mehr Raum gewannen ſie! — Da lief ich zu den Bürgern, nördlich von mir, die in den Weinbergen nur noch ſchwer ſtandhielten, raffte ein Häuflein, das mir gern folgte, zuſammen, eilte mit ihnen in den Wald und auf Pfaden, die nur dem Luchs, mir und noch Einem bekannt, führte ich ſie den Unholden in Flanke und Rücken. Und Woden half: er that das übrige.‘“

„Woden!“ flüſterte Rosbertha und bekreuzte ſich, „den darf man gar nicht nennen.“ — „Der Junker und ich ſahen wohl, daß der Alte dem Tode nahe ſei: denn er redete nun ganz wirr: daß er den Schwarzen, den Rauchrieſen nun doch glücklich erſchlagen habe. — Und der Junker erfüllte die letzte Bitte des Alten, daß er nicht, wie alle Verwundeten, in die Stadt gebracht werden ſolle — auch die Feinde, ſo hatte der Herr Biſchof noch befohlen — zur Heilung und, falls ſie ſtürben, zur Beſtattung: — ſondern vier Bürger trugen Rado auf ſeinen Wunſch an den Main hinab unter die alte Rabeneſche. Sein grauer Hund, aus tiefer Wunde blutend, wich nicht von ſeiner Seite.“

„Da ſchaut!“ rief Rosbertha. „Wer fährt dort davon — gegen das Oſtthor hin — in dem Wagen, — dem leinwandüberzogenen?“ „Das iſt Iſaak, der Jude,“ antwortete Bezzo. „Aber Vater, er iſt ja getauft,“ mahnte Rosbertha. — „Bah, ſcheint nicht geholfen zu haben auf die Dauer.“ „Wieſo?“ fragte Gericho. „Er fehlte nie in der Dommeſſe.“ — „Wohl! Aber jetzt — wißt ihr's noch nicht!“ „Nein! Was denn?“ fragten viele Stimmen zugleich. „Heute früh,“ erzählte Bezzo, „kam ſeine Mutter zu meinem Röschen da —“ „Die wackre Frau!“ rief das Mädchen. „Hat mir oft die frühverſtorbene Mutter erſetzt.“ — „Und teilte ihr mit, ſie und ihr Sohn verließen für immer die Stadt, ja ſogar das Reich. Sie gingen nach Jeruſalem. Ihr Sohn . . . —“ „Er war oft recht wenig freundlich gegen ſie!“ ſchalt Röschen. — „Ja, aber jetzt ſei er ganz lammfromm und ſo voll Ehrfurcht und Gehorſam gegen ſeine alte Mutter! Und die Alte übergab meiner Tochter eine Schrift: für den Herrn Biſchof — es kann ja niemand zu dem Sterbenden! — darin verſchenkt Renatus ſeinen Hof in der Stadt und alles, was drin

ſteht und liegt: aber an wen? Nicht an die Heiligen, nicht an ſeine Glaubensgenoſſen, die Chriſten! Nein! Der Herr Biſchof ſoll alles verkaufen und der Erlös ſoll eine Stiftung werden zur Unterſtützung armer — Juden in Stadt und Bistum. Da grüßt die Alte nochmal mit der Hand aus dem Wagen! Nun, gute Fahrt nach Jeruſalem!"

„Ob der Herr Biſchof das wohl ſo ausführt?"

„Gewiß! Wenn er mit dem Leben davon käme. Aber . . ." — „Man ſagt, es ſteht ſehr, ſehr ſchlecht!" — „Ja! Das Meſſer, das ſeinen Hals traf, ſoll vergiftet geweſen ſein. Er muß ſterben!"

„O der arme, brave Herr!" klagte Rosbertha. „Der herrliche Held!" rief Gericho. — „Seine beiden Junker pflegen ihn." — „Und Herr Blandinus." — „Nein. Der liegt ſelber wund danieder." — „Wo? Im Biſchofshauſe?" — „Nein! Bei Wartold draußen. Er eilte, ſowie der Biſchof zurückgebracht war, dorthin. Der Knecht Wartolds erzählte es mir, der in die Stadt lief, einen Arzt zu erbitten von den grauen Mönchen." „Ja, ja," lächelte Röschen. „Der Junker ſtrich immer hinter der runden Runel drein." „Blandinus kam eilends, um zu ſehen, was aus ihr geworden," fuhr Gericho fort. „Als er ſie heil und unverſehrt fand, atmete er tief auf und brach zuſammen. Er hat ſich in dem Strauß — hätt's ihm nicht zugetraut! — manchen Hieb und Stoß geholt. Nun liegt er draußen in dem Gärtnerhaus und die ſchlimme Runel pflegt ihn und weint dabei, daß ihr die hellen Thränen über die dicken Backen laufen und Schnufilo — ſonſt eben nicht ſein Freund! — leckt ihm die Hände. So erzählte der Knecht, ſelbſt voll Staunen. Ja, ja! es hat ſich gar manches gewendet mit der Sonne in dieſer Sonnwendnacht."

„Aber ſagt," fragte Bezzo, „wie konnte es nur geſchehen, daß die Leute in dem Gärtnerhof verſchont blieben,

während doch die Wenden . . . —?“ „Da kommt der alte Wartold ſelbſt!“ rief Gericho. „Mit einem großen, wunderſchönen Strauß von Lilien,“ ſprach das Mädchen. „Kommt, Vater Wartold, Ihr ſeid müde. Man ſieht's an Eurem Schritt. Setzt Euch ein wenig zu uns, hier, auf den Brunnenrand. Wir rücken zuſammen. Erzählt uns doch, wie es Euch ergangen. Ihr ſeid gar ſeltſam bewegt.“

II.

„Dank euch, danke, gute Leute,“ erwiderte der freundliche Greis, mit dem ſanften, roſigen Geſicht, vom weißen Haar umwallt. „Bewegt! Ja, liebe Nachbarn! Welch Gemüt ſoll da nicht bewegt ſein, bei ſo wunderbarer Führung durch den Herrn? Den Bruder hab' ich dieſe Nacht verloren und die alte Großmutter: und doch hab' ich Gott für reiche Gnade zu danken.“ „Erzählt, erzählt!“ drängten alle. „Ja, ja,“ begann er langſam. „Wunderbar ſind die Dinge verlaufen in dem kleinen taubenumflatterten Haus. Es war ſchon faſt dunkel geworden, da ſprach ich zur Großmutter: ‚Mutter Ute, gebt mir Urlaub, mir und dem Kind Fullrun.‘ ‚Wohin, mein Sohn?‘ fragte ſie. ‚Die Stunde des Gerichtes naht. Wir wollen ſie doch miteinander erwarten und erleben.‘ ‚Gewiß!‘ tröſtete ich. ‚Lange vor Mitternacht ſind wir zurück. Ich habe noch eine dringende Arbeit.‘ ‚Aber Wartold!‘ mahnte die Gute. ‚In ein paar Stunden iſt alle Menſchenarbeit zunichte, und ihre Frucht vergeblich.‘ ‚Nicht die meine, Mutter,‘ erwiderte ich. ‚Sieh, unſere Lilien hier im Garten ſind verblüht und verſengt vor der Zeit. Es war gar ſo heiß in dieſen

letzten Tagen und so trocken hier oben und staubig neben der großen Straße. Ich gehe hinunter an den Fluß und hole frische aus meinem Neugarten dort. Soll ich die Stirnen der Seligen mit welken Lilien schmücken? Für meine Friedlindis ist nur das Schönste schön genug.' In dem weit abgelegenen Neugarten angelangt mit dem Kinde, konnt' ich mich lange nicht trennen von meinen Blumen, geraume Zeit, nachdem ich die schönsten ausgesucht und geschnitten. Auch die ich stehen ließ, sprengte ich — zum Abschied! — noch mit Wasser aus dem Fluß.

Als ich nun mit meiner Arbeit zu Ende war und allmählich an die Rückkehr dachte, da loderte in der Ferne südlich von unserem Höflein eine rote Flamme in den dunkeln Nachthimmel: bald folgte, immer näher rückend, der Heerstraße entlang, eine zweite, dritte: und während wir noch zagend berieten, was das zu bedeuten habe, drangen auch schon von der Stadt her die Waffenrufe der Wächter auf den Walltürmen, ja bald auch von der Straße her verworrener Lärm, Schreien, Waffenklirren an unser Ohr. Erschrocken barg ich mich und vor allem mein holdblühendes Kind in den dichten Gebüschen des Gartens: — denn daß hier Räuber und Feinde drohten, war mir bald klar: ich dachte es seien die schlimmen Bauern! — Hier lauschten wir, bis der Lärm, der unverkennbare, eines scharfen Kampfes vertoset war: jetzt erst wagte ich — immer noch sehr vorsichtig — den Rückweg einzuschlagen. Wir trafen unseren Hof unversehrt: so weit waren die Wenden nur auf ganz kurze Zeit vorgedrungen, wir fanden bloß die Spuren weniger Rosse im Sandweg des Gartens, der alten Frau thaten sie nichts zuleid." „Aber wehe, trafen sie Fullrun!" rief Gericho. — „Das nächste Haus, etwa dreihundert Schritte weiter südlich, stand in hellen Flammen: wie staunten wir, als wir die blinde Frau auf der

Schwelle aufrechtſtehend fanden: ihr weißes Haar flog im Nachtwind: ſie wies mit der ausgeſtreckten Rechten auf die rote Flammenſäule und rief: ‚Seid ihr endlich zurück? Ich erwarte euch ſchon ſolange. Sehet ihr, ſehet ihr? Alles erfüllt ſich wie mein Konrad geſagt. Der Tag des Gerichts, der Tag des Herrn iſt angebrochen. Hörtet ihr nicht das Gefecht? Und die Drommeten der Engel des Herrn? Ich hörte ſie vorbeiraſſeln auf ihren Roſſen, hörte ihre Waffen klirren: ſie haben gekämpft gegen die Unholde des Abgrunds: grell ſchrillte deren Geſchrei — wie einſt der Hunnen! — in mein Ohr: ſie waren ſchon ganz nah: — ich meine, ich hörte ſie im Garten. Die Teufel ſind geworfen und geflohen. — Dort aber — dort — von wo der Rauchqualm herweht — dort — ich ſeh' es mit den Augen der Seele! — da nahet in flammenden Lohen, im weißen Gewande der Seligen mein Kurt, das Mägdlein trägt er — wie damals — auf dem Arm! Er holt mich! Er winkt! Er ruft mir. Ich komme. Du haſt wahr geſprochen: im Sterben ſeh' ich dich wieder. Ich komme.' Und ſie ſank, ein ſelig Lächeln um die Lippen, zurück in meine Arme und war tot." Und er weinte bittre Thränen, der alte Mann.

„Welch ſchöner Tod!" ſchluchzte Rosbertha, ſich an ihren Schatz ſchmiegend und die Augen wiſchend.

„Die ſchönſten meiner Lilien wand ich um ihre Stirn. Dieſe hier bring ich dem guten Herrn Biſchof — ach! für ſeinen Dom waren ſie beſtimmt: — nun werden ſie wohl ſeine Totenbahre ſchmücken." „Und was iſt mit Eurem Bruder?" fragte Gericho. „Der Knecht erzählte — iſt es wahr? . . . er iſt nicht gefunden worden unter der Rabeneſche?" „Es iſt ſo," nickte Wartold. „Weder er noch Giero, ſein Hund! Ihr wißt, der Baum ſteht nahe dem Fluß: — es ſchien auch eine Blutſpur über die Wieſe an

das Ufer zu führen. Aber vergeblich ſuchte ich mit dem Knecht und den Nachbarn das ganze Ufer ab, vergeblich mit den Mainſchiffern — die kennen gut die Wirbel und die Löcher im Bette — auch den Fluß. Ich wollte doch ſo gern die Leiche in geweihter Erde beſtatten, aber wir fanden nicht Mann, nicht Hund. Und ſchon — gleich nachdem das fruchtloſe Suchen vorüber war“ — — er erſchauerte und bekreuzte ſich. „Nun? was geſchah?“ forſchte Röschen in bangem und doch ſüßem Gruſeln. — „Nichts geſchah, liebes Kind. Aber die Nachbarn, die Schiffer, alle, die davon hören, raunen — — —“

„Nun was raunen ſie denn? Sagt's doch geſchwind!“ — „Ihr wiſſet, der Rabenbaum iſt der Sitz — iſt geweiht dem . . . —“ „Den man nicht nennen darf!“ warnte das Mädchen und ſchlug raſch wieder ihr Kreuz. — „Nun, eben dem ſoll — ſagen ſie — mein armer Bruder längſt ſeine Seele geweiht haben. Und der — ſagen ſie — habe ihn geholt, ſamt ſeinem Hund, ewig mit ihm zu jagen. Ja, ein Schiffer, der ſich im Mainſchilf vor den Wenden verborgen hatte, will geſehen haben, wie noch vor vollem Sonnenaufgang zwei Raben —“ „O weh!“ ſchrie das Mädchen. „Das ſind ſeine Begleiter.“ — „Vom Feuerſchein der brennenden Dächer grell beleuchtet über das toſende Schlachtfeld hin geflogen ſind und auf der Eſche aufgebäumt haben. So betet manchmal, liebe Nachbarn, betet für meines armen Bruders Seele.“

III.

In Vertretung des Biſchofs hatten Hellmuth und Fulko alle erforderlichen Maßregeln getroffen.

Die Toten vor dem Südthor wurden beſtattet, die Spuren und Schäden des Kampfes nach Möglichkeit getilgt. Hellmuth ritt als Herold, einen Drommetenbläſer voran, durch die Straßen, verkündete den in der Stadt Verbliebenen, zu welchen doch nur wirre, abgeriſſene Kunde der Ereigniſſe dieſer Nacht gelangt war, feierlich das Geſchehene und forderte alle Burgenſen auf, mit Weibern, Kindern, Knechten und Mägden in den Dom und in die übrigen Kirchen und Kapellen der Stadt zuſammenzuſtrömen, wo überall Dankgottesdienſt gehalten werden ſollte. Sie ſollten beten für die Erhaltung ihres tapfern Biſchofs, der, ein echter Hirte, ſein Blut gelaſſen in Verteidigung ſeiner Herde, — und den nur ein Wunder Gottes noch vom Tode retten könne.

Es war allbekannt, die kurzen Wurfmeſſer der Wenden waren vergiftet. Und als der Wunde ſchon während er, von Blut überſtrömt, auf einem breiten und langen Standſchilde von ſechs ſeiner Reiſigen behutſam in die Stadt zurückgetragen wurde, das Bewußtſein verlor, da gaben ſeine Getreuen ihn verloren. Und man wagte doch nicht die tödliche Klinge aus der Wunde zu ziehen: man fürchtete, alsdann werde der Biſchof, der ſchon ſehr viel Blut verloren, ſich rettungslos verbluten. Man hatte das Lager des bleichen Mannes in dem geräumigſten luftigſten Gelaſſe des Dombaues, der Bücherei, aufgeſchlagen: man wußte, ſie war — nach dem Waffenſaal, aus deſſen Vorräten die Bürger waren ausgerüſtet worden — der Lieblingsaufenthalt Herrn Heinrichs geweſen. Wie viele

Nachtſtunden hatte er hier durchwacht, den ſchweigenden Gang der Sterne verfolgend, ein ſtiller, einſamer Mann, „wachend und betend“ und doch gar oft „in Anfechtung fallend“!

Der Wunde fand die volle Beſinnung nicht wieder: auch nicht, als er ſanft von dem Schild herab auf ein Pfühl in der Bücherei gelegt wurde; wohl war es ihm einmal, gleich beim Eintritt in die Stadt — noch unter dem Thorbogen — geweſen, als beuge ſich ein bleiches, ſchönes Frauenantlitz auf ihn herab, als fühle er eine leiſe Berührung ihres Mundes: — dann hatte er eine große, große Erleichterung des Atmens verſpürt — aber er ſagte ſich gleich ſelbſt, das ſei ein Gebilde ſeiner Träume, des Wundfiebers.

Lange, lange Zeit lag er ſo. —

In dem Biſchofshauſe ſammelten ſich, nachdem die weltliche Arbeit des Tages erledigt und der ſchuldige Dank dem Himmelsherrn dargebracht war, die nächſten Zugehörigen des wunden Mannes. Es waltete nicht nur in der Bücherei, auch in den andern Räumen des Hauſes jene bange, atemverhaltende Stille, welche die Sorge um das Leben eines geliebten Kranken verbreitet; wer einmal ihren beengenden Druck laſten gefühlt auf der Seele, vergißt ſein nie mehr.

In einem Vorſaale der Bücherei ſaßen Hand in Hand die beiden Liebespaare: ſie ſprachen in bangem, leiſem Flüſterton.

„Wie traurig!“ klagte Fulko. „Wir andern alle dürfen uns der geſchenkten Welt erfreuen. Iſt es doch, als habe Gott der Herr die Erde zum zweitenmal für uns geſchaffen! und nur Er — der Beſte von uns allen! — ſoll ſich nicht mit uns des geſicherten Daſeins erlaben.“ „Ja, aber,

Liebſter," koſte Minnegard, verſchämt das Köpflein an ſeiner Schulter verſteckend. „Nun ſteht die Welt immer noch! Und die Welt und alle Leute werden ſchelten: — — — es iſt ſchreckbar, wie ſie alle ſchelten werden! Und wenn ſie erſt alles wüßten, wie der liebe Gott es weiß, dann würden ſie gar nie mehr aufhören!"

Feſt ſah Edel dem Geliebten in die Augen: „Ich ſage der Welt und dem Herrn Biſchof, bevor er ſtirbt, alles. Und fürchte mich nicht." Er drückte ſchweigend ihre Hand.

„Ja, das iſt keine Kunſt, ſtreng Schweſterlein," lächelte die Braune. „Erſtens hat der Herr Biſchof dich nie zur Nonne beſtimmt: — was will er Beſſeres für dich als einen Eheherrn wie dieſer junge Ritter Georg? Und zweitens" — ſie ſtockte, ſie errötete, und ſchmiegte das Haupt wieder an die Bruſt des Geliebten. „Nun, was, mein Liebling?" — „Kann's nicht ſagen." — „Nur mir ins Ohr — ins Herz vielmehr." — „Die andre hat wohl nicht ſoviel zu geſtehen — oder doch im ſtillen zu bereuen: nein," brach ſie leidenſchaftlich aus, „nicht ſoviel zu bereuen, nein, ſelig zu bejubeln!" Und ſie küßte ihn heiß auf den Mund und umſchlang ſeinen Nacken mit beiden Armen.

IV.

Schon fielen ſie ſeitlich ein, die Strahlen der ſinkenden Sonne des langen, langen Sommertages durch die Öffnung des Bogenfenſters: — der dunkelgelbe Vorhang war zurückgeſchlagen —: ein goldiger Streif ſpielte auf dem dunkelfarbigen Kopfpolſter und berührte das bleiche Antlitz des

ſtillen, blaſſen Mannes: — da holte der auf einmal tief und voll Atem und ſchlug die Augen weit auf.

„Wo bin ich?“ fragte er matt. „Nicht im Sarg! Nein. Es iſt hell. Nicht im Jenſeits — nein — das iſt — was da hängt — o Gott! es iſt mein Schwert! — Ringsum die Wände — meine Bücherei. Ja, ja! Die Welt ſteht! Mitternacht war ja auch ſchon vorbei. Gott — ich danke, daß du die Heiden von der Stadt gewehrt — ich ſah ſie fliehen! — nun will ich gern ſterben.“ „Nein, Herr Biſchof, nicht ſterben. Leben ſollt — leben werdet Ihr jetzt,“ ſprach da eine wunderliebliche Stimme und über ihn neigte ſich ein ſanftes bleiches Antlitz und zwei Thränen fielen auf ſeine Wangen. „Heilfriede! Nein, das war diesmal kein Traum. Und wir ſind nicht geſtorben — beide?“ Sie ſchwebte leiſe an die Thüre des Vorſaals und winkte den dort Harrenden, einzutreten. „Geſtorben? Nein. Gerettet ſeid Ihr, Herr Biſchof!“ jubelte Fulko und küßte ſeine Hand. „Gerettet durch dieſe Frau!“ rief Edel. „Das iſt gar keine Frau,“ beſſerte Minnegard, „das iſt eine Heilige.“ „Ein Engel auf Erden,“ ſchloß Hellmuth. „Und es war auch kein Traum,“ lächelte die ſtille Frau, die nun zu ſeiner Linken kniete und ihm einen Heiltrunk reichte, „daß Ihr mich ſchon vor Stunden geſehen.“ „Wir zagten, wir verzweifelten ob Eurer Wunde —“ begann Fulko. „Wir fürchteten das Gift, und wußten — auch der Kloſterarzt nicht — Hilfe,“ klagte Edel. „Aber Frau Heilfriede!“ fuhr Minnegardis freudig fort. „Weiß Gott, wie ſie auf einmal, — ſchon im Thorbogen — da war,“ rief Fulko. „Sie beugte ſich ſofort über Euch,“ ergänzte Hellmuth. „Und obwohl der Kloſterarzt verbot, das Meſſer zu entfernen, zog ſie es ſanft heraus. Viel Blut floß nach! Und dann . . . Ja dann! Obwohl der Arzt ſie warnte, es gebe Gift, das

nicht nur im Blut, auch im Magen den Tod bringe —“ „Kein Wort ſprach ſie,“ rief Fulko, „ihren Mund preßte ſie auf Euren Hals und ſog die Wunde aus in tiefen Zügen.“

Da ſchaute Herr Heinrich verklärten Blickes auf zu der Errötenden; die ſchlug die langen blonden Wimpern nieder.

Nun ſchloß auch der Wunde die Augen: — aber er konnte doch nicht hindern, daß ſie weinten; er griff nach ihrer Hand; ſie ließ ſie ihm willig. „Aber auch ich werde nicht ſterben,“ ſprach ſie beſchwichtigend. „Viele Stunden iſt's her. Längſt hätte das Gift gewirkt. Ich aber — ich bin ganz wohl. Ach, und ich bin ſo glücklich.“ — „Wie . . wie war doch alles . . vorher? Nach unſrer Unterredung? — Was hab' ich doch . . . dann — vor dem Gefecht — noch gethan?“ Da fiel ſein im Saal umherſuchender Blick auf das Räucherbecken. Er ſtieß einen jähen Schrei aus und fuhr empor aus den Decken: er wollte ſich aufrichten: aber matt ſank er zurück. „Um Gott!“ ſtöhnte er. „Nun ſteht die Welt noch! Und ich — ich Unſeliger! Was hab' ich gethan! Weh mir! Sankt Burchhards Recht — den Beweis! — hab' ich zerſtört. Die Schenkung . . . die Urkunde Kaiſer Karls hab' ich verbrannt!“ Und er hob die beiden geballten Fäuſte und wollte ſie ſich in das Antlitz ſchlagen. Schrecken ergriff die andern: aber zwei weiche Hände haſchten die Fäuſte und zogen ſie ſanft hernieder auf die Bettdecke: „Daran habt Ihr ſehr recht gethan, Herr Heinrich,“ ſprach die herzgewinnende Stimme. „Ich wollte Euch gerade bitten, es zu thun. Denn ſie war falſch.“ „Was? Was ſagt Ihr?“ rief Heinrich. „Unmöglich! Jener . . Berengar . . verſtand ſich ſcharf auf Urkunden.“ — „Jawohl. Nur allzu ſcharf! Er verſtand auch, ſie zu fälſchen. Gemäß Eurem Gebot ward auch er in die Stadt

getragen. Ich ſah nach ſeiner Wunde; ich ſagte ihm, er müſſe ſterben. Und nun ſterbend, in den Qualen des Todes, zitternd vor der Hölle, hat er all ſeine Schuld bekannt und bereut. Er hatte mit Zwentibold abgeſchloſſen: — er glaubte nicht an das Ende der Welt: er wollte die Wenden in die Stadt laſſen und Euch ermorden. Er ſtarb, nachdem er mir aufgetragen, Euch zu bitten, ſein Machwerk zu zerſtören.“ „Ihr wollt mich . . . . ? Nein, dieſes Antlitz kann nicht täuſchen,“ rief der Biſchof und atmete beſeligt auf. — „Die Schenkung Kaiſer Karls war falſch: Ihr wart im vollen Unrecht gegen meinen Mann. Aber eine andre Schenkung — eines andern Kaiſers — die iſt echt. Eine Erſatzurkunde — für die verbrannte falſche — iſt Euch erworben.“ — „Ihr . . Ihr habt . . . ?“ — „Nicht ich. Und nicht aus meiner Hand ſollt Ihr ſie nehmen. Aus einer andern Hand. — Herr Heinrich,“ flüſterte ſie in ſein Ohr — „der Herr hat ſo große Gnade an Euch gethan . .“ — „Durch ſeinen lichteſten Engel!“ — „Ihr könnt jetzt nicht Groll in der Bruſt tragen.“ — „Nein. Ich vergebe dem toten Fälſcher.“

„Auch nicht gegen Lebende Groll. Herr Heinrich: unten im Waffenſaale ſteht mein Mann. Er traf bei Sonnenaufgang auf dem Schlachtfeld ein, mit dem Aufgebot der nächſten Gaue: — er hatte von dem Zug der Wenden auf Würzburg gehört, war ihnen auf dem Fuße gefolgt und hat die Flüchtigen in den Main geſprengt. Er wartet. Er hat Euch was zu bringen. Aus Italien. Vom Kaiſer Otto. Er ſelber hat's bewirkt, — ſchon vor vielen Wochen — und mitgebracht. Es iſt was Freudiges! Freude wird Euch nicht ſchaden — wird Euch gut thun. Darf ich Graf Gerwalt rufen?“

Er konnte nur ſtumm nicken.

„Aber vorher noch,“ ſprach die ernſte Frau jetzt gar

holdſelig lächelnd — „vor den Staatsgeſchäften — eine Stärkung. Sagt, ihr tapfern Junker — ihr wißt doch ſicher, wo hier im Biſchofskeller der beſte Wein liegt?“

Beide waren ſchon an der Thüre! Die Gräfin und die Mädchen folgten ihnen.

V.

„Supfo, Supfo!“ rief Hellmuth lautſchallend durch das Haus. „Wo iſt Supfo? Wo ſteckt der dicke Schalk?“ „Ich hab' eine Ahnung!“ lachte Fulko und eilte durch die Vorhalle auf die Fallthüre zu, welche die Kellertreppe ſchloß.

Da ward dieſe Thüre von unten aufgeſtoßen und auf der oberſten Stufe erſchien Supfo, ein ſtrahlendes Lächeln auf dem ſtark geröteten hübſchen rundlichen Geſicht; auf ſeiner linken Schulter lag, behaglich ſchnurrend Mucia, die Kluge, in der Rechten trug er einen mächtigen erzgetriebenen Krug, aus welchem ein ſtarker, herzerfreuender Duft aufſtieg.

„Ja Supfo! Wo wart Ihr denn die ganze Zeit?“ — „Da, wo ich hingehöre, ihr Gelbſchnäbel!“ — „Supfo — iſt es möglich? — Ihr habt? — während des Untergangs der Welt . . .?“ — „Na, iſt ſie untergegangen?“ — „Aber ſie ſollte doch.“ — „Nicht doch! Sie ſollte eben nicht! Hab' ich's euch nicht vorausgeſagt? Mucia und ich, wir wußten es beſſer.“ — „Aber Supfo! — Wann ſeid Ihr denn da hinunter?“ — „Vorgeſtern Abend.“ — „Und die ganze Zeit verſchlafen?“ — „Das iſt Verleumdung. Nur die zweite Hälfte.“ — „Und das Sturmblaſen von allen Türmen! Das Hinausſprengen der Reiſigen, den Auszug und den Einzug? Ihr hättet

wirklich die Posaunen des Gerichts auch verschlafen." — „Haben sie geblasen? — Was ich that in der ersten Hälfte der Zeit? Nun, der Griechenwein ist zu Ende. Das ist die Neige — diesen Vollkrug hab' ich für den Herrn Bischof und für euch gespart. — Wer war nun der klügste Mann in ganz Würzburg?" Und er lachte, daß ihm das runde Bäuchlein bebte, bis ihm Fulko erzählte, aus welchen Gefahren und Sorgen sie sich eben erst geborgen wußten. Da humpelte der Dicke — unglaublich rasch — die Treppe hinauf und an Herrn Heinrichs Lager und sank dort auf die Kniee und weinte, weinte Thränen des Schmerzes und der Freude durcheinander.

Während Hellmuth den Grafen Gerwalt aus der Waffenhalle holte, wartete die Gräfin mit den beiden Mädchen und Fulko im Vorsaal.

Da trat Minnegard an Frau Heilfriede heran und begann, ziemlich kleinlaut: sie schlug die Wimpern nieder — denn allzu glücklich für eine zage Bitte und geheimen Glückes zu süß bewußt leuchteten — sie fühlte das — ihre minneseligen Augen: „Was soll nun werden aus . . . aus uns beiden armen jungen Paaren? Wir hatten uns ganz darauf eingerichtet, daß heute nur der liebe Gott, der — leider Gottes! — doch ohnehin alles weiß, mit uns rechten werde können über das, was wir Mädchen diese Nacht gethan — oder doch: erlitten" seufzte sie, „und vielleicht nicht ganz heftig genug abgewehrt: — wer konnte aber heute Nacht um Hilfe gegen Entführer schreien? Es hätte doch niemand darauf gehört!" Da lachte Fulko. „Mein süßes . . . . Kind. Deiner Mutter Klosterwunsch galt nur für die alte Welt: — die ist heut' Nacht versunken: — nicht bindet er für die neue, die uns der Herr Gott heute

geſchenkt.“ „Das würde der Herr Biſchof ſchwerlich gelten laſſen,“ meinte die Frau Gräfin, drohend den weißen Finger gegen Fulko hebend: „aber getroſt. Herr Heinrich ſteht ſo tief in der Schuld des gnädigen Himmelsherrn, —“ „Und in der Eurigen,“ riefen die drei andern. — „Daß er auch ein Übriges an Güte thun muß — und wird. Seid ganz getroſt. Ich — ich führe eure Sache — aller vier.“

„Dann iſt ſie gewonnen!“ jubelte Minnegardis, warf ſich an ihre Bruſt und küßte ſie ſtürmiſch. „Wie ſollen wir Euch danken?“ fragte Edel, tief gerührt. — „Mein Dank iſt — euer Glück. Ich war auch einmal jung. — Da kommt mein Mann. Nun zu ihm . . . zu Herrn Heinrich.“

Am Lager Herrn Heinrichs ſtand Graf Gerwalt, eine ſtattliche, mannhafte Kriegergeſtalt in voller Waffenrüſtung, nur ein paar Jahr jünger als der Biſchof, aber ſein blondes Haar war weit weniger ergraut. Er hielt des Wunden Hand gefaßt und ſprach: „Ihr habt mir nicht zu danken. Was ich gethan, ich that's nicht Euch zu lieb' — ich that's fürs Reich. Ich kam zu der Einſicht, daß, wie die Dinge hier in der Stadt und im Gau nun einmal liegen, Biſchof und Graf, auch wenn ſie beide nicht ſolche Streitköpfe ſind wie wir, auch bei friedfertigem Sinn — unabläſſig in Hader über die Grenzen ihrer Rechte kommen werden, kommen müſſen. Deshalb hab' ich — und allerdings auch, weil ich den Rothenburger Heinrich als einen Mann kenne, der Land und Leute trefflich zu leiten und — wir haben's dieſe Nacht wieder erlebt! — zu ſchirmen weiß, bei Kaiſer Otto mit Hilfe Eures klugen Bruders, des Herrn Kanzlers, durchgeſetzt, was fortab — nun, ich leſe Euch ſeine Urkunde vor“; und er ließ ſich von Frau Heilfriede ein Pergament reichen mit dem großen kaiſerlichen Siegel und las:

„In dem Namen der heiligen unzerteilten Dreifaltigkeit Otto der Dritte, ein Knecht Jesu Christi und römischer Kaiser, Mehrer des Reichs, nach dem Willen Gottes, unsres Seligmachers und Erlösers. Was von unserer Majestät zu Erhöhung der Kirchen Gottes und seiner Heiligen gegeben wird, das, so hoffen wir, wird sonder Zweifel zur Stätigung unseres Reiches und uns zur Freude des ewigen Lebens ersprießlich sein. Darum sei kund allen unsern gegenwärtigen und künftigen Getreuen, daß wir um Willen der Bitten des ehrwürdigen Erzbischofs und Kanzlers unsres Reiches, Herrn Heriberts, auch auf verständige und für des Reiches Nutz zuträgliche eindringliche Vorstellung des tapfern Herrn Gerwalt, bisher Grafen des Ran- und Waldsassengaues und dazu aus besonderer Ehrung der wackern Dienste in Krieg und Frieden, die uns Herr Heinrich, weiland Graf von Rothenburg ob der Tauber- nunmehr aber Bischof von Würzburg, geleistet hat, diesem Herrn Bischof Heinrich und all seinen Nachfolgern zu Ehren des allmächtigen Gottes, Seligmachers der Welt, und der kostbarlichsten Martyrer Sankt Kilian, Sankt Coloman und Sankt Totnan geweihet haben, geschenkt und gewidmet zwo Grafschaften, genannt Waldsassen — mitsamt Stadt und Weichbild von Würzburg — und genannt Rangau in dem Lande, das man das Morgenfrankenland heißt, gelegen, die wir mit allem Zwang, allen Satzungen und unserm königlichen Banne, mit Ordnung und Gerichtsbarkeit, nichts ausnehmend von dem allen, was die Grafen oder sonst irgend ein Mensch von Herkommen und Gewohnheit wegen haben sollen, und dies alles mit aller Nutzbarkeit den obgeschriebenen Martyrern zu eigen gegeben und aus unsern Rechten und unsrer Herrlichkeit in des ehrwürdigen Bischofs Heinrich und seiner Nachfolger Recht und Herrlichkeit gänzlich übertragen haben: nämlich in der Gestalt, daß gemel-

deter, ehrwürdiger Bischof Heinrich und alle seine Nachfolger die vorgenannten Grafschaften wie immer es ihnen gefallen wird für und für ordnen, selbst verwalten oder einen andern als Grafen damit belehnen mögen, ohne daß wir, unsere Nachfolger oder sonst männiglich Eintrag und Widerspruch erheben mögen. Und damit diese unsere kaiserliche Übergabe nun und hinfort desto beständiger verbleibe, haben wir diesen Brief mit eigener Hand gefestigt und zu besiegeln geboten. Gegeben den dreißigsten Tag des Maien, nach der Menschwerdung des Herrn im tausendsten Jahr, in der dreizehnten Römer Zinszahl, in unseres des dritten Otten Königtum dem sechzehnten und unseres Kaisertums im fünften Jahr. Gegeben zu Rom: seliglich. Amen."

Herr Heinrich reichte ihm die Hand und suchte sein Auge, gewaltig hob sich ihm die Brust in tiefem Atmen. Es dauerte geraume Zeit, bis er sagen konnte: „Dank! — Heißen Dank! Und war mir doch geweissagt, ich würde nicht sterben, bevor ich meinen schlimmsten Feind erschlagen! Ich meinte, das .... war ..." „Nicht ich!" sprach Graf Gerwalt und strich ihm über die Stirne.

„Nein! — Das war .... ein anderer! — Aber Graf Gerwalt, was wird aus Euch?" Heilfriede legte die Hand auf ihres Gatten gepanzerte Schulter und sprach mit stolzfreudigem Blick: „Markgraf von Meißen wird er, mit herzoglichem Recht und Rang. Der große Held, Markgraf Eckhart, der Schreck der Slaven, der Schirmer unserer Marken dort, ist gestorben. Mein Mann tritt an seine Stelle. Sobald Ihr vom Lager erstanden seid, brechen wir dorthin auf."

Herr Heinrich nickte: „Er hat's verdient. — Zwei Grafschaften kann ich allein nicht selbst verwalten. Hellmuth soll den Rangau — Wo ist Hellmuth? ah dort! Sieh, Hand in Hand mit Edel? Nun möcht' ich doch

wiſſen auch von gar manchen andern noch: von dem Geſchicke ſo vieler der mir anvertrauten Seelen — wie hat all das gewirkt auf . . .? — ach auf viele! Und wie kommt es, — daß Minnegard, — ſie lehnt an Fulkos Bruſt! Ei ſchlimme Mündel! Berichtet und erklärt!“

„Nein,“ ſprach Frau Heilfriede ſanft, den Finger auf die Lippen legend, „heute wird nichts mehr berichtet und erklärt. Es iſt genug, faſt ſchon zuviel geweſen für einen wunden Mann. Morgen dann — da uns der liebe Gott nicht mehr bedroht! — morgen iſt auch noch ein Tag. Da mögt Ihr alles vernehmen: — wird Euch wohl manches wundern! Aber Ihr werdet mir eine Bitte nicht verweigern, Herr Hezilo?“

„Keine, Heilfriede!“ — „Jetzt, Herr Biſchof, ſprecht Euer Nachtgebet. Es wird draußen ſchon dunkel. Jetzt ſcheidet . . . auch du, mein Gerwalt — geht nun alle hinaus. Der Kranke muß ruhen, ſchlafen.“ „Aber er darf nicht allein bleiben,“ rief Minnegard. „Gewiß nicht! Ich will . . .“ ſprach Edel eifrig. „Nein, liebes Kind,“ erwiderte die ſanfte Frau, ihre Wange ſtreichend. „Das iſt mein Recht: ich bin doch ſeine älteſte Freundin.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.

Digitized by Google